

Briefmappe.

Redaktionelles:

Der neue Roman von Emile Zola „Paris“, unweifelhaft die gewaltigste aller bisherigen Schöpfungen des großen französischen Romanciers, erscheint gegenwärtig in der Halbmonatschrift „Aus fremden Zungen“. Daneben finden wir noch die Novelle „Tauwetter“ von Erna Juel-Hansen (aus dem Dänischen), ferner „Zwei Skizzen“ von Alberto Braga (aus dem Portugiesischen), sowie „Satire“ von Mihail Gimescu (aus dem Rumänischen), während in der „Deutschen Romanbibliothek“ ein Berliner Roman, „Die Frau Rat“ von Paul Oskar Höder, sowie die Erzählung „Pour passer le temps“ von H. von Beauclieu zum Abdruck gelangen. — Das erste Heft beider Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

G. G. R. in Louisville. Schönsten Dank für Ihre liebenswürdige Anerkennung. — Ihr Wunsch wird erfüllt werden, nur müssen Sie sich ein Weilchen gedulden.

O. R. in St. Neber solche Giftenfragen mögen Sie sich aus dem „Lexikon der feinen Sitte“ von Kurt Adelfels unterrichten (Stuttgart, Schwabacher, 8. Auflage, geb. M. 4.50).

Ludwig S. in Al. Mit Dank abgelehnt.

F. H. in R. a. Rh. Nicht auf literarischer Höhe und darum nicht verwendbar.

G. S. in R. Der „Berliner Lokalanzeiger“ dürfte am meisten Ihren Bedingungen entsprechen. (Monatlich 1.50 M.)

G. R. in Zr. Wir können uns auf solche Vermittlung nicht einlassen.

A. von A. in G. Die Dichtungen des Prinzen Emil von Schönau-Carolath sind bei G. S. Goelchen in Leipzig erschienen; sie erfreuen sich bereits der vierten Auflage.

Ph. H. e in Frankfurt a. M. Kein Auge dürfte trocken bleiben bei der Lektüre Ihrer schmerzlichen Dichtung:

Der Kirchhofsgang.
 Lönest Glode schwer und bang! —
 Lönst so dumpf, und ach, so falt! —
 Nah' mit Schred' du Kirchhofsgang! —
 Wagen rassel, — Peitsche knall! —
 Koffe schnauben, feurig, wild!
 In den Angeln marrt das Thor! —
 Vor mir steht sie — schön und mild, —
 Sanft und schön, wie nie zuvor. — —
 Starr, entsetzt weich ich zurück! —
 Ach — ein Traum — ein leerer Traum! —
 Keine Macht bringt Sie zurück!
 Und doch, — und doch glaub' ich's kaum! — —
 Ach! Ihr schlägt die Ruderkuhre!
 Ruderkuhre kalt und schauerlich! — —
 Totes Liebchen — schlafe nur!
 Schlumm're selig, ewiglich! — —
 Rauf' der Sturm am alten Haus,
 Wirft die leichten Jügel ab,
 Ueberfällt mich Schred' und Graus! —
 Bald auch finde ich mein Grab! — —
 An der Thüre pocht es leis, —
 Ruft: Wann kommest, Edgar, du? —
 Von der Stirne tropft der Schweiß,
 Und ich finde keine Ruh! — —
 Neun Uhr schlägt die Ruderkuhre
 Dampf; — und jener letzte Schlag
 Etodte, — eine Weile nur; —
 War das der letzte Schlag? —
 Ueber jenem Eichenhain
 Der mir sonsten Ruhe gab
 Liegt grauer Dämmerstein! —
 Liegt still wie's stumme Grab!
 Wie vergänglich alles Sein!
 Ach, wie rasch entflieht das Glück;
 Alles Trug und falscher Schein,
 Gilt'ler Trug und böse List! — —
 Gerne geh' ich nun den Weg,
 Den der Mensch nur einmal geht! —
 Gew'iger Ruhe kurzer Weg! —
 Leise nur das Herz noch bebt, —
 Tönet Gloden, schwer und bang! —
 Tönet mächtig noch einmal! —
 Leitet mich auf letzten Gang! —
 Dank sei Euch viel Tausendmal! —
 Kränze, Blumen, Trauerflor!
 Trauernd schwarzes Mädchenmeer!
 Herz, o Herz, was geht hier vor!? —
 Herz, ich kenne mich nicht mehr! —
 Kalter, dumpfer Grabgesang! —
 Schauerliches Grabgebet! —
 Gloden tönet, schwer und bang,
 Für ein Herz, das schlafen geht!

R. v. in Melbourne. Diesmal haben Sie doch unrecht. Allerdings ist es eine redaktionelle Last, mit Anfragen über irgendwelche gleichgültige Dinge, über die sich bequem auf andern Wege Auskunft erhalten ließe, behelligt zu werden, und solche müßige Fragen beantworten wir auch nur in Ausnahmefällen. Dagegen ist es uns ein Vergnügen, zu sehen, wie die Fäden zwischen Abonnenten und Redaktion sich über Land und Meer zu einem immer festeren Bande gestalten, und Zuschriften wie die Ihrige sind uns eine hohe Freude.

R. F. in Ludwigshafen. Schönsten Dank für das hübsche Verschen, mit dem Sie unsre Neujahrsgrüße erwidern.

Franz R. in W. Ihre freundlichen Grüsse und Wünsche können wir, da ja unser Blatt längere Zeit zur Herstellung erfordert, nur verspätet erwidern, aber sie sind darum nicht minder herzlich gemeint. Auf weiteren fröhlichen Verkehr auch im neuen Jahre und in allen folgenden!

S. F. in Rastillon, Ohio. Der Verwirklichung Ihres Wunsches haben sich Schwierigkeiten in den Weg gestellt, die noch nicht überwunden sind.

Abonnent in Zürich. Wir werden Ihren Wünschen nach und nach zu entsprechen suchen, doch muß berathen, von langer Hand vorbereitet werden, und so mögen Sie sich vorläufig gedulden.

Old girl in Ulm. Gisela B. in Prag, Mädchen aus Westfalenland, Lisa und Fina in M., A. B. D. in Greifeld, Joh. P. in Särth, D. W. in Beseel, A. D. in A.-B., Westpreußen. Neunjähriger Abonnent in Gasse, Johannes B. in B., Schönsten Dank und herzlichster Gedulde der Grüsse!

R. S. in W. Der Kläddeemann-Verein ist am 12. Oktober 1897, dem Verdigungsstage des zu Berlin verstorbenen Komponisten, Konzertsängers und Musikschiffers Martin Kläddeemann, begründet worden. (Zahresbeitrag 4 Mark.) Zweck des Vereins ist: Pflege der Kläddeemannschen Kompositionen, speziell der Balladen, sowie der Ausstattung der Ballade überhaupt, Sammlung und Herausgabe der ungedruckten Kläddeemannschen Werke, Erhaltung eines Grabdenkmals für den Verstorbenen. Vorsitzender des Vereins ist der auch als Musikschiffler vortrefflich bekannte Prediger Dr. Max Runge in Berlin, Paulstraße 9.

A. R. in Riga. Taubstumme von Geburt besitzen selbstverständlich Denkvermögen.

Merkur. Empfehlenswerthe Werke für Ihre Zwecke sind das Kaufmännische Universal-Konversationslexikon von Adolf Wendt (gebunden M. 3.—) und Rothchilds Schachkästlein des kaufmännischen Spielers (gebunden M. 1.—), beide in Schwabachers Verlag zu Stuttgart erschienen.

L. G. in W. Sudermanns neues Drama „Johannes“ ist im Verlage von J. G. Gotta Nachfolger in Stuttgart erschienen.

M. v. R. in W. Ein sehr empfehlenswertes Handbuch des politischen Wissenswerten ist die schon in zweiter Auflage erschienene „Deutsche Bürgerkunde“ von Landgerichtsdirektor Georg Hoffmann und Oberlehrer Dr. Ernst Groth (Leipzig, Fr. W. Grunow). In dem großen Labyrinth der Gesetzgebung erweist sich das Buch als ein zuverlässiger Führer. Guido F. in Wien. Für die Weihnachtsnummer kam leider Ihr Gedicht zu spät, aber es ist so schön, daß wir es noch nachträglich bringen:

(Bei Ueberreichung eines gestifteten Taschentuches.)
 Nehmen Sie zum Angebinde
 Dieses Tüchlein von mir hin;
 Daß es freundlich' Aufnahme finde,
 Verbürgt mir Ihr beiseid'ner Sinn.
 Jedoch möcht' ich mit ein'gen Zeilen
 Bei dem Zwecke noch verweilen.
 Wenn Sie sich bei Lang' eröthen
 Und Tropfen Ihre Stirne nehen,
 Oder wenn, ich soll's vermahnen
 Perlen sich am Näschen zeigen
 Wenn manchmal gar, Gott mag's nicht wollen
 Thränen aus den Augen rollen;
 Dann wird dieses Tüchlein kein
 Ihnen geru zu Dentken sein. —
 Es wird auch bei Stürmes Wüthen
 Vor Erkältung Sie behüten.
 Und wenn Sie's nach manchen Jahren
 Zur Erinnerung noch bewahren
 Dann wird es wie ein Band verbinden
 Die Zukunft mit der Gegenwart
 Sein Wäntchen einst dem Liebsten künden,
 Daß Gelene keiner that.
 Wie wird sich da mein Tüchlein freuen,
 Junge Ihres Glück's zu sein!

H. R. in S. Die Antikien aus den deutschen Kolonien, die jüngst als farbige Postkarten erschienen, sind jetzt auch in Form eines jährlichen Albums mit erläuterndem Text auf der Rückseite zu haben (Berlin, Deutsches Kolonialhaus).

H. A. in R. Für den Privatgebrauch ganz nett, aber für die Öffentlichkeit unzulänglich.

Junger Statistiker in G. Ueber den Raum, den jetzt London mit seinem räumlichen Gebiet einnimmt, liegen zuverlässige Nachrichten nicht vor. Den größten Flächenraum weist unter den derzeitigen europäischen Großstädten Kopenhagen mit 20 100 Ar auf, dem sich Budapest mit 20 090 Ar anschließt. Dann folgen Wien mit 17 812 Ar, Frankfurt a. M. mit 14 51 Ar, Paris mit 7802 Ar, Hamburg mit 7711 Ar, Köln a. Rh. mit 11 106 Ar, Berlin mit 6338 Ar, Rom mit 1572 Ar. Es kommt dabei allerdings nur die Gesamtgrundfläche in Betracht, ohne Rücksicht auf den bebauten Raum, den Straßengrund und die öffentlichen Gärten. Näheres über die Einzelverhältnisse finden Sie in Otto Hüners altschwäbischen „Geographisch-statistischen Tabellen“ (Ausgabe 1897, herausgegeben von Professor v. Junz, Frankfurt a. M. bei H. Keller) auf Seite 95 und 96.

Max F. in Dresden. Wir verstehen Ihre Anfrage nicht und bitten, sie deutlicher zu wiederholen. Eine frühere Anfrage ist nicht in unsre Hände gelangt.

M. R. in Moskau. Die Adresse der Autorin ist: Rom, Via Gregoriana 13.

Abonnent in L. Böhmen. 1. Wir werden Ihrem Wunsch zu entsprechen suchen. 2. Uns unbekannt.

Johanna R. in W. Mit Dank abgelehnt.
 Richtige Vorschläge sandten ein: Anna Müllner in Leipzig (2), F. Lorenz in Bismarck, Johanna und Alma v. F. in Wiesbaden, Dr. Brünner in Bismarck (3), Thessa Neuhart in Bismarck, „Abl“ in Bern, Ida Döwenthal in Sofia, „D.“ in Burgsteinfurt (2), in Paris (2), v. R. in Berlin (4), „Savilla“ in Warschau, Hans Müller in Göttingen, „Moseleblümchen“ in Göttingen (2), „Antonie und Emma“ in Warburg (3), „Raus und Mut“ in Warburg (2), F. R. in St. Ansgar (2), „Maria“ in Antares, Georg Fischer in Weimingen, Adelaide v. R. in P. (3), Leo Kladeemann in Detroit, „Wildeblume und Raul“ in Proich, „Biola“ in Palermo (2), „Värbete“ in Ulm (2), Dr. A. in Berlin, Käte D. in Lausanne (2), Fr. Henriette Hebling-Fischky in Zürich (2).

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.
 Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Alleinige Inseraten-Aannahmestelle bei Rudolf Mosse, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M., Wien, Zürich und dessen Filialen. — Anfertigungspreis pro dreispaltige Komparille-Zeile 1 M.

Aug. Spangenberg, Berlin SO. Neanderstr. 31.



Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserm Verlage ist erschienen:

Deutsches Kochbuch.

Von

Margarete von Hennigsen.

In originellem Einband mit farbiger Holzbrand-Imitation Preis M. 6. —

Die Verfasserin, welche auf dem Gebiete der nützlichsten und angenehmsten aller Künste, der Kochkunst, eine reiche Erfahrung besitzt, giebt hier in über 1300 Kochvorschriften eine vorzügliche, durchproben Anweisung zur Bereitung der Speisen von der einfachen, schlichten Hausmannskost bis hinauf zu den höchsten Anforderungen der feineren Gesellschaftsküche. Das Buch enthält daneben eine große Auswahl von Vorschriften zur Herstellung kleinen Vorkwerks, die in jedem Haushalte willkommen sind. Dabei ist die norddeutsche wie süddeutsche Küche in gleicher Weise eingehend berücksichtigt.

Die „Kölnische Zeitung“ schrieb:

In den einleitenden Abschnitten des inhaltreichen Bandes werden zuerst Ratsschläge und Anleitungen zur Schmückung der Tafel und zum Servieren, sowie allgemeine Regeln über Reihenfolge der Speisen geboten; dann folgen Vorbereitungsregeln, Behandlung des Kochgeschirrs und der ganzen Kücheneinrichtung, Ratsschläge in Bezug auf die Lebenserfordernisse zur Speisebereitung, wie Butter, Fett, Gelatine, Fleischextrakte u. s. w. Dann beginnen mit dem 5. Abschnitt die eigentlichen Kochvorschriften und Rezepte, in besonderen Abschnitten für Suppen und Getränke, Zwischen Speisen, Fische, Gemüse, Kartoffelweizen, Fleisch, Wild, Geflügel, Tuntun, Salat und noch eine lange weitere Reihe von Kochkunstwerken.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Braut-Seidenstoffe

in weiß, schwarz und farbig mit Garantiechein für gutes Tragen. Direkter Verkauf an Private porto- und zollfrei ins Haus zu wirk. Fabrikpreisen. Tausende von Anerkennungs-schreiben. Von welchen Farben wünschen Sie Muster?

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & C^{ie}, Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz).

Zola. Paris

Der neueste sensationelle Roman. Erscheint soeben in „Aus fremden Zungen“, VIII. Jahrgang. Monatlich erscheinen 2 Hefte à 50 Pfg. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.



In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme Dosierung. Migränin-Tabletten à 0,37 Gr. in Flacons à 21 Tabletten. Näheres eventuell durch Farbwerke Höchst a. M., Deutschland.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut

KALODERMA

KALODERMA-GELÉE * KALODERMA-SEIFE

Gesetzlich geschützt unter N^o 12815.

F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.



nach eigenem patentirten Verfahren hergestellt
ist anerkannt als
der bekömmlichste von allen
und daher
von ärztlichen Autoritäten
besonders empfohlen.

Garantie für Echtheit nur in
Original-Packungen:

3 Kronen	2 Kronen	1 Krone
Mk. 2.80,	Mk. 2.40,	Mk. 2.—
per 1/2 Kilo-Packung.		

Ueberall käuflich.
Fabrikant: P.W. GAEDKE, Hamburg.

van
Hoüten's
Cacao

REIN
LÖSLICH
KÖSTLICH



trinkt man
in der ganzen
Welt



Kleide Dich
bei
Aug. Polich, Leipzig.
Du findest dort die grösste
Auswahl in
Herren-, Damen-, Kinder-
kleidern und Wäsche
so vorzüglich und preiswert,
dass es sich lohnt, die Preis-
Liste zu fordern.

* 13 mal
wöchentlich erscheinend

Unter Berücksichtigung des reichen Inhalts
und der geistigen Frische, die
billigste deutsche Zeitung.

Im täglichen Feuilleton er-
scheinen die neuesten
Romane u. Novellen
hervorragender
Autoren.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

Berliner Tageblatt
und Handels-Zeitung m. Effecten-Berlinersliste,
nebl. „Mitt. u. Anzeig.“ „Mittelungen über Landw. u. b.“
„Ber. Zeitg.“ „Ber. Bau- und Hauswirtsch.“

Man
abonnirt
bei allen Post-
anstalten, Deut-
schen Reichs vier-
jährlich: 5 M. 25 Pf., für
d. II. u. III. Monat eines
jeden Quartals: 3 M. 50 Pf.,
für den III. Monat: 1 M. 75 Pf.
Für das Ausland beträgt das
Abonnement 4 M. 70 Pf. pro Monat,
14 M. pro Quartal inkl. Porto für post-
freie Aufwendung unter Kreuzband. Dasselbe
kann jederzeit begonnen werden durch Ein-
sendung des Abonnementbetrages direct an die
Exped. d. „Berliner Tageblatt“, Berlin SW.

Probe-Nummern gratis und franco.

Anfertigungs-Preis
50 Pf. pro Bille *

CHOCOLADE
Hartwig & Vogel
Dresden
UND CACAO

Zu haben in den meisten durch unsere
Plakate kenntlichen Apotheken, Con-
ditoren, Colonialwaren-, Delikatess-,
Drogerie- und Spezialgeschäften.

Glasen-Nachtlichte,
bewährt seit 1808, geschloz die
beste Beleuchtung für Schlaf- u.
Krankenzimmer. Zwölf höchste
Auszeichnungen, u. A. 2 Ehrendiplome,
4 silberne u. 2 goldene Medaillen
(Lebeck 1895 u. Nürnberg 1896).



Zur Pflege der HAUT
ist
das beste Produkt
die
CRÈME SIMON
Nur echt mit der Unterschrift:

Unübertroffen
für den
TEINT
und für die Toilette
des Gesichts
und der
Haende



Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Stecklin.

Roman

von

Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

Lorenzen nickte. „Nun mir's denken, daß die Prinzessin etwas wie Sühne darin sieht, Sühne wegen des von ihr gethanen Schrittes. Alles an ihr ist ein wenig überspannt. Und doch ist es eine lebenswürdige Dame.“

„Wovon niemand überzeugter ist als ich,“ sagte Dubslav. „Freilich bin ich bestochen, denn sie sagt mir immer das Schmeichelhafteste. Sie plaudere so gern mit mir, was auch am Ende wohl zutrifft. Und dabei wird sie dann ganz ausgelassen, trotzdem sie eigentlich hochgradig sentimental ist. Was nicht überraschen darf, denn aus Sentimentalität ist doch schließlich die ganze Kitzlerei hervorgegangen. Bin übrigens ernstlich in Sorge, wo Hoheit den richtigen Taufnamen für das Jüngstgeborene hernehmen wird. In diesem Stücke, vielleicht dem einzigen, ist sie nämlich noch ganz und gar Prinzessin geblieben. Und Sie, lieber Lorenzen, werden dabei sicherlich mit zu Räte gezogen werden.“

„Was ich mir nicht schwierig denken kann.“

„Sagen Sie das nicht. Es giebt in diesem Falle viel weniger Brauchbares, als Sie sich vorzustellen scheinen. Prinzessinnen-Namen an und für sich, ohne weitere Zuthat, giebt es genug. Aber damit ist Ermyntrod nicht zufrieden; sie verlangt ihrer Natur nach zu dem Dynastisch-Genealogischen auch noch etwas poetisch Märchenhaftes. Und das kompliziert die Sache ganz erheblich. Sie können das sehen, wenn Sie die Kitzler'sche Kinderstube durchmustern oder sich die Namen der bisher Getauften ins Gedächtnis zurückrufen. Die Kitzler'sche Kronprinzessin heißt natürlich auch Ermyntrod. Und dann kommen ebenso selbstverständlich Dagmar und Thyra. Und danach begegnen wir einer Inez und einer Maud und zuletzt einer Arabella. Aber bei Arabella können Sie schon deutlich eine gewisse Verlegenheit wahrnehmen. Ich würde ihr, wenn sie sich wegen des Jüngstgeborenen an mich wendete, was Altjüdisches vorschlagen; das ist schließlich immer das Beste. Was meinen Sie zu Nebekka?“

Lorenzen kam nicht mehr dazu, Dubslav diese Frage zu beantworten, denn eben jetzt waren sie durch das Stück Bruchland hindurch und rasselten bereits über einen ein weiteres Gespräch unmöglich

machenden Steindamm weg, scharf auf Rheinsberg zu.

*

Dubslav war in ausgezeichnete Laune. Das prachtvolle Herbstwetter, dazu das bunte Leben, alles hatte seine Stimmung gehoben, am meisten aber, daß er unterwegs und beim Passieren der Hauptstraße bereits Gelegenheit gehabt hatte, verschiedene gute Freunde zu begrüßen. Von der Kirche her schlug es zehn, als er vor dem als Wahllokal etablierten Gasthause „Zum Prinzregenten“ hielt, in dessen Front denn auch bereits etliche mehr oder weniger verwogen aussehende Wahlmänner standen, alle bemüht, ihre Zettel an mutmaßliche Parteigenossen auszuteilen.

Drinnen im Saal war der Wahlakt schon im Gange. Hinter der Urne präsiidierte der alte Herr von Zühlen, ein guter Siebziger, der die grotesksten Feudalanfichten mit ebenso grotesker Bonhomie zu verbinden wußte, was ihm, auch bei seinen politischen Gegnern, eine große Beliebtheit sicherte. Neben ihm, links und rechts, saßen Herr von Storbeck und Herr van dem Peerenboom, letzterer ein Holländer aus der Gegend von Delft, der vor wenig Jahren erst ein großes Gut im Ruppiner Kreise gekauft und sich seitdem zum Preußen und, was noch mehr sagen wollte, zum „Grafschaftler“ herangebildet hatte. Man sah ihn aus allen möglichen Gründen — auch schon um seines „van“ willen — nicht ganz für voll an, ließ aber nichts davon merken, weil er der bei den meisten Grafschaftlern stark ins Gewicht fallenden Haupteigenschaft eines vor so und so viel Jahren in Batavia geborenen holländisch-javanischen Kaffeehändlers nicht entbehrte. Seines Nachbarn von Storbeck Lebensgeschichte war durchschnittsmäßiger. Unter denen, die sonst noch am Komiteetisch saßen, befand sich auch Kitzler, den Ermyntrod (wie Dubslav ganz richtig vermutet) mit der Bemerkung, „daß im modernen bürgerlichen Staate Wählen so gut wie kämpfen sei“, von ihrem Wochenbette fortgeschickt hatte. „Das Kind wird inzwischen mein Engel sein, und das Gefühl erfüllter Pflicht soll mich bei Kraft erhalten.“ Auch Gundermann, der immer mit dabei

sein mußte, saß am Komiteetisch. Sein Benehmen hatte was Aufgeregtes, weil er — wie Lorenzen bereits angedeutet — wirklich im geheimen gegen Dubslav intrigiert hatte. Daß er selber unterliegen würde, war klar und beschäftigte ihn kaum noch, aber ihn erfüllte die Sorge, daß sein doppeltes Spiel vielleicht an den Tag kommen könne.

Dubslav wollte die Sache gern hinter sich haben. Er trat deshalb, nachdem er sich draußen mit einigen Bekannten begrüßt und an jeden einzelnen ein paar Worte gerichtet hatte, vom Vorplatz her in das Wahllokal ein, um da so rasch wie möglich seinen Zettel in die Urne zu thun. Es traf ihn bei dieser Prozedur der Blick des alten Zühlen, der ihm in einer Mischung von Feierlichkeit und Illf sagen zu wollen schien: „Ja, Stechlin, das hilft nu mal nicht; man muß die Komödie mitmachen.“ Dubslav kam übrigens kaum dazu, von diesem Blicke Notiz zu nehmen, da Kaskler gerade sichtbar wurde, dem er sofort entgegnetrat, um ihm durch einen Händedruck zu dem siebenten Töchterchen zu gratulieren. An Gundermann ging er ohne Notiznahme vorüber. Dies war aber nur Zufall; er wußte nichts von den Zweideutigkeiten des Siebenmühlensers, und nur dieser selbst, weil er ein schlechtes Gewissen hatte, wurde verlegen und empfand des Alten Haltung wie eine Absage.

Als Dubslav wieder draußen war, war natürlich die große Frage: „Ja, was jest thun?“ Es ging erst auf elf, und vor sechs war die Geschichte nicht vorbei, wenn sich's nicht noch länger hinzog. Er sprach dies auch einer Anzahl von Herren aus, die sich auf einer vor dem Gasthause stehenden Bank niedergelassen und hier dem Liqueurkasten des „Prinzregenten“, der sonst immer erst nach dem Diner auftauchte, vorgreifend zugesprochen hatten.

Es waren ihrer fünf, lauter Kreis- und Parteigenossen, aber nicht eigentlich Freunde, denn der alte Dubslav war nicht sehr für Freundschaften. Er sah zu sehr, was jedem einzelnen fehlte. Die da saßen und aus purer Langeweile sich über die Vorzüge von Allasch und Chartreuse stritten, waren die Herren von Molchow, von Krangen und von Gnewkow, dazu Baron Bees und ein Freiherr von der Nonne, den die Natur mit besonderer Rücksicht auf seinen Namen geformt zu haben schien. Er trug eine hohe schwarze Strawatte, drauf ein kleiner vermickelter Kopf saß, und wenn er sprach, war es, wie wenn Mäuse pfeifen. Er war die komische Figur des Kreises und wurde gehänselt, nahm es aber nicht übel, weil seine Mutter eine schlesische Gräfin auf „inski“ war, was ihm in seinen Augen ein solches Uebergewicht sicherte, daß er, wie Friedrich der Große, jeden Augenblick bereit war, „die sich etwa einstellenden Pasquille niedriger hängen zu lassen“.

„Ich denke, meine Herren,“ sagte Dubslav, „wir gehen in den Park. Da hat man doch immer was. An der einen Stelle ruht das Herz des Prinzen, und an der andern Stelle ruht er selbst und hat sogar eine Pyramide zu Häupten, wie wenn er Sesostris gewesen wäre. Ich würde gern einen andern nennen, aber ich kenne bloß den.“

„Natürlich gehen wir in den Park,“ sagte von

Gnewkow. „Und es ist schließlich immer noch ein Glück, daß man so was hat . . .“

„Und auch ein Glück,“ ergänzte von Molchow, „daß man solchen Wahltag wie heute hat, der einen ordentlich zwingt, sich um Historisches und Bildungsmäßiges zu kümmern. Bismarcken is es auch mal so gegangen, noch dazu mit 'ner reichen Amerikanerin, und hat auch gleich (das heißt eigentlich lange nachher) das rechte Wort dafür gefunden.“

„Hat immer das rechte Wort gefunden.“

„Immer, immer.“

„. . . Und als nun die reiche Amerikanerin so runde vierzig Jahre später ihn wieder sah und sich bei ihm bedanken wollte wegen des Bildermuseums, in das er sie halb aus Verlegenheit und halb aus Ritterlichkeit begleitet und ihr mutmaßlich alle Bilder falsch erklärt hatte, da hat er all diesen Dank abgewiesen und ihr — ich seh' ihn ordentlich dabei — gesagt, sie habe nicht ihm, sondern er habe ihr zu danken, denn wenn jener Tag nicht gewesen wäre, so hätt' er das ganze Bildermuseum höchst wahrscheinlich noch nicht gesehen. Ja, Glück hat er immer gehabt. Im großen und im kleinen. Es fehlt bloß noch, daß er hinterher auch noch Generaldirektor der königlichen Museen geworden wäre, was er schließlich auch noch gekonnt hätte. Denn eigentlich konnt' er alles und ist auch beinah' alles gewesen.“

„Ja,“ nahm Gnewkow, der aus Langweile viel gereift war, seinen Urgedanken, daß solcher Part eigentlich ein Glück sei, wieder auf. „Ich finde, was Molchow da gesagt hat, ganz richtig; es kommt drauf an, daß man 'reingezwungen wird, sonst weiß man überhaupt gar nichts. Wenn ich so bloß an Italien zurückdenke. Sehen Sie, da läuft man nu 'rum, was einen doch strapaziert, und dabei dieser ewige pralle Sonnenschein. Ein paar Stunden geht es natürlich; aber wenn man nu schon zweimal Kaffee getrunken und Granito gegessen hat, und es ist noch nicht mal Mittag, ja, ich bitte Sie, was hat man da? Was fängt man da an? Gradezu schrecklich. Und da kann ich Ihnen bloß sagen, da bin ich ein kirchlicher Mensch geworden. Und wenn man dann so von der Seite her still eintritt und hat mit einem Male die Stühle um sich 'rum, ja, da will man gar nicht wieder 'raus und sieht sich so seine fünfzig Bilder an, man weiß nicht, wie. Is doch immer noch besser als draußen. Und die Zeit vergeht, und die Stunde, wo man was Reguläres kriegt, läppert sich so heran.“

„Ich glaube doch,“ sagte der für kirchliche Kunst schwärmende Baron Bees, „unser Freund Gnewkow unterschätzt die Wirkung, die, vielleicht gegen seinen Willen, die Quattrocentisten auf ihn gemacht haben. Er hat ihre Macht an sich selbst empfunden, aber er will es nicht wahr haben, daß die Frische von ihnen ausgegangen sei. Jeder, der was davon versteht . . .“

„Ja, Baron, das is es eben. Wer was davon versteht! Aber wer versteht was davon? Ich jedenfalls nicht.“

Unter diesen Worten war man, vom „Prinzregenten“ aus, die Hauptstraße hinuntergeschritten und über eine kleine Brücke fort erst in den Schloßhof und dann in den Park eingetreten. Der See

plättcherte leis. Kähne lagen da, mehrere an einem Steg, der von dem Kiesufer her in den See hineinfuhr. Ein paar der Herren, unter ihnen auch Dubslav, schritten die ziemlich wacklige Bretterlage hinunter und blickten, als sie bis ans Ende gekommen waren, wieder auf die beiden Schloßflügel und ihre kurzabgestumpften Türme zurück. Der Turm rechts war der, wo Kronprinz Fritz sein Arbeitszimmer gehabt hatte.

„Dort hat er gewohnt,“ sagte von der Nonne. „Wie begrenzt ist doch unser Können. Mir weckt der Anblick solcher Fredericianischen Stätten immer ein Schmerzgefühl über das Unzulängliche des Menschlichen überhaupt, freilich auch wieder ein Hochgefühl, daß wir dieser Unzulänglichkeit und Schwäche Herr werden können. Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Dieser König. Er war ein großer Geist, gewiß; aber doch auch ein verirrter Geist. Und je patriotischer wir fühlen, je schmerzlicher berührt uns die Frage nach dem Heil seiner Seele. Die Seelenmessen — das empfind' ich in solchem Augenblicke — sind doch eine wirklich trostpendende Seite des Katholizismus, und daß es (selbstverständlich unter Gewähr eines höchsten Willens) in die Macht Ueberlebender gelegt ist, eine Seele frei zu beten, das ist und bleibt eine große Sache.“

„Nonne,“ sagte Wolchow, „machen Sie sich nicht komisch. Was haben Sie für 'ne Vorstellung vom lieben Gott? Wenn Sie kommen und den alten Fritz frei beten wollen, werden Sie 'rausgeschmissen.“

Baron Beetz — auch ein Anzweifler des Philosophen von Sansjonci — wollte seinem Freunde Nonne zu Hilfe kommen und erwog einen Augenblick ernstlich, ob er nicht seinen in der ganzen Grafschaft längst bekannten Vortrag über die „schiefe Ebene“ oder „c'est le premier pas qui coûte“ noch einmal zum besten geben solle. Klugerweise jedoch ließ er es wieder fallen und war einverstanden, als Dubslav sagte: „Meine Herren, ich meinerseits schlage vor, daß wir unsern Auszug von dem Wackelstege, drauf wir hier stehen (jeden Augenblick kann einer von uns ins Wasser fallen), endlich aufgeben und uns lieber in einem der hier herum liegenden Kähne über den See setzen lassen. Unterwegs, wenn noch welche da sind, können wir Teichrosen pflücken und drüben am andern Ufer den großen Prinz Heinrichsobelisk mit seinen französischen Inschriften durchstudieren. Solche Kapitulation stärkt einen immer historisch und patriotisch, und unser Stappenzwangsfranzösisch kommt auch wieder zu Kräften.“

Alle waren einverstanden, selbst Nonne.

Gegen vier war man von dem Ausfluge zurück und hielt wieder vor dem „Prinzregenten“, auf einem mit alten Bäumen besetzten Platz, der wegen seiner Dreiecksform schon von alter Zeit her den Namen „Triangelplatz“ führte. Die Wahlergebnisse lagen noch keineswegs sicher vor; es ließ sich aber schon ziemlich deutlich erkennen, daß viele Fortschrittlerstimmen auf den sozialdemokratischen Kandidaten, Feilenhauer Torgelow, übergehen würden, der, trotzdem er nicht persönlich zugegen war, die kleinen

Leute hinter sich hatte. Hunderte seiner Parteigenossen standen in Gruppen auf dem Triangelplatz umher und unterhielten sich lachend über die Wahlfreden, die während der letzten Tage teils in Rheinsberg und Wuz, teils auf dem platten Lande von Rednern der gegnerischen Parteien gehalten worden waren. Einer der mit unter den Bäumen Stehenden, ein Intimus Torgelows, war der Drechslergeselle Söderkopp, der sich schon lediglich in seiner Eigenschaft als Drechslergeselle eines großen Ansehens erfreute. Jeder dachte: der kann auch noch mal Bebel werden. „Warum nicht? Bebel ist alt, und dann haben wir den.“ Aber Söderkopp verstand es auch wirklich, die Leute zu packen. Am schärfsten ging er gegen Sundermann vor. „Ja, dieser Sundermann, den kenn' ich. Brettschneider und Börsenfilou; jeder Groschen ist zusammengejobbert. Sieben Mühlen hat er, aber bloß zwei Nebensarten, und der Fortschritt ist abwechselnd die Vorfrucht' und dann wieder der Vater der Sozialdemokratie. Vielleicht stammen wir auch noch von Sundermann selbst. So einer bringt alles fertig.“

Uncke, während Söderkopp so sprach, war von Baum zu Baum immer näher gerückt und machte seine Notizen. In weiterer Entfernung stand Pyterke, schmunzelnd und sichtlich verwundert, was Uncke wieder alles aufzuschreiben habe.

Pyterkes Verwunderung über das „Aufschreiben“ war berechtigt, aber sie wär' es um ein gut Teil weniger gewesen, wenn sich Unckes aufhorchender Dienstleister statt dem Sozialdemokraten Torgelow lieber einer nebenstehenden Gruppe zugewandt hätte. Hier plauderten nämlich mehrere „Staatserkhaltende“ von dem mutmaßlichen Ausgange der Wahl, und daß es mit dem Siege des alten Stechlin von Minute zu Minute schlechter stünde. Besonders die Rheinsberger schienen den Ausschlag zu seinen Ungunsten geben zu sollen.

„Hole der Teufel das ganze Rheinsberg!“ verschwor sich ein alter Herr von Kraak, dessen roter Kopf, während er so sprach, immer röter wurde. „Dies elende Nest! Wir bringen ihn wahr und wahrhaftig nicht durch, unsern guten alten Stechlin. Und was das sagen will, das wissen wir. Wer gegen uns stimmt, stimmt auch gegen den König. Das ist all eins. Das ist das, was man jetzt solidarisch nennt.“

„Ja, Kraak,“ nahm Wolchow, an den sich diese Rede vorzugsweise gerichtet hatte, das Wort, „nennen Sie's, wie Sie wollen, solidarisch oder nicht; das eine sagt nichts, und das andre sagt auch nichts. Aber mit Ihrem Wort über Rheinsberg, da haben Sie's freilich getroffen. Aufmuckung war hier immer zu Hause, von Anfang an. Erst frondierte Fritz gegen seinen Vater, dann frondierte Heinrich gegen seinen Bruder, und zuletzt frondierte August, unser alter forscher Prinz August, den manche von uns ja noch gut gekannt haben, ich sage: frondierte unser alter August gegen die Moral. Und das war natürlich das schlimmste. (Zustimmung und Heiterkeit.) Und bestraft sich zuletzt auch immer. Denn wissen Sie denn, meine Herren, wie's Augusten erging, als er in den Himmel wollte?“



Standort. Das Bild von Otto Geisler.

„Nein. Wie war es denn, Molchow?“

„Nun, er mußte da wohl 'ne halbe Stunde warten, und als er zuletzt mit 'nem Anschneider gegen Petrus 'rausfahren wollte, da sagte ihm der Fels der Kirche: „Königliche Hoheit, halten zu Gnaden, aber es ging nicht anders; ich habe die elftausend Jungfrauen erst in Sicherheit bringen müssen.“

„Stimmt, stimmt,“ sagte Kraag. „So war der Alte. Der reine Denbelskerl. Aber schneidig. Und ein richtiger Prinz. Und dann, meine Herren, — ja, du mein Gott, wenn man nu mal Prinz is, irgend was muß man doch von der Sache haben . . . Und so viel weiß ich, wenn ich Prinz wäre . . .“

XX.

Um sechs stand das Wahleresultat so gut wie fest; einige Meldungen fehlten noch, aber das war aus Ortschaften, die mit ihren paar Stimmen nichts mehr ändern konnten. Es lag zu Tage, daß die Sozialdemokraten einen beinahe glänzenden Sieg davongetragen hatten; der alte Stechlin stand weit zurück, Kagenstein aus Gransee noch weiter. Im ganzen aber ließen beide besiegte Parteien dies ruhig über sich ergehen; bei den Freisinnigen war wenig, bei den Konservativen gar nichts von Verstimmung zu merken. Dubslav nahm es ganz von der heiteren Seite, seine Parteigenossen noch mehr, von denen eigentlich ein jeder dachte: „Siegen ist gut, aber zu Tische gehen ist noch besser.“ Und in der That, gegessen mußte werden. Alles sehnte sich danach, bei Forellen und einem guten Chablis die langweilige Prozedur zu vergessen. Und war man erst mit den Forellen fertig, und dämmerte der Mehrücken am Horizont herauf, so war auch der Sekt in Sicht. Im „Prinz-Regenten“ hielt man auf eine gute Marke.

Durch den oberen Saal hin zog sich die Tafel: der Mehrzahl nach Rittergutsbesitzer und Domänenpächter, aber auch Gerichtsräte, die so glücklich waren, den „Hauptmann in der Reserve“ mit auf ihre Karte setzen zu können. Zu diesem Gros d'Armee gesellten sich Forst- und Steuerbeamte, Rentmeister, Prediger und Gymnasiallehrer. An der Spitze dieser stand Rektor Thormeyer aus Rheinsberg, der große, vorstehende Augen, ein mächtiges Doppelsinn, noch mächtiger als Kofeleger, und außerdem ein Renomme wegen seiner Geschichten hatte. Daß er nebenher auch ein in der Wolle gefärbter Konservativer war, versteht sich von selbst. Er hatte, was aber schon Jahrzehnte zurücklag, den großartigen Gedanken gefaßt und verwirklicht: die ostelbischen Provinzen, da, wo sie strauchelten, durch Gustav Kühnische Wilderbogen auf den richtigen Pfad zurückzuführen, und war dafür dekoriert worden. Es hieß denn auch von ihm, „er gälte was nach oben hin“, was aber nicht recht zuträfe. Man kannte ihn „oben“ ganz gut.

Um halb sieben (Lichter und Kronleuchter brannten bereits) war man unter den Klängen des Tannhäusermarsches die hie und da schon ausgelaufene Treppe hinaufgestiegen. Unmittelbar vorher hatte noch ein Schwanken wegen des Präsidiums bei Tafel

stattgefunden. Einige waren für Dubslav gewesen, weil man sich von ihm etwas Aregendes versprach, auch speziell mit Rücksicht auf die Situation. Aber die Majorität hatte doch schließlich Dubslavs Vorschlag als ganz undenkbar abgelehnt, da der Edle Herr von Alten-Friesack, trotz seiner hohen Jahre, mit zur Wahl gekommen war; der Edle Herr von Alten-Friesack sei doch nun mal — und von einem gewissen Standpunkt aus auch mit vollstem Jure und Recht — der Stolz der Grafschaft, überhaupt ein Unikum, und ob er nun sprechen könne oder nicht, das sei, wo sich's um eine Prinzipienfrage handle, durchaus gleichgültig. Ueberhaupt, die ganze Geschichte mit dem „Sprechen-Können“ sei ein moderner Unsinn. Die einfache Thatsache, daß der Alte von Alten-Friesack da säße, sei viel, viel wichtiger als eine Rede, und sein großes Präbendekreuz ziere nicht bloß ihn, sondern den ganzen Tisch. Einige sprächen freilich immer von seinem Gösengezicht und seiner Häßlichkeit, aber auch das schade nichts. Heutzutage, wo die meisten Menschen einen Frieurekopf hätten, sei es eine ordentliche Erquickung, einem Gesicht zu begegnen, das in seiner Eigenart eigentlich gar nicht unterzubringen sei. Dieser von dem alten Bühlen, trotz seiner Vorliebe für Dubslav, eindringlich gehaltenen Rede war allgemein zugestimmt worden, und Baron Bees hatte den gößenhaften Alten-Friesacker an seinen Ehrenplatz geführt. Natürlich gab es auch Schandmänner. An ihrer Spitze stand Molchow, der dem neben ihm sitzenden Kaskler zuflüsterte: „Wahres Glück, Kaskler, daß der Alte drüben die große Blumenwase vor sich hat; joust, so bei veau en tortue, — vorausgesetzt, daß so was Feines überhaupt in Sicht steht — würd' ich der Sache nicht gewachsen sein.“

Und nun schwieg der von einem Thormeyerschen Unterlehrer gespielte Tannhäusermarsch, und als eine bestimmte Zeit danach der Moment für den ersten Toast da war, erhob sich Baron Bees und sagte: „Meine Herren. Unser Edler Herr von Alten-Friesack ist von der Pflicht und dem Wunsch erfüllt, den Toast auf Seine Majestät den Kaiser und König auszubringen.“ Und während der Alte, das Gesagte bestätigend, mit seinem Glase grüßte, setzte der in seiner alter ego-Rolle verbleibende Baron Bees hinzu: „Seine Majestät der Kaiser und König lebe hoch!“ Der Alten-Friesacker gab auch hierzu durch Nicken seine Zustimmung, und während der junge Lehrer abermals auf den auf einer Rheinsberger Schloßauktion erstandenen alten Flügel zuwies, stimmte man an der ganzen Tafel hin das „Heil dir im Siegerkranz“ an, dessen erster Vers stehend gesungen wurde.

Das Offizielle war hierdurch erledigt, und eine gewisse Fidelitas, an der es übrigens von Anfang an nicht gefehlt hatte, konnte jetzt nachhaltiger in ihr Recht treten. Allerdings war noch immer ein wichtiger und zugleich schwieriger Toast in Sicht, der, der sich mit Dubslav und dem unglücklichen Wahlausgange zu beschäftigen hatte. Wer sollte den ausbringen? Man hing dieser Frage mit einiger Sorge nach und war eigentlich froh, als es mit einem Male hieß, Sundermann werde sprechen. Zwar

wußte jeder, daß der Siebenmühlener nicht ernsthaft zu nehmen sei, ja, daß Sonderbarkeiten und vielleicht sogar Scheiterungen in Sicht stünden, aber man tröstete sich, je mehr er scheitere, desto besser. Die meisten waren bereits in erheblicher Aufregung, also sehr unkritisch. Eine kleine Weile verging noch. Dann bat Baron Beeg, dem die Rolle des Festordners zugefallen war, für Herrn von Sundermann auf Siebenmühlen ums Wort. Einige sprachen ungeniert weiter, „Ruhe, Ruhe!“ riefen andre dazwischen, und als Baron Beeg noch einmal an das Glas geklopft und nun, auch seinerseits um Ruhe bittend, eine leidliche Stille hergestellt hatte, trat Sundermann hinter seinen Stuhl und begann, während er mit affektierter Nonchalance seine Linke in die Hosentasche steckte: „Meine Herren. Als ich vor so und so viel Jahren in Berlin studierte“ (alles lachte, „na nu“), „als ich vor Jahren in Berlin studierte, war da mal 'ne Hinrichtung . . .“

„Alle Wetter, der setzt gut ein.“

„. . . war da mal 'ne Hinrichtung, weil eine dicke Klempermadamm, nachdem sie sich in ihren Lehrburschen verliebt, ihren Mann, einen würdigen Klempermeister, vergiftet hatte. Und der Bengel war erst siebzehn. Ja, meine Herren, so viel muß ich sagen, es kamen damals auch schon dolle Geschichten vor. Und ich, weil ich den Gefängnisdirektor kannte, ich hatte Zutritt zu der Hinrichtung, und um mich 'rum standen lauter Assessoren und Referendare, ganz junge Herren, die meisten mit 'nem Kneifer. Kneifer gab es damals auch schon. Und nun kam die Witwe, wenn man sie so nennen darf, und sah so weit ganz behäbig und beinahe füllig aus, weil sie, was damals viel besprochen wurde, 'nen Kropf hatte, weshalb auch der Bloß ganz besonders hatte hergerichtet werden müssen. Sozusagen mit 'nem Ausschnitt.“

„Mit 'nem Ausschnitt . . .; gut, Sundermann.“

„Und als sie nun, ich meine die Delinquentin, all die jungen Referendare sah, wobei ihr wohl ihr Lehrling einfallen mochte . . .“

„Keine Verspottung unsrer Referendare . . .“

„. . . Wobei ihr vielleicht ihr Lehrling einfallen mochte, da trat sie ganz nahe an den Schafottrand heran und nickte uns zu (ich sage uns, weil sie mich auch ansah) und sagte: ‚Ja, ja, meine jungen Herren, dat kommt davon . . .‘ Und sehen Sie, meine Herren, dieses Wort, wenn auch von einer Delinquentin herrührend, bin ich seitdem nicht wieder losgeworden, und wenn ich so was erlebe wie heute, dann muß einem solch Wort auch immer wieder in Erinnerung kommen, und ich sage dann auch, ganz wie die Alte damals sagte: ‚Ja, meine Herren, dat kommt davon.‘ Und wovon kommt es? Von den Sozialdemokraten. Und wovon kommen die Sozialdemokraten?“

„Vom Fortschritt. Alte Geschichte, kennen wir, Sundermann. Was Neues!“

„Es giebt da nichts Neues. Ich kann nur bestätigen, vom Fortschritt kommt es. Und wovon kommt der? Davon, daß wir die Abstimmungsmaschine haben und das große Haus mit den vier

Getürmen. Und wenn es meinetwegen ohne das große Haus nicht geht, weil das Geld am Ende bewilligt werden muß — und ohne Geld, meine Herren, geht es nicht“ (Zustimmung; „ohne Geld hört die Gemütlichkeit auf“) — „nun denn, wenn es also sein muß, was ich zugebe, was sollen wir, auch unter solchen Zugeständnissen, anfangen mit einem Wahlrecht, wo Herr von Stechlin gewählt werden soll, und wo sein Kutscher Martin, der ihn zur Wahl gefahren, thatsächlich gewählt wird oder wenigstens gewählt werden kann. Und der Kutscher Martin unsers Herrn von Stechlin ist mir immer noch lieber als dieser Torgelow. Und all das nennt sich Freiheit. Ich nenn' es Unsinn, und viele thun desgleichen. Ich denke mir aber, gerade diese Wahl, in einem Kreise, drin das alte Preußen noch lebt, gerade diese Wahl wird dazu beitragen, die Augen oben helle zu machen. Ich sage nicht, welche Augen.“

„Schluß, Schluß!“

„Ich komme zum Schluß. Es hieß Anno siebzig, daß sich die Franzosen als die ‚glorreich Besiegten‘ bezeichnet hätten. Ein stolzes und nachahmenswertes Wort. Und wie wir, ohne uns was zu vergeben, diesen Sekt aus Frankreich nehmen, so dürfen wir, glaub' ich, auch das eben citierte stolze Klagewort aus Frankreich herübernehmen. Wir sind besiegt, aber wir sind glorreich Besiegte. Wir haben eine Revanche. Die nehmen wir. Und bis dahin in alle Wege: Herr von Stechlin auf Schloß Stechlin, er lebe hoch!“

Alles erhob sich und stieß mit Dubslav an. Einige freilich lachten, und von Molchow, als er einen neuen Weinfüßel herbestellte, sagte zu dem neben ihm sitzenden Katler: „Weiß der Himmel, dieser Sundermann ist und bleibt ein Gesel. Was sollen wir mit solchen Leuten? Erst beschreibt er uns die Frau mit 'nem Kropf, und dann will er das große Haus abschaffen. Ungeheure Dämerei. Wenn wir das große Haus nicht mehr haben, haben wir gar nichts; das ist noch unsre Rettung, und die einzige Stelle, wo wir den Mund (ich sage Mund) einigermaßen aufstun und was durchsetzen können. Wir müssen mit dem Zentrum paktieren. Dann sind wir egal 'raus. Und nun kommt dieser Sundermann und will uns auch das noch nehmen. Es ist doch 'ne Wahrheit, daß sich die Parteien und die Stände jedesmal selbst ruinieren. Das heißt, von ‚Ständen‘ kann hier eigentlich nicht die Rede sein; denn dieser Sundermann gehört nicht mit dazu. Seine Mutter war 'ne Hebamme in Briesen. Drum drängt er sich auch immer vor.“

Bald nach Sundermanns Rede, die schon eine Art Nachspiel gewesen war, flüsterte Baron Beeg dem Alten-Friesacker zu, daß es Zeit sei, die Tafel aufzuheben. Der Alte wollte noch nicht recht, denn wenn er mal sah, sah er; aber als gleich danach mehrere Stühle gerückt wurden, blieb ihm nichts andres übrig, als sich anzuschließen, und unter den Klängen des „Hohenfriedbergers“ — der „Prager“, drin es heißt, „Schwerin fällt“, wäre mit Rücksicht auf die Gesamtsituation vielleicht paßlicher gewesen —kehrte man in die Parterreräume zurück, wo die

Majorität dem Kaffee zusprechen wollte, während eine kleine Gruppe von Allertapfersten in die Straße hinausstrat, um da, unter den Bäumen des „Triangelplatzes“, sich bei Sekt und Cognac des weiteren bene zu thun. Obenan saß von Molchow, neben ihm von Kraas und van Peerenboom; Molchow gegenüber Direktor Thormeyer und der bis dahin mit der Festmusik betraute Lehrer, der bei solchen Gelegenheiten überhaupt Thormeyers Ablatus war. Sonderbarerweise hatte sich auch Kaskler hier niedergelassen (er sehnte sich wohl nach Eindrücken, die jenseits aller „Pflicht“ lagen), und neben ihm, was beinahe noch mehr überraschen konnte, saß von der Koune. Molchow und Thormeyer führten das Wort. Von Wahl und Politik — nur über Sundermann fiel gelegentlich eine spöttische Bemerkung — war längst keine Rede mehr; statt dessen befehligte man sich, die neuesten Klatschgeschichten aus der Grafschaft heranzuziehen. „Ist es denn wahr,“ sagte Kraas, „daß die schöne Lilli nun doch ihren Vetter heiraten wird, oder richtiger, der Vetter die schöne Lilli?“

„Vetter?“ fragte Peerenboom.

„Ach, Peerenboom, Sie wissen auch gar nichts; Sie sitzen immer noch zwischen Ihren Delfter Kacheln und waren doch schon 'ne ganze Weile hier, als die Lilli-Geschichte spielte.“

Peerenboom ließ sich's gesagt sein und begrub jede weitere Frage, was er, ohne sich zu schädigen, gut konnte, da kaum ein Zweifel war, daß der, der das Lilli-Thema heraufbeschworen, ohnehin alles klarlegen würde. Das geschah denn auch.

„Ja, diese verdamnten Kerle,“ fuhr v. Kraas fort, „diese Lehrer! Entschuldigen Sie, Luchardt, aber Sie sind ja beim Gymnasium, da liegt alles anders, und der, der hier 'ne Rolle spielt, war ja natürlich bloß Hauslehrer, Hauslehrer bei Lillis jüngstem Bruder. Und eines Tages waren beide weg, der Kandidat und Lilli. Selbstverständlich nach England. Es kann einer noch so dumm sein, aber von Gretna Green hat er doch mal gehört oder gelesen. Und da wollten sie denn auch beide hin. Und sind auch. Aber ich glaube, der Gretna Greensche darf nicht mehr trauen. Und so nahmen sie denn Lodgings in London, ganz ohne Trauung. Und es ging auch so, bis ihnen das kleine Geld ausging.“

„Ja, das kennt man.“

„Und da kamen sie denn also wieder. Das heißt, Lilli kam wieder. Und sie war auch schon vorher mit dem Vetter so gut wie verlobt gewesen.“

„Und der sprang nu ab?“

„Nicht so ganz. Oder eigentlich gar nicht. Denn Lilli ist sehr hübsch und nebenher auch noch sehr reich. Und da soll denn der Vetter gesagt haben, er liebe sie so sehr, und wo man liebe, da verzeihe man auch. Und er halte auch eine Entführung für durchaus möglich. Ja, er soll dabei von Purgatorium gesprochen haben.“

„Mißfällt mir, klingt schlecht,“ jagte Molchow. „Aber was er vorher gesagt, ‚Entführung‘, das ist ein schönes Wort und eine schöne Sache. Nur das ‚Wie‘ — man weiß immer zu wenig von diesen Dingen — will mir nicht recht einleuchten. Als

Christ weiß ich natürlich (so schlimm steht es doch auch nicht mit einem), als Christ weiß ich natürlich, daß es eine Sühne giebt. Aber in solchem Falle? Thormeyer, was meinen Sie, was sagen Sie dazu? Sie sind ein Mann von Fach und haben alle Kirchenväter gelesen und noch ein paar mehr.“

Thormeyer verklärte sich. Das war so recht ein Thema nach seinem Geschmack; seine Augen wurden größer und sein glattes Gesicht noch glatter.

„Ja,“ sagte er, während er sich über den Tisch zu Molchow vorbeugte, „so was giebt es. Und es ist ein Glück, daß es so was giebt. Denn die arme Menschheit braucht es. Das Wort Purgatorium will ich vermeiden, einmal, weil sich mein protestantisches Gewissen dagegen sträubt, und dann auch wegen des Anklangs; aber es giebt eine Purifikation. Und das ist doch eigentlich das, worauf es ankommt: Reinheitswiederherstellung. Ein etwas schwerfälliges Wort. Aber die Sache, drum sich's hier handelt, giebt es doch gut wieder. Sie begegnen diesem Gange nach Restitution überall, und namentlich im Orient, aus dem doch unsre ganze Kultur stammt, finden Sie diese Lehre, dieses Dogma, diese Thatsache.“

„Ja, ist es eine Thatsache?“

„Schwer zu sagen. Aber es wird als Thatsache genommen. Und das ist ebenfogut. Blut sühnt.“

„Blut sühnt,“ wiederholte Molchow. „Gewiß. Daher haben wir ja unsre Duellinstitutionen. Aber wo wollen Sie hier die Blutsühne hernehmen? In diesem Spezialfalle ganz undurchführbar. Der Hauslehrer ist drüben in England geblieben, wenn er nicht gar nach Amerika gegangen ist. Und wenn er auch wiederkäme, er ist nicht satisfaktionsfähig. Wär' er Reserve-Offizier, so hätt' ich das längst erfahren...“

„Ja, Herr von Molchow, das ist die hiesige Anschauung. Etwas primitiv, naturwüchsig, das sogenannte Blutracheprinzip. Aber es brüht nicht immer das Blut des Missethätters selbst zu sein. Bei den Orientalen...“

„Ach, Orientalen... volle Gesellschaft...“

„Nun denn meinethwegen, bei fast allen Völkern des Ostens sühnt Blut überhaupt. Ja mehr, nach orientalischer Anschauung — ich kann das Wort nicht vermeiden, Herr von Molchow; ich muß immer wieder darauf zurückkommen — nach orientalischer Anschauung stellt Blut die Unschuld als solche wieder her.“

„Na, hören Sie, Rektor.“

„Ja, es ist so, meine Herren. Und ich darf sagen, es zählt das zu dem Feinsten und Tiefstinnigsten, was es giebt. Und ich habe auch neulich erst eine Geschichte gelesen, die das alles nicht bloß bestätigt, sondern beinahe großartig bestätigt. Und noch dazu aus Siam.“

„Aus Siam?“

„Ja, aus Siam. Und ich würde Sie damit bescheligen, wenn die Sache nicht ein bißchen zu lang wäre. Die Herren vom Lande werden so leicht ungeduldig, und ich wundere mich oft, daß sie die Predigt bis zu Ende mitanhören. Daneben ist freilich meine Geschichte aus Siam...“

„Erzählen, Direktordchen, erzählen.“

„Nun denn, auf Ihre Gefahr. Freilich auch



Lied und Liebe.

Nach dem Gemälde von August Mayer.

auf meine . . . Da war also, und es ist noch gar nicht lange her, ein König von Siam. Die Siamesen haben nämlich auch Könige.“

„Werden doch. So tief stehn sie doch nicht.“

„Also ein König von Siam, und dieser König hatte eine Tochter.“

„Klingt ja wie aus 'm Märchen.“

„Ist auch, meine Herren. Eine Tochter, eine richtige Prinzessin, und ein Nachbarfürst (aber von geringerem Stande, so daß man doch auch hier wieder an den Kandidaten erinnert wird) — dieser Nachbarfürst raubte die Prinzessin und nahm sie mit in seine Heimat und seinen Harem, trotz alles Sträubens.“

„Na, na.“

„So wenigstens wird berichtet. Aber der König von Siam war nicht der Mann, so was ruhig einzustucken. Er unternahm vielmehr einen heiligen Krieg gegen den Nachbarfürsten, schlug ihn und führte die Prinzessin im Triumphe wieder zurück. Und alles Volk war wie von Sieg und Glück berauscht. Aber die Prinzessin selbst war schwermütig.“

„Natürlich. Wollte wieder weg.“

„Nein, ihr Herren. Wollte nicht zurück. Denn es war eine sehr feine Dame, die gelitten hatte . . .“

„Ja. Aber wie . . .“

„Die gelitten hatte und fortan nur dem einen Gedanken der Entführung lebte, dem Gedanken, wie das Unheilge, das Verührtsein, wieder von ihr genommen werden könne.“

„Geht nicht. Berührt is berührt.“

„Mit nichten, Herr von Molschow. Die hohe Priesterschaft wurde herangezogen und hielt, wie man hier vielleicht sagen würde, einen Synode, in der man sich mit der Frage der Entführung oder, was dasselbe sagen will, mit der Frage der Wiederherstellung der Virginität beschäftigte. Man kam überein (oder fand es auch vielleicht in alten Büchern), daß sie in Blut gebadet werden müsse.“

„Brrr.“

„Und zu diesem Behufe wurde sie bald danach in eine Tempelhalle geführt, drin zwei mächtige Bannen standen, eine von rotem Porphyrr und eine von weißem Marmor, und zwischen diesen Bannen, auf einer Art Treppe, stand die Prinzessin selbst. Und nun wurden drei weiße Büffel in die Tempelhalle gebracht, und der hohe Priester trennte mit einem Schnitt jedem der drei das Haupt vom Rumpf und ließ das Blut in die daneben stehende Porphyrrwanne fließen. Und jetzt war das Bad bereitet, und die Prinzessin, nachdem siamesische Jungfrauen sie entkleidet hatten, stieg in das Büffelblut hinab, und der Hohepriester nahm ein heiliges Gefäß und schöpfte damit und goß es aus über die Prinzessin.“

„Eine starke Geschichte; bei Tisch hätt' ich mehrere Gänge passieren lassen. Ich find' es doch entschieden zu viel.“

„Ich nicht,“ sagte der alte Zühlen, der sich inzwischen eingefunden und seit ein paar Minuten mit zugehört hatte. „Was heißt zu viel oder zu stark? Stark ist es, so viel geb' ich zu; aber nicht zu stark. Daß es stark ist, das ist ja eben der

Witz von der Sache. Wenn die Prinzessin einen Leberfleck gehabt hätte, so fänd' ich es ohne weiteres zu stark; es muß immer ein richtiges Verhältnis da sein zwischen Mittel und Zweck. Ein Leberfleck ist gar nichts. Aber bedenken Sie, 'ne richtige Prinzessin als Skavin in einem Harem; da muß denn doch ganz anders vorgegangen werden. Wir reden jetzt so viel von ‚großen Mitteln‘. Ja, meine Herren, auch hier war nur mit großen Mitteln was auszurichten.“

„Igni et ferro,“ bestätigte der Rektor.

„Und,“ fuhr der alte Zühlen fort, „so viel wird jedem einleuchten, um den Teufel auszutreiben (als den ich diesen Nachbarfürsten und seine That durchaus ansehe), dazu mußte was Besonderes geschehn, etwas Beelzebubartiges. Und das war eben das Blut dieser drei Büffel. Ich find' es nicht zu viel.“

Thormeyer hob sein Glas, um mit dem alten Zühlen anzustoßen. „Es ist genau so, wie Herr von Zühlen sagt. Und zuletzt geschah denn auch glücklicherweise das, was unsre mehr auf Schönheit gerichteten Wünsche — denn wir leben nun mal in einer Welt der Schönheit — zufrieden stellen konnte. Direkt aus der Porphyrrwanne stieg die Prinzessin in die Marmorwanne, drin alle Wohlgerüche Arabiens ihre Heimstätte hatten, und alle Priester traten mit ihren Schöpsgelten aufs neue heran, und in Kaszaden ergoß es sich über die Prinzessin, und man sah ordentlich, wie die Schwermut von ihr abfiel, und wie all das wieder aufblühte, was ihr der räuberische Nachbarfürst genommen. Und zuletzt schlugen die Dienerinnen ihre Herrin in schneeweiße Gewänder und führten sie bis an ein Lager und fächelten sie hier mit Pfauenwedeln, bis sie den Kopf still neigte und entschlief. Und ist nichts zurückgeblieben, und ist später die Gattin des Königs von Annam geworden. Er soll allerdings sehr aufgeklärt gewesen sein, weil Frankreich schon seit einiger Zeit in seinem Lande herrschte.“

„Hoffen wir, daß Lillis Better auch ein Gesehen hat.“

„Er wird, er wird.“

Darauf stieß man an und brach auf. Die Wagen waren bereits vorgefahren und standen in langer Reihe zwischen dem „Prinz-Regenten“ und dem Triangelplatz.

Auch der Stechliner Wagen hielt schon, und Martin, um sich die Zeit zu vertreiben, knipste mit der Peitsche. Dubslav suchte nach seinem Pastor und begann bereits ungeduldig zu werden, als Lorenzen an ihn herantrat und um Entschuldigung bat, daß er habe warten lassen. Aber der Oberförster sei schuld; der habe ihn in ein Gespräch verwickelt, das auch noch nicht beendet sei, weshalb er vorhabe, die Rückfahrt mit Kaxler gemeinschaftlich zu machen.

Dubslav lachte. „Na, dann mit Gott. Aber lassen Sie sich nicht zu viel erzählen. Grmyntrud wird wohl die Hauptrolle spielen oder noch wahrscheinlicher der neuzufindende Name. Werde wohl recht behalten . . . Und nun vorwärts, Martin.“

Damit ging es über das holperige Pflaster fort. In der Stadt war schon alles still; aber draußen

auf der Landstraße kam man an großen und kleinen Trupps von Häuslern, Teerschwelern und Glashüttenleuten vorüber, die sich einen guten Tag gemacht hatten und nun singend und johlend nach Hause zogen. Auch Frauensvolk war dazwischen und gab allem einen Beigeschmack.

So trabte Dubslav auf den als halber Weg geltenden Nehmizsee zu. Nicht weit davon befand sich ein Kohlenmeiler, Dietrichs-Ofen, und als Martin jetzt um die nach Süden vorgeschobene Seespige herumbiegen wollte, sah er, daß wer am Wege lag, den Oberkörper unter Gras und Binsen versteckt, aber die Füße quer über das Fahrgeleise.

Martin hielt an. „Gnädiger Herr, da liegt wer. Ich glaub', es is der alte Turen.“

„Turen, der alte Süffel von Dietrichs-Ofen?“

„Ja, gnäd'ger Herr. Ich will mal sehn, was es mit ihm is.“

Und dabei gab er die Leinen an Dubslav und stieg ab und rüttelte und schüttelte den am Wege Liegenden. „Awer Turen, wat moast du denn hier? Wenn keen Moonschien wiehr, wiehrst du nu all kaput.“

„Joa, joa,“ sagte der Alte. Aber man sah, daß er ohne rechte Besinnung war.

Und nun stieg Dubslav auch ab, um den ganz Unbehilflichen mit Martin gemeinschaftlich auf den Mücksitz zu legen. Und bei dieser Prozedur kam der Trunkene einigermaßen wieder zu sich und sagte: „Nei, nei, Martin, nich doa; pack mi lever vörn upp'n Bock.“

Und wirklich, sie hoben ihn da hinauf, und da sah er nun auch ganz still und sagte nichts. Denn er schämte sich vor dem gnädigen Herrn.

Endlich aber nahm dieser wieder das Wort und sagte: „Nu sage mal, Turen, kannst du denn von dem Branntwein nich lassen? Legst dich da hin; is ja noch Nachtfrost. Noch 'ne Stunde, dann warst du dod. Waren sie denn alle so?“

„Mehrschentenbeels.“

„Und da habt ihr denn für den Kagenstein gestimmt.“

„Nei, gnäd'ger Herr, vör Kagenstein nich.“

Und nun schwieg er wieder, während er vorn auf dem Bock unsicher hin und her schwankte.

„Na, man 'raus mit der Sprache. Du weißt ja, ich reiß' keinem den Kopf ab. Is auch alles egal. Also für Kagenstein nich. Na, für wen denn?“

„Vör Torgelow'n.“

Dubslav lachte. „Für Torgelow, den euch die Berliner hergeschickt haben. Hat er denn schon was für euch gethan?“

„Nei, noch nich.“

„Na, warum denn?“

„Joa, se seggen joa, he will nu wat för uns duhn un is ook so sühr för de armen Lüüd. Un denn kriegen wi joa'n Stück Tüffelnd. Un se seggen ook, he is klöger, as de annern sinn.“

„Wird wohl. Aber er is doch noch lange nich so klug, wie ihr dumm seid. Habt ihr denn schon gehungert?“

„Nei, dat grad nich.“

„Na, das kann auch noch kommen.“

„Ach, gnäd'ger Herr, dat wiehr joa woll nich.“

„Na, wer weiß, Turen. Aber hier is Dietrichs-Ofen. Nu steigt man ab und seht Euch vor, daß Ihr nicht fallt, wenn die Pferde anruden. Und hier habt Ihr was. Aber nich mehr für heut. Für heut habt Ihr genug. Und nu macht, daß Ihr zu Bett kommt und träumt von Tüffelnd.“

XXI.

Woldemar erfuhr am andern Morgen aus Zeitungs-telegrammen, daß der sozialdemokratische Kandidat, Feilenhauer Torgelow, im Wahlkreise Rheinsberg-Wuß gesiegt habe. Bald darauf traf auch ein Brief von Lorenzen ein, der zunächst die Telegramme bestätigte und am Schlusse hinzusetzte, daß Dubslav eigentlich herzlich froh über den Ausgang sei. Woldemar war es auch. Er ging davon aus, daß sein Vater wohl das Zeug habe, bei Dressel oder Borchardt mit viel gutem Menschenverstand und noch mehr Gulenspiegelei seine Meinung über allerhand politische Dinge zum besten zu geben; aber im Reichstage sach- und sachgemäß sprechen, das konnt' er nicht und wollt' er auch nicht. Woldemar war so durchdrungen davon, daß er über die Vorstellung einer Niederlage, dran er als Sohn des Alten immerhin wie beteiligt war, verhältnismäßig rasch hinwegkam, pries es aber doch, um eben diese Zeit mit einem Kommando nach Ostpreußen hin betraut zu werden, das ihn auf ein paar Wochen von Berlin fernhielt. Kam er dann zurück, so waren Anfragen in dieser Wahlangelage nicht mehr zu befürchten, am wenigsten innerhalb seines Regiments, in dem man sich, von ein paar Intimisten abgesehen, eigentlich schon jetzt über den unliebsamen Zwischenfall ausschwig.

Und in Schweigen hüllte man sich auch am Kronprinzenufer, als Woldemar hier am Abend vor seiner Abreise noch einmal vorsprach, um sich bei der gräflichen Familie zu verabschieden. Es wurde nur ganz obenhin von einem abermaligen Siege der Sozialdemokratie gesprochen, ein absichtlich flüchtiges Berühren, das nicht auffiel, weil sich das Gespräch sehr bald um Neg und Czako zu drehen begann, die, seit lange dazu aufgefordert, gerade den Tag vorher ihren ersten Besuch im Barbischen Hause gemacht und besonders bei dem alten Grafen viel Entgegenkommen gefunden hatten. Auch Melusine hatte sich durch den Besuch der Freunde durchaus zufriedengestellt gesehen, trotzdem ihr nicht entgangen war, was, nach freilich entgegengesetzten Seiten hin, die Schwäche beider ausmachte.

„Bovon der eine zu wenig hat,“ sagte sie, „davon hat der andre zu viel.“

„Und wie zeigte sich das, gnädigste Gräfin?“

„O, ganz unverkennbar. Es traf sich, daß im selben Augenblicke, wo die Herren Platz nahmen, drüben die Glocken der Gnadenkirche geläutet wurden, was denn — man ist bei solchen ersten Besuchen immer dankbar, an irgend was anknüpfen zu können — unser Gespräch sofort aufs Kirchliche hinüberlenkte. Da legitimierten sich dann beide.

Hauptmann Czako, weil er ahnen mochte, was sein Freund in nächster Minute sagen würde, gab sofort deutliche Zeichen von Ungeduld, während Herr von Mey nicht nur von dem „Ernst der Zeiten“ zu sprechen anfing, sondern von dem Bau neuer Kirchen auch einen allgemeinen und noch bevorstehenden Umschwung erwartete. Was mich natürlich erheiterte.“

*

Woldemars Kommando nach Ostpreußen war bis auf Anfang November berechnet, und mehr als einmal sprachen im Verlaufe dieser Zeit Mey und Czako bei den Barbys vor. Freilich immer nur einzeln. Verabredungen zu gemeinschaftlichem Besuche waren zwar mehrfach eingeleitet worden, aber jedesmal erfolglos, und erst zwei Tage vor Woldemars Rückkehr fügte es sich, daß sich die beiden Freunde bei den Barbys trafen. Es war ein ganz besonders gelungener Abend, da neben der Baronin Berchtesgaden und Dr. Brichowicz auch ein alter Malerprofessor (eine neue Bekanntschaft des Hauses) zugegen war, was eine sehr belebte Konversation herbeigeführt hatte. Besonders der neben seinen andern Apartheiten auch durch langes weißes Haar und große Leuchte-Augen ausgezeichnete Professor hatte, gestützt auf einen unentwegten Peter Cornelius-Enthusiasmus, alles hinzureißen gewußt. „Ich bin glücklich, noch die Tage dieses großen und einzig dastehenden Künstlers gesehn zu haben. Sie kennen seine Kartons, die mir das Bedeutendste scheinen, was wir überhaupt hier haben. Auf dem einen Karton steht im Vordergrund ein Tubabläser und setzt das Horn an den Mund, um zu Gericht zu rufen. Diese eine Gestalt balanciert fünf Kunstausstellungen, will also sagen netto 15000 Bilder. Und eben diese Kartons, samt dem Bläser zum Gericht, die wollen sie jetzt fortzuschaffen und sagen in naiver Efferterie, solch schwarzes Zeug mit Kohlenstrich dürfe überhaupt nicht so viel Raum einnehmen. Ich aber sage Ihnen, meine Herrschaften, ein Kohlenstrich von Cornelius ist mehr wert als alle modernen Paletten zusammengenommen, und die Tuba, die dieser Tubabläser da an den Mund setzt — verzeihen Sie mir altem Jüngling diesen Stalauer —, diese Tuba wiegt alle Tuben auf, aus denen sie jetzt ihre Farben herausdrücken. Beiläufig auch eine miserable Neuerung. Zu meiner Zeit gab es noch Beutel, und diese Beutel aus Schweinsblase waren viel besser. Ein wahres Glück, daß König Friedrich Wilhelm IV. diese jetzt etablierte Niedergangsepoche nicht mehr erlebt hat, diese Zeit des Abfalls, so recht eigentlich eine Zeit der apokalyptischen Reiter. Bloß zu den dreien, die der große Meister uns da geschaffen hat, ist heutzutage noch ein vierter Reiter gekommen, ein Mißkling von Neid und Ungeheuer. Und dieser vierte sichelt am stärksten.“

Alles nichte, selbst die, die nicht ganz so dachten, denn der Alte mit seinem Apostelkopfe hatte ganz wie ein Prophet gesprochen. Nur Melusine blieb in einer stillen Opposition und flüsternde der Baronin zu: „Tubabläser. Mir persönlich ist das Böcklinsche Meerweib lieber. Ich bin freilich Partei.“

*

Die Abende bei den Barbys schlossen immer zu früher Stunde. So war es auch heute wieder. Es schlug eben erst zehn, als Mey und Czako auf die Straße hinausstraten und drüben an dem langgestreckten Ufer Tausende von Lichtern vor sich hatten, von denen die vordersten sich im Wasser spiegelten.

„Ich möchte wohl noch einen Spaziergang machen,“ sagte Czako. „Was meinen Sie, Mey? Sind Sie mit dabei? Wir gehen hier am Ufer entlang, an den Zelten vorbei bis Bellevue, und da steigen wir in die Stadtbahn und fahren zurück, Sie bis an die Friedrichstraße, ich bis an den Alexanderplatz. Da ist jeder von uns in drei Minuten zu Haus.“

Mey war einverstanden. „Ein wahres Glück,“ sagte er, „daß wir uns endlich mal getroffen haben. Seit fast drei Wochen kennen wir nun das Haus und haben noch keine Aussprache darüber gehabt. Und das ist doch immer die Hauptsache. Für Sie gewiß.“

„Ja, Mey, das ‚für Sie gewiß‘, das sagen Sie so spöttlich und überheblich, weil Sie glauben, klatschen sei was Inferiores und für mich gerade gut, für Sie aber nicht vornehm genug. Aber da machen Sie meiner Meinung nach einen doppelten Fehler. Denn erstlich ist Klatschen überhaupt nicht inferior, und zweitens klatschen Sie gerade so gern wie ich und vielleicht noch ein bißchen lieber. Sie bleiben nur immer etwas steifer dabei, lehnen meine Frivolitäten zunächst ab, warten aber eigentlich darauf. Im übrigen denk' ich, wir lassen alles auf sich beruhen und sprechen lieber von was andern. Ich finde, wir können unserm Freunde Stechlin nicht dankbar genug dafür sein, uns mit einem so liebenswürdigen Hause bekannt gemacht zu haben. Den Brichowicz und den alten Malerprofessor, der von dem Engel des Gerichts nicht loskonnte, — nun die beiden schen' ich Ihnen (ich denke mir, der Maler wird wohl nach Ihrem Geschmacke sein), aber die andern, die man da trifft, wie reizend alle, wie natürlich. Obenan dieser Frommel, dieser Hofprediger, der mir am Theetisch fast noch besser gefällt als auf der Kanzel. Und dann diese bayrische Baronin. Es ist doch merkwürdig, daß die Süddeutschen uns im Gesellschaftlichen immer um einen guten Schritt voraus sind, nicht von Bildung, aber von glücklicher Natur wegen. Und diese glückliche Natur, das ist doch die wahre Bildung.“

„Ach Czako, Sie überschätzen das. Es ist ja richtig, wenn sie da so die Würstel aus dem großen Kessel herausholen und irgend eine Toni oder Toni mit dem Maßkrug kommt, so sieht das nach was aus, und wir kommen uns wie verhungerte Schulmeister daneben vor. Aber eigentlich ist das, was wir haben, doch das Höhere.“

„Gott bewahre. Alles, was mit Grammatik und Examen zusammenhängt, ist nie das Höhere. Waren die Patriarchen examiniert, oder Moses oder Christus? Die Pharisäer waren examiniert. Und da sehn Sie, was dabei herauskommt. Aber, um mehr in der Nähe zu bleiben, nehmen Sie den alten Grafen. Er war freilich Boischaftrat, und das klingt ein bißchen nach was; aber eigentlich ist er

doch auch bloß ein unexaminiertes Naturmensch, und das gerade giebt ihm seinen Charme. Beiläufig finden Sie nicht auch, daß er dem alten Stechlin ähnlich sieht?"

"Ja, äußerlich."

"Auch innerlich. Natürlich 'ne andre Nummer, aber doch derselbe Zwirn. — Pardon für den etwas abgehaspelten Berlinismus. Und wenn Sie vielleicht an Politik gedacht haben, auch da ist wenig Unterschied. Der alte Graf ist lange nicht so liberal und der alte Dubslav lange nicht so junkerlich, wie's aussieht. Dieser Barby, dessen Familie, glaub' ich, vordem zu den Reichsumittelbaren gehörte, dem steckt noch so was von 'Gottesgnadenschaft' in den Knochen, und das giebt dann die bekannte Sorte von Bornehmtheit, die sich den Liberalismus glauben gönnen zu können. Und der alte Dubslav, nun, der hat dafür das im Leibe, was die richtigen Junker alle haben: ein Stück Sozialdemokratie. Wenn sie gereizt werden, bekennen sie sich selber dazu."

"Sie verkennen das, Czako. Das alles ist ja bloß Spielerei."

"Ja, was heißt Spielerei? Spielen. Wir haben schöne alte Fibelverse, die vor der Gefährlichkeit des Mit-dem-Feuerspielens warnen. Aber lassen wir Dubslav und den alten Barby. Wichtiger sind doch zuletzt immer die Damen, die Gräfin und die Comtesse. Welche wird es? Ich glaube, wir haben schon mal darüber gesprochen, damals, als wir von Kloster Wuk her über den Kremmerdamm ritten. Viel Vertrauen zu Freund Woldemars richtigem Frauenverständnis hab' ich eigentlich nicht, aber ich sage trotzdem: Melusine."

"Und ich sage: Armgard. Und Sie sagen es eigentlich auch."

Es war zwei Tage vor Woldemars Rückkehr aus Ostpreußen, daß Max und Czako dies Tiergarten-gespräch führten. Eine halbe Stunde später fuhren sie, wie verabredet, vom Bellevuebahnhof aus wieder in die Stadt zurück. Ueberall war noch ein reges Leben und Treiben, und Leben war denn auch in dem aus bloß drei Zimmern verschiedener Größe sich zusammensetzenden Kasino der Gardedragoner. In dem zunächst am Flur gelegenen großen Speisesaale, von dessen Wänden die früheren Kommandeure des Regiments, Prinzen und Nichtprinzen, herniederblickten, sah man nur wenig Gäste. Daneben aber lag ein Eckzimmer, das mehr Zusassen und mehr flotte Bewegung hatte. Hier, über dem schräg gestellten Kamin, drin ein kleines Feuer flackerte, hing seit kurzem das Bildnis des „hohen Chefs“ des Regiments, der Königin von England, und in der Nähe eben dieses Bildes ein ruhmreiches Erinnerungsstück aus dem sechsundsechziger und siebziger Kriege: die Trompete, darauf derselbe Mann (Stabstrompeter Wollhaupt) erst am dritten Juli auf der Höhe von Lipa und dann am sechzehnten August bei Mars la Tour das Regiment zur Attacke gerufen hatte, bis er an der Seite seines Obersten fiel; der Oberst mit ihm.

Dies Eckzimmer war, wie gewöhnlich, auch heute der bevorzugte kleine Raum, drin sich jüngere

und ältere Offiziere zu Spiel und Plauderei zusammengefunden hatten, unter ihnen die Herren von Wolfshagen, von Herbstfelde, von Wohlgenuth, von Grumbach, von Raspe.

"Weiß der Himmel," sagte Raspe, „wir kommen aus den Abordnungen auch gar nicht mehr heraus. Wir haben freilich drei Sendens im Regiment, aber es sind der Sendboischaften doch fast zu viel. Und diesmal nun auch unser Stechlin dabei. Was wird er sagen, wenn er oben in Ostpreußen von der ihm zugedachten Ehre hört. Er wird vielleicht sehr gemischte Gefühle haben. Uebermorgen ist er von Trakehnen wieder da, mutmaßlich bei dem scheußlichen Wetter schlecht adjustiert, und dann Hals über Kopf und in großem Trara nach London. Und London ginge noch. Aber auch nach Windsor. Alles, wenn es sich um die handelt, will doch seine Zeit haben, und gerade die Bettern drüben sehen einem sehr auf die Finger."

"Daß sie sehn," sagte Herbstfelde. „Wir sehen auch. Und Stechlin ist nicht der Mann, sich über derlei Dinge graue Haare wachsen zu lassen. Ich glaube, daß ihn was ganz andres geniert. Es ist doch immerhin was, daß er da mit nach England hinüber soll, und einer solchen Auszeichnung entspricht selbstverständlich eine Nichtauszeichnung andrer. Das paßt nicht jedem, und nach dem Bilde, das ich mir von unserm Stechlin mache, gehört er zu diesen. Er sichts nicht gern unter der Devise „nur über Leichen“, hat vielmehr umgekehrt den Zug, sich in die zweite Linie zu stellen. Und nun sieht es aus, als wär' er ein Streber."

"Stimmt nicht," sagte Raspe. „Für so verrannt kann ich keinen von uns halten. Stechlin sitzt da oben in Ostpreußen und kann doch unmöglich in seinen Mußestunden hieher intrigiert und einen etwaigen Rivalen aus dem Sattel geworfen haben. Und unser Oberst! Der ist doch auch nicht der Mann dazu, sich irgend wen aufreden zu lassen. Der kennt seine Pappenheimer. Und wenn er sich den Stechlin aussucht, dann weiß er, warum. Uebrigens, Dienst ist Dienst; man geht nicht, weil man will, sondern weil man muß. Spricht er denn englisch?"

"Ich glaube nicht," sagte von Grumbach. „Soviel ich weiß, hat er vor kurzem damit angefangen, aber natürlich nicht wegen dieser Mission, die ja wie vom blauen Himmel auf ihn niederfällt, sondern der Barbys wegen, die beinah' zwanzig Jahre in England waren und halb englisch sind. Im übrigen hab' ich mir sagen lassen, es geht drüben auch ohne die Sprache. Herbstfelde, Sie waren ja voriges Jahr da. Mit gutem Deutsch und schlechtem Französisch kommt man überall durch."

"Ja," sagte Herbstfelde. „Bloß ein bißchen Landessprache muß doch noch dazu kommen. In dessen, es giebt ja kleine Bademeßums, und da muß man dann eben nachschlagen, bis man's hat. Sonst sind hundert Vokabeln genug. Als ich noch zu Hause war, hatten wir da ganz in unsrer Nachbarschaft einen verdrehten alten Herrn, der — eh' ihn die Gicht unterkriegte — sich in der ganzen Welt herumgetrieben und nach seinem eignen Zeugnis mit hundert

Vokabeln beholfen hatte. Natürlich war er auch in Südrussland gewesen und hatte sich da vor einem Liqueurkasten ohne jede Spur von Russisch mit einem alten Popen derart angefreundet, daß er seitdem ein Amendement begünstigte, das lautete: „Ja, hundert Bokabeln. Aber bei 'nem Popen bloß fünfzig.“ Und das muß ich sagen, ich habe das mit den hundert in England durchaus bestätigt gefunden. „Mary, please, a jug of hot water,“ so viel muß man weghaben, sonst sitzt man da. Denn der Natur-Engländer weiß gar nichts.“

„Wie lange waren Sie denn eigentlich drüben, Herbstfelde?“

„Drei Wochen. Aber die Reisetage mitgerechnet.“

„Und sind Sie so ziemlich auf Ihre Kosten gekommen? Einblick ins Volksleben, Parlament, Oxford, Cambridge, Gladstone...“

Herbstfelde nickte.

„Und wenn Sie nun so alles zusammennehmen, was hat da so den meisten Eindruck auf Sie gemacht? Architektur, Kunst, Leben, die Schiffe, die großen Brücken? Die Straßenjungens, wenn man in einem Cab vorüberfährt, sollen immer Rad neben einem her schlagen, und die Dienstmädchen, was noch wichtiger ist, sollen sehr hübsch sein, kleine Hauben und Tändelschürze.“

„Ja, Raspe, da treffen Sie's. Und ist eigentlich auch das Interessanteste. Denn sogenannte Meisterwerke giebt es jetzt überall, von Kirchen und dergleichen gar nicht zu reden. Und Schiffe haben wir ja jetzt auch und auch ein Parlament. Und manche sagen, unres sei noch besser. Aber das Volk. Sehen Sie, da steckt es. Das Volk ist alles.“

„Na, natürlich Volk. Oberschicht überall daselbe. Was da los ist, wissen wir.“

„Und eigentlich hab' ich die ganzen drei Wochen auf 'nem Omnibus gefessen und bin abends in die Matrosenkneipen an der Themse gegangen. Ein bißchen gefährlich; man hat da seinen Messersich weg, man weiß nicht, wie, ganz wie in Italien. Bloß in Italien giebt es vorher doch immer noch ein Liebesverhältnis, was in Old-Wapping — so heißt nämlich der Stadtteil an der Themse — nicht mal nötig ist. Und dann, wenn ich zu Hause war, sprach ich natürlich mit Mary. Viel war es freilich nicht. Denn die hundert Bokabeln, die dazu nötig sind, die hatte ich damals noch nicht voll.“

„Na, 's ging aber doch?“

„So leidlich. Und dabei hatt' ich mal 'ne Scene, die war eigentlich das Hübscheste. Meine Wohnung befand sich eine Treppe hoch in einer kleinen, stillen Querstraße von Oxford-Street. Und Mary war gerade bei mir. Und in dem Augenblicke, wo ich mich mit dem hübschen Kinde zu verständigen suchte...“

„Worüber?“

„In demselben Augenblicke sieht ein Chinese grinsend in mein Fenster hinein, so daß er eigentlich eine Ohrfeige verdient hätte.“

„Wie war denn das aber möglich?“

„Ja, das ist ja eben das, was ich das Londoner Volksleben nenne. Alles mögliche, wovon wir hier gar keine Vorstellung haben, vollzieht sich da mitten

auf dem Straßenbaum. Und so waren denn auch an jenem Tage zwei Chinesen, ihres Zeichens Akrobaten, in die Querstraße von Oxford-Street gekommen, und der eine, ein dicker starker Kerl, hatte einen Gurt um den Leib, und in seiner Gurtöse steckte 'ne Stange, auf die der zweite Chinese hinaufkletterte. Und wie er da oben war, war er gerade in Höhe meiner Beletage und sah hinein, als ich mich eben bemühte, mich Mary klar zu machen.“

„Ja, Herbstfelde, das war ein Pech, und wenn Sie wieder drüben sind, müssen Sie natürlich nach hinten hinaus wohnen oder höher. Aber interessant ist es doch. Und ich bezweifle nur, daß Stechlin in eine gleiche Lage kommen wird.“

„Gewiß nicht. Daran hindern ihn seine Moralitäten.“

„Und noch mehr die Barbys.“

XXII.

Woldemar, von der ihm bevorstehenden Auszeichnung unterrichtet, kürzte seinen Aufenthalt in Ostpreußen um vierundzwanzig Stunden ab, hatte trotzdem aber, nach seinem Wiedereintreffen in Berlin, nur noch zwei Tage zur Verfügung. Das war wenig. Denn außer allerlei zu treffenden Reisevorbereitungen lag ihm auch noch ob, verschiedene Besuche zu machen, so bei den Barbys, bei denen er sich für den letzten Abend schon brieflich angemeldet hatte.

Dieser Abend war nun da. Die Koffer standen gepackt um ihn her, er selber aber lehnte sich, ziemlich abgespant, in seinen Schaukelstuhl zurück, nochmals überfliegend, ob auch nichts vergessen sei. Zuletzt sagte er sich: „Was nun noch fehlt, fehlt; ich kann nicht mehr.“ Und dabei sah er nach der Uhr. Bis zu seinem am Kronprinzenufer angesagten Besuche war noch fast eine Stunde. Die wollt' er ausnutzen und sich vorher nach Möglichkeit ruhn. Aber er kam nicht dazu. Sein Bursche trat ein und meldete: „Hauptmann von Czako.“

„Ah, sehr willkommen.“

Und Woldemar, so wenig gelegen ihm Czako kam, sprang doch auf und reichte dem Freunde die Hand. „Sie kommen, um mir zu meiner englischen Reise zu gratulieren. Und wiewohl es so so damit steht, Ihnen, glaub' ich's, daß Sie's ehlich meinen. Sie gehören zu den paar Menschen, die keinen Neid kennen.“

„Na, lassen wir das Thema lieber. Ich bin dessen nicht so ganz sicher; mancher sieht besser aus, als er ist. Aber natürlich komm' ich, um Ihnen wohl oder übel meine Glückwünsche zu bringen und meinen Reisejagen dazu. Donnerwetter, Stechlin, wo will das noch mit Ihnen hinaus! Sie werden natürlich Londoner Militärattaché, sagen wir in einem halben Jahr, und in ebensoviel Zeit haben Sie sich drüben sportlich eingelebt und etablieren sich als Sieger in einem Steeplechase, vorausgesetzt, daß es so was noch giebt (ich glaube nämlich, man nennt es jetzt alles ganz anders). Und vierzehn Tage nach Ihrem ersten großen Sportiege

verloben Sie sich mit Ruth Ruffel oder mit Geraldine Cavendish, haben den Bedford- oder den Devonshire-Herzog als Rückenbedeckung und gehen als Generalgouverneur nach Mittelafrifa, links die Zwerge, rechts die Menschenfresser. Gmin soll ja doch eigentlich aufgefressen sein."

"Gzako, Sie machen sich's zu nütze, daß die Mittagsstunde glücklich vorüber ist, sonst könnten Sie's kaum verantworten. Aber rücken Sie sich einen Sessel 'ran, und hier sind Zigaretten. Oder lieber Zigarre?"

"Nein, Zigaretten . . . Ja, sehen Sie, Stechlin, solche Mission oder wenn auch nur ein Bruchteil davon . . ."

"Sagen wir Anhängel."

" . . . Solche Mission ist gerade das, was ich mir all mein Lebtag gewünscht habe. Bloß Erhöhung kam nicht geschritten. Und doch ist gerad' in unserm Regiment immer was los. Immer ist wer auf dem Wege nach Petersburg. Aber weiß der Teufel, trotz der vielen Schickerei, meine Wenigkeit ist noch nicht 'ran gekommen. Ich denke mir, es liegt an meinem Namen. Hier hat er ja auch schon einen Beigeschmack, einen Stich ins Komische, aber das Slavische drin giebt ihm ein bißchen was Apartes, während es in Petersburg wahrscheinlich heißen würde: 'Gzako, was soll das? Was soll Gzako? Dergleichen haben wir hier echter und besser.' Ja, ich gehe noch weiter und bin nicht einmal sicher, ob man da drüben in der Wahl eines 'Gzako' nicht vielleicht einen Wik oder versteckten Affront wittert. Aber wie dem auch sei, Winterpalais und Kreml sind mir verschlossen. Und nun gehen Sie nach London und sogar nach Windsor. Und Windsor ist doch nun mal das denkbar Feinste. Rußland, wenn Sie mir solche Frühstücksvergleiche gestatten wollen, hat immer was von Astrachan, England immer was von Colchester. Und ich glaube, Colchester steht höher. In meinen Augen gewiß. Ach, Stechlin, Sie sind ein Glückspilz, ein Wort, das Sie meiner erregten Stimmung zu gute halten müssen. Ich werde wohl an der Majorsecke scheitern, wegen verschiedener Mankos. Aber sehn Sie, daß ich das einsehe, das könnte das Schicksal doch auch wieder mit mir veröhnen."

"Gzako, Sie sind der beste Kerl von der Welt. Es ist eigentlich schade, daß wir solche Leute wie Sie nicht bei unserm Regiment haben. Oder wenigstens nicht genug. 'Fein' ist ja ganz gut, aber es muß doch auch mal ein Donnerwetter dazwischen fahren, ein Cynismus, eine Bosheit; sie braucht ja nicht gleich einen Giftzahn zu haben. Uebrigens, was die Patentheit angeht, so fühl' ich deutlich, daß ich auch nur so gerade noch passiere. Nehmen Sie beispielsweise bloß das Sprachliche. Wer heutzutage nicht drei Sprachen spricht, gehört in die Ecke . . ."

"Sag' ich mir auch. Und ich habe deshalb auch mit dem Russischen angefangen. Und wenn ich dann so dabei bin und über meine Fortschritte beinah' erstaune, dann herapple ich mich momentan wieder und sage mir: 'Courage gewonnen, alles gewonnen.' Und dabei laß' ich dann zu meinem weiteren Trost

all unsre preußischen Helben zu Fuß und zu Pferde an mir vorüber ziehen, immer mit dem Gefühl einer gewissen wissenschaftlichen und mitunter auch moralischen Ueberlegenheit. Da ist zuerst der Derfflinger. Nun, der soll ein Schneider gewesen sein. Dann kam Blücher, — der war einfach ein 'Jeu'er. Und dann kam Wrangel und trieb sein verwegenes Spiel mit 'mir und mich'."

"Bravo, Gzako. Das ist die Sprache, die Sie sprechen müssen. Und Sie werden auch nicht an der Majorsecke scheitern. Eigentlich läuft doch alles bloß darauf hinaus, wie hoch man sich selber einschätzt. Das ist freilich eine Kunst, die nicht jeder versteht. Das Wort vom alten Fritz: 'Denk Er nur immer, daß Er hunderttausend Mann hinter sich hat,' dies Trostwort ist manchem von uns ein bißchen verloren gegangen, trotz unsrer Siege. Oder vielleicht auch eben deshalb. Siege produzieren unter Umständen auch Bescheidenheit."

"Jedenfalls haben Sie, lieber Stechlin, zu viel davon. Aber wenn Sie erst Ihre Ruth haben . . ."

"Ach Gzako, kommen Sie mir nicht immer mit 'Ruth'. Oder eigentlich, seien Sie doch bedankt dafür. Denn dieser weibliche Name mahnt mich, daß ich mich für heut abend am Kronprinzener angemeldet habe, bei den Barbys, wo's, wie Sie wissen, freilich keine Ruth giebt, aber dafür eine 'Melusine', was fast noch mehr ist."

"Versteht sich, Melusine is mehr. Alles, was aus dem Wasser kommt, ist mehr. Venus kam aus dem Wasser, ebenso Hero . . . Nein, nein, entschuldigen Sie, es war Leander."

"Ggal. Lassen Sie's, wie's ist. Solche verwechselte Schillerstelle thut einem immer wohl. Uebrigens können Sie mich in meinem Coupé begleiten; vom Kronprinzener aus haben Sie knapp noch halben Weg bis in Ihre Kaserne."

Das Coupé that seine Schuldigkeit, und es schlug eben erst acht, als Woldemar vor dem Barbyschen Hause hielt und, sich von Gzako verabschiedend, die Treppe hinauf stieg. Er fand nur die Familie vor, was ihm sehr lieb war, weil er kein allgemeines Gespräch führen, sondern sich lediglich für seine Reise Rats erholen wollte. Der alte Graf kannte London besser als Berlin, und auch Melusine war schon über siebzehn, als man, bald nach dem Tode der Mutter, England verlassen und sich auf die Graubündener Güter zurückgezogen hatte. Darüber waren nun wieder nah' an anderthalb Jahrzehnte vergangen, aber Vater und Töchter hingen nach wie vor an Hydepark und dem schönen Hause, das sie da bewohnt hatten, und gedachten dankbar der in London verlebten Tage. Selbst Armgard sprach gern von dem Wenigen, dessen sie sich noch aus ihrer frühen Kindheit her erinnerte.

"Wie glücklich bin ich," sagte Woldemar, "Sie allein zu finden! Das klingt freilich sehr selbstisch, aber ich bin doch vielleicht entschuldigt. Wenn Besuch da wäre, nehmen wir beispielsweise Brschowitz, und ich ließe mich hinreißen, von der Prinzessin von Wales und in natürlicher Konsequenz von ihren zwei

Schwestern Dagmar und Thyra zu sprechen, so hätt' ich vielleicht wegen Dänenfreundlichkeit heut abend noch ein Duell anzufechten. Was mir doch un bequem wäre. Besser ist besser."

Der alte Barby nickte vergnüglich.

"Ja, Herr Graf," fuhr Woldemar fort, "ich komme, mich von Ihnen und den Damen zu verabschieden, aber ich komme vor allem auch, um mich in zwölfter Stunde noch nach Möglichkeit zu informieren. In dem Augenblick, wo der gänzlich ignorante Kandidatus in seinen Frack fährt, guckt er — so was soll vorkommen — noch einmal ins Corpus juris und liest, sagen wir zehn Zeilen, und gerad' über diese wird er nachher gefragt und sieht sich gerettet. Vergleichen könnte mir doch auch vorbehalten sein. Sie waren lange drüben und die Damen ebenso. Auf was muß ich achten, was vermeiden, was thun? Vor allem, was muß ich sehn und was nicht sehn? Das letztere vielleicht das Wichtigste von allem."

"Gewiß, lieber Stechlin. Aber ehe wir anfangen, rücken Sie hier ein und gönnen Sie sich eine Tasse Thee. Freilich, daß Sie den Thee würdigen werden, ist so gut wie ausgeschlossen; dazu sind Sie viel zu aufgeregelt. Sie sind ja wie ein Wasserfall; ich erkenne Sie kaum wieder."

Woldemar wollte sich entschuldigen.

"Nur keine Entschuldigungen. Und am wenigsten über das. Alles ist heutzutage so nüchtern, daß ich immer froh bin, mal einer Aufregung zu begegnen; Aufregung kleidet besser als Indifferenz, und jedenfalls ist sie interessanter. Was meinst du dazu, Melusine?"

"Papa schraubt mich. Ich werde mich aber hüten, zu antworten."

"Und so denn wieder zur Sache. Ja, lieber Stechlin, was thun, was sehn? Oder wie Sie ganz richtig bemerken, was nicht sehn? Ueberall etwas sehr Schwieriges. In Italien vertrödeln man die Zeit mit Bildern, in England mit Hinrichtungsblöcken. Sie haben drüben ganze Kollektionen davon. Also möglichst wenig Historisches. Und dann natürlich keine Kirchen, immer mit Ausnahme von Westminster. Ich glaube, was man so mit billiger Wendung 'Land und Leute' nennt, das ist und bleibt das Beste. Die Themse hinauf und hinunter, Richmond-Hill (auch jetzt noch, trotzdem wir schon November haben) und Werbekneipen und Dudelsackpfeifer. Und wenn Sie bei Passierung eines stillen Squares einem sogenannten 'Straßenraffael' begegnen, dann stehen bleiben und zusehn, was das sonderbare Genie mit seiner linken und oft verkrüppelten Hand auf die breiten Straßensteine hinhaut. Denn diese Straßenraffael's haben immer nur eine linke Hand."

"Und was malt er?"

"Was? Das wechselt. Er ist im Stande und zaubert Ihnen in zehn Minuten eine richtige Sixtina aufs Trottoir. Aber in der Regel ist er mehr Ruysdael oder Hobbema. Landschaften sind seine Force; dazu Seestücke. Die Klippe von Dover hab' ich wohl zwanzigmal gesehn und über das Meer hin den zitternden Mondstrahl. Da haben Sie schon

was zur Auswahl. Und nun fragen Sie Melusine. Die hat von London und Umgegend viel mehr gesehn als ich und weiß, glaub' ich, in Hampton-Court und Waltham-Abbey besser Bescheid als an der Oberspree, natürlich das Gierhäuschen ausgenommen. Und wenn Melusine versagen sollte, nun, so haben wir ja noch unsre Tochter Cordelia. Cordelia war damals freilich erst sechs oder doch nicht viel mehr. Aber Kindermund thut Wahrheit kund. Armgard, wie wär' es, wenn du dich unsers Freundes annähmest."

"Ich weiß nicht, Papa, ob Herr von Stechlin damit einverstanden ist oder auch nur sein kann. Vielleicht ging' es, wenn du nur nicht von meinen sechs Jahren gesprochen hättest. Aber so. Mit sechs Jahren hat man eben nichts erlebt, was, in den Augen anderer, des Erzählens wert wäre."

"Comtesse, gestatten Sie mir . . . die Dinge an sich sind gleichgültig. Alles Erlebte wird erst was durch den, der es erlebt."

"Gi," sagte Melusine. "So bin ich zum Erzählen noch mein Lebtag nicht aufgefordert worden. Nun wirst du sprechen müssen, Armgard."

"Und ich will auch, selbst auf die Gefahr hin einer Niederlage."

"Keine Vorreden, Armgard. Am wenigsten, wenn sie wie Selbstlob klingen."

"Also wir hatten damals eine alte Person im Hause, die schon bei Melusine Kinderkumme gewesen war, und hieß Susan. Ich liebte sie sehr, denn sie hatte wie die meisten Irtschen etwas ungemein Heiteres und Gültiges. Ich ging viel mit ihr im Hydepark spazieren, wohnten wir doch in der an seiner Nordseite sich hinziehenden großen Straße. Hydepark erschien mir immer sehr schön. Aber weil es tagaus tagein dasselbe war, wollt' ich doch gern einmal was andres sehn, worauf Susan auch gleich einging, trotzdem es ihr eigentlich verboten war."

"Gi freilich, Comtesse," sagte sie, "da wollen wir nach Martins le Grand." "Was ist das?" fragte ich; aber statt aller Antwort gab sie mir nur ein kleines Mäntelchen um, denn es war schon Spätherbst, so etwa wie jetzt, und dunkelte auch schon. Aus dem, was dann kam, muß ich annehmen, daß es um die fünfte Stunde war. Und so brachen wir denn auf, unsre Straße hinunter, und weil an dem Parkgitter entlang lauter große Röhren gelegt waren, um hier neu zu kanalisieren, so sprang ich auf die Röhren hinauf, und Susan hielt mich an meinem linken Zeigefinger. So gingen wir, ich immer auf den Röhren oben, bis wir an eine Stelle kamen, wo der Park aufhörte. Hier war gerad' ein Droschkenstand, und Hafer und Häcksel lagen umher und zahllose Sperlinge dazwischen. In der Mitte von dem allem aber stand ein eiserner Brunnen. Auf den wies Susan hin und sagte: 'Look at it, dear Armgard. There stood Tyburn-Gallows.' Und wer so viel gestohlen hatte, wie gerad' ein Strick kostete, der wurde da gehängt."

"Eine merkwürdige Kinderkumme," sagte Stechlin.

"Und erschrafen Sie nicht, Comtesse?"

"Nein, von Erschrecken, solange Susan bei mir war, war keine Rede. Sie hätte mich gegen eine Welt verteidigt."

fine.
seh
und
ree,
enn
toch
tals
lber
wie
st. "
hin
un.
nen
Mit
in

an
was

sten
nun

hin

ten,

im

sen

ie

ein

in

an

ße.

ber

och

uch

ar.

wir

gte

ein

st,

em,

die

uf,

ter

ier

en

fen

oen

wo

id,

ose

em

an

ere

te,

t. "
in.

tir

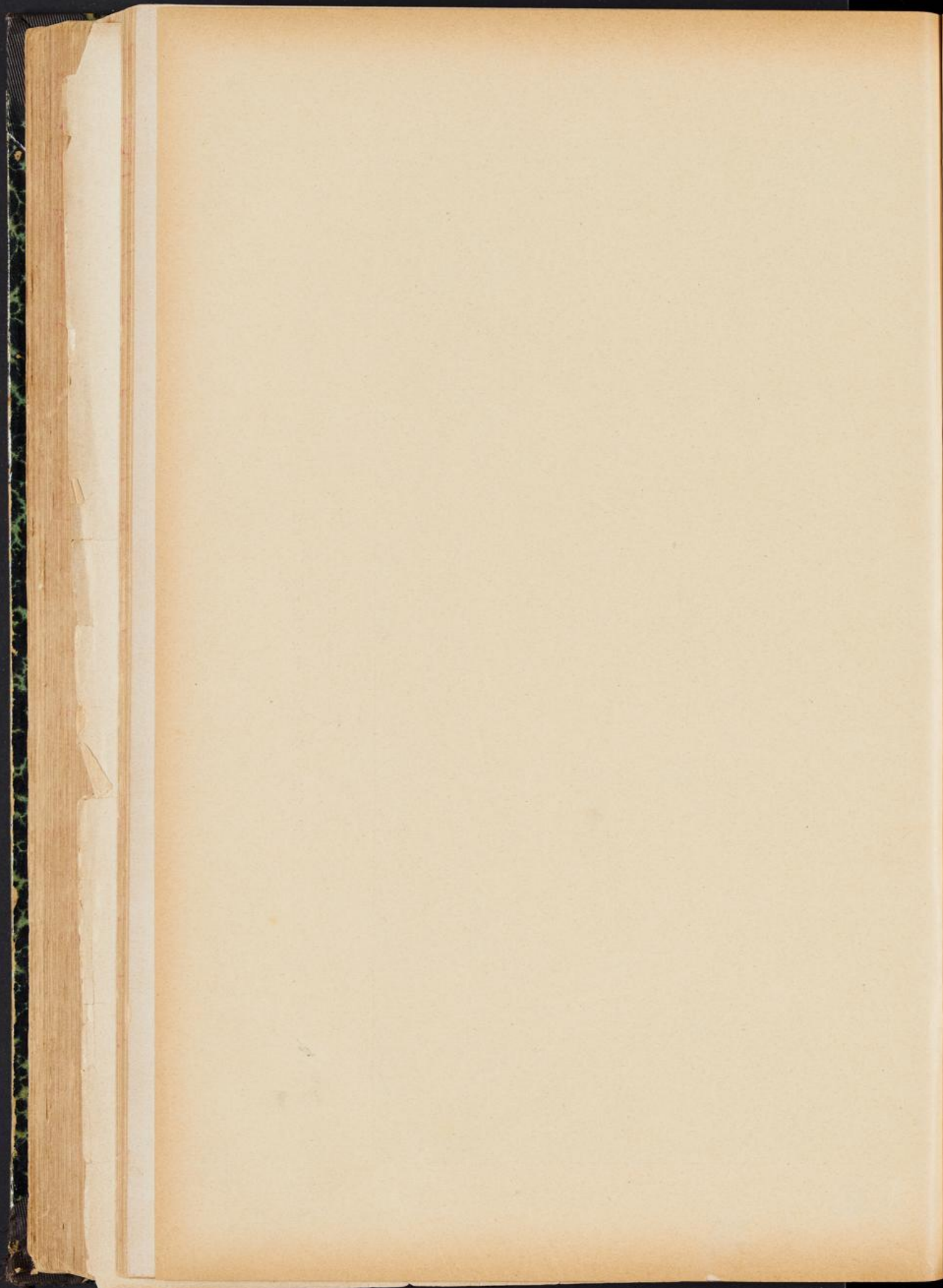
ne



Copyright 1887 by Franz Anton Schreyer, München.

Der Speisestuhl.

Nach dem Gemälde von Max Volzgart.



„Das lohnt wieder aus.“

„Und kurz und gut, wir blieben auf unserm Weg und stiegen alsbald in ein zweirädriges Cab, aus dem heraus wir sehr gut sehen konnten, und jagten die Orfordstraße hinunter in die City hinein, in ein immer dichter werdendes Straßengewirr, drin ich nie vorher gekommen war und auch nachher nicht wieder gekommen bin. Bloß vor zwei Jahren, als wir auf Besuch drüben waren und ich den alten Plätzen wieder nachging.“

„Ich glaube,“ sagte Melusine, „daß du bei diesem zweiten Besuch eine gute Anleihe machst. Denn von dem mit Susan Gesehenen wirst du nicht mehr viel zur Verfügung haben.“

„Doch, doch. Und nun hielt unser Hansom-Cab vor einem großen Hause, das halb wie ein Palast und halb wie ein griechischer Tempel ausah, und unter dessen Säulengang hinweg wir in eine große, mit vielen hundert Menschen erfüllte Halle traten. Ueber ihren Köpfen aber lag es wie ein Strom von Licht, und ganz nach hinten zu, wo die Lichtmasse sich zu verdichten schien, standen auf einem Podium zwei in rote Röcke gekleidete Bedientete mit ein paar großen Behältern links und rechts neben sich, die wie Futterkisten mit weit aufgeklapptem Deckel ausfahen.“

„Und nun laß Stechlin raten, was es war.“

„Er braucht es nicht zu raten,“ fuhr Armgard fort, „er weiß es natürlich schon. Aber er muß trotzdem aushalten. Denn er hat es selber so gewollt. Also Podium und Notröcke samt aufgeklappter Kiste links und rechts. Und die hell erleuchtete Uhr darüber zeigte, daß es nur noch eine Minute bis sechs war. An ein sich Herandrängen war nicht zu denken, und so flogen denn die Brief- und Zeitungspakete, die noch mit den letzten Postzügen fort sollten, in weitem Bogen über die Köpfe der in Front Stehenden weg, was aber dabei statt in die Behälter bloß auf das Podium fiel, das wurde von den Notröcken mit einer geschickten Fußbewegung in die Futterkisten hineingeharkt. Und nun setzte der Uhrzeiger ein, und das Fliegen der Pakete steigerte sich, bis genau mit dem sechsten Schlag auch der Deckel jeder der beiden Kisten zuschlug.“

„Reizend, Comtesse. Natürlich seh' ich mir das an, und wenn ich ein Reuepous mit der Königin darüber veräumen müßte.“

„Nichts Antimonarchisches,“ lachte der alte Graf. „Und so kommen Susans Unthaten schließlich noch ans Licht.“

„Und meine eignen dazu. Glücklicherweise durch mich selbst.“

Das Gespräch setzte sich noch eine Weile fort, und allerlei Schilderungen aus dem Klein- und Alltagsleben behielten dabei die Oberhand. Ein paarmal, weil er wohl sah, daß Woldemar gern auch andres zu hören wünschte, versuchte der alte Graf das Thema zu wechseln, aber beide Damen blieben bei „shopping“ und „five o'clock tea“, bis Melusine, der Woldemars Ungeduld ebenfalls nicht entgangen war, mit einem Male fragte: „Haben Sie je von Traitors-Gate gehört?“

„Nein,“ sagte Woldemar. „Ich kann es mir aber übersetzen und meine Schlüsse daraus ziehn.“

„Das reicht aus. Also natürlich Tower. Nun sehn Sie, Traitors-Gate, das war meine Domäne, wenn Besuch aus Deutschland kam und ich wohl oder übel den Führer machen mußte. Vieles im Tower langweilte mich, aber Traitors-Gate nie, vielleicht deshalb nicht, weil es ziemlich zu Anfang liegt, so daß ich, wenn wir's erreichten, immer noch bei Frische war, nicht abgestumpft durch all die Schrecklichkeiten, die dann weiterhin folgen.“

„Also Traitors-Gate muß ich sehn?“

„Unbedingt. Aber freilich, wenn ich dann wieder erwäge, daß an dieser berühmten Stelle nichts unmittelbar Wirkungsvolles zu sehn ist, so muß ich mich dabei auf Ihre Phantasie verlassen können. Und ob das geht, weiß ich nicht. Wer aus der Mark ist, hat meist keine Phantasie.“

Der alte Graf und Armgard schwiegen, und auch Melusine sah wohl, daß sie mit ihrer Bemerkung etwas zu weit gegangen war. Irgend eine Reparierung war also geboten. „Ich will's aber — Phantasie oder Nicht-Phantasie — doch mit Ihnen wagen,“ nahm sie das Gespräch wieder auf und lachte. „Traitors-Gate. Nun sehen Sie, Sie kommen da vom Eingange her einen schmalen Gang entlang, und mit einem Male haben Sie statt der grauen Steinwand ein eisenbeschlagenes Holzthor neben sich. Hinter diesem Thor aber befindet sich ein kleiner, ganz unten in der Tiefe gelegener Wasserhof, von dem aus eine mehrstufige Treppe steil heraufführt und oben an eben der Stelle mündet, wo Sie stehen. Und nun rechnen Sie dreihundert Jahre zurück. Wenn sich die Pforte damals aufthat, um sich hinter ihm wieder zu schließen, der hatte vom Leben Abschied genommen. . . . Es sind, verzeihen Sie das Wort, glibbrige Stufen, die da hinaufführen (denn die Flut steigt und fällt an dieser Stelle beständig), — und wer alles stieg da hinauf! Essex, Sir Walter Raleigh, Thomas Morus und zuletzt noch jene Glanzhauptlinge, die für Prince Charlie gefochten hatten und deren Köpfe dann, um wenige Tage später, von Temple-Bar herab, auf die City niederfielen.“

„Liegt, Gott sei Dank, weit zurück.“

„Ja, weit zurück. Aber es kann wiederkommen. Und das war es, was immer, wenn ich da stand, den größten Eindruck auf mich machte. Diese Möglichkeit, daß es wiederkehre. Denn ich erinnere mich — ja, du warst es selbst, Papa, der es mir erzählte, — daß Lord Palmerston in seinem Mumi über die Koburgische Nebenpolitik (ich glaube während der Krimkriegstage) gesagt haben sollte: dieser Prince-Consort thäte gut, sich unser Traitors-Gate mal anzusehn. Es ist zwar schon ziemlich lange, daß Könige da die Treppe hinaufgestiegen sind, aber es ist doch noch nicht so lange, daß wir uns dessen nicht mehr entsinnen könnten. Und ein Prince-Consort ist noch lange kein König.“

Woldemar, als Melusine dies mit überlegener Miene gesagt hatte, lächelte vor sich hin, was die Gräfin derartig verdroß, daß sie nicht ohne

Bereiztheit hinzusetzte: „Sie lächeln; da seh' ich doch, wie sehr ich im Rechte war, Ihnen die Phantasie abzusprechen.“

„Verzeihen Sie mir . . .“

„Und nun werden Sie auch noch feierlich. Das ist die richtige Ergänzung. Im übrigen, wie könnt' ich mit Ihnen zürnen! Ein berühmter deutscher Professor soll einmal irgendwo gesagt haben: ‚niemand sei verpflichtet, ein großer Mann zu sein.‘ Und ebensowenig wird er als etwas Pflichtmäßiges eine große Phantasie gefordert haben.“

Woldemar küßte ihr die Hand. „Wissen Sie, Gräfin, daß Sie doch eigentlich recht hochmütig sind?“

„Vielleicht. Aber mancher entwaßnet mich wieder. Und zu diesen gehören Sie.“

„Das ist nun auch wieder aus dem Ton.“

„Ich weiß es nicht. Aber lassen wir's. Und versprechen Sie mir lieber, mir von Windsor oder London aus eine Karte zu schreiben . . . nein, eine Karte, das geht nicht . . . also einen Brief, darin Sie mir ein Wort über die Engländerinnen sagen, und ob Sie jede taillenlose Rotblondine drüben auch Ihrerseits so schön gefunden haben werden, wie's von den Kontinentalen fast immer versichert wird.“

„Es wird davon abhängen, an wen ich gerade denke.“

„Nach dieser Bemerkung ist Ihnen alles verziehen.“

Woldemar blieb bis neun. Er hatte gleich in den Zeilen, in denen er sich anmeldete, die Damen wissen lassen, daß er seinen Besuch auf eine kurze Stunde beschränken müsse. So war er denn bei guter Zeit wieder daheim. Auf seinem Tische fand er ein Briefchen vor und erkannte Rex' Handschrift. „Lieber Stechlin,“ so schrieb dieser, „ich höre eben, daß Sie nach London gehn. In der Zeitung, wo's schon gestanden haben soll, hab' ich es übersehn. Ich beglückwünsche Sie von Herzen zu dieser Auszeichnung und lege Ihnen eine Karte bei, die Sie (wenn's Ihnen paßt) bei meinem Freunde Ralph Waddington einführen soll. Er ist Advokat und einer der angesehensten Führer unter den Irvingianern. Fürchten Sie übrigens keine Befehrsversuche. Waddington ist ein durchaus feiner Mann, also zurückhaltend. Er kann Ihnen aber mannigfach behilflich sein, wenn Ihnen daran gelegen sein sollte, sich um das Wesen der englischen Dissenter, ihre Chapels und Tabernakels zu kümmern. Er ist ein Wissenschaftler auf diesem Gebiet. Und ich kenne ja Ihre Vorliebe für derlei Fragen.“

Stechlin legte den Brief unter den Briefbeschwerer und sagte: „Der gute Rex! Er überschätzt mich. Dissenterstudien. Es genügt mir, wenn ich einen einzigen Quäker sehe.“

XXIII.

Was Rex da schrieb, hatte doch ein Gutes gehabt: Woldemar, erheitert bei dem Gedanken, sich durch Ralph Waddington in ein Tabernakel eingeführt zu sehn, sah sich mit einem Male einer gewissen Abspannung entrisen und war froh darüber, denn er brauchte durchaus Stimmung, um noch einige Briefe

zu schreiben. Das ging ihm nun leichter von der Hand, und als elf Uhr kaum heran war, war alles erledigt.

Der andre Morgen sah ihn selbstverständlich früh auf. Fris war um ihn her und half, wo noch zu helfen war. „Und nun, Fris,“ so waren Woldemars letzte Worte, „sieh nach dem Rechten. Schicke mir nichts nach; Zeitungen wirf weg. Und die drei Briefe hier, wenn ich fort bin, thue sofort in den Kasten . . . Ist die Droschke schon da?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister.“

„Na, dann mit Gott. Und jeden Tag küßten. Und paß auf die Pferde.“

Damit verabschiedete sich Woldemar.

Von den drei Briefen war einer nach Stechlin hin adressiert. Er traf, weil er noch mit dem ersten Zuge fortkam, gleich nach Tisch bei dem Alten ein und lautete:

„Mein lieber Papa. Wenn Du diese Zeilen erhältst, sind wir schon auf dem Wege. Wir' das will sagen: unser Oberst, unser zweitältester Stabs-offizier, ich und zwei jüngere Offiziere. Aus Deinen eignen Soldatentagen her kennst Du den Charakter solcher Abordnungen. Nachdem wir ‚Regiment Königin von Großbritannien und Irland‘ geworden sind, war dies ‚uns drüben vorstellen‘ nur noch eine Frage der Zeit. Dieser Mission beigelegt zu sein, ist selbstverständlich eine große Ehre für mich, doppelt, wenn ich die Namen, über die wir in unserm Regiment Verfügung haben, in Erwägung ziehe. Die Zeiten, wo man das Wort ‚historische Familie‘ betonte, sind vorüber. Auch an Tante Adelheid hab' ich in dieser Sache geschrieben. Was mir persönlich an Glücksgefühl vielleicht noch fehlen mag, wird sie leicht aufbringen. Und ich freue mich dessen, weil ich ihr, alles in allem, doch so viel verdanke. Daß ich mich von Berlin gerade jetzt nicht gerne trenne, sei nur angedeutet; Du wirst den Grund davon unschwer erraten. Mit besten Wünschen für Dein Wohl, unter herzlichsten Grüßen an Lorenzen, wie immer Dein Woldemar.“

Dubslaw saß am Kamin, als ihm Engelke den Brief brachte. Nun war der Alte mit dem Lesen durch und sagte: „Woldemar geht nach England. Was jagst du dazu, Engelke?“

„So was hab' ich mir all immer gedacht.“

„Na, dann bist du klüger gewesen als ich. Ich habe mir gar nichts gedacht. Und nu noch drei Tage, so stellt er sich mit seinem Oberst und seinem Major vor die Königin von England hin und sagt: ‚Hier bin ich.‘“

„Ja, gnäd'ger Herr, warum soll er nicht?“

„Is auch 'n Standpunkt. Und vielleicht sogar der richtige. Volksstimme, Gottesstimme. Na, nu geh mal zu Pastor Lorenzen und sag ihm, ich ließ ihn bitten. Aber sage nichts von dem Brief; ich will ihn überraschen. Du bist mitunter 'ne alte Klappertafel.“

Schon nach einer halben Stunde war Lorenzen da. „Haben befohlen . . .“

„Haben befohlen. Ja, das ist gerade so das Richtige; sieht mir ähnlich . . . Nun, Lorenzen, schieben Sie sich mal 'nen Stuhl 'ran, und wenn Engelke nicht geplaudert hat (denn er hält nicht immer dicht), so hab' ich eine richtige Neuigkeit für Sie. Woldemar ist nach England . . .“

„Ah, mit der Abordnung.“

„Also wissen Sie schon davon?“

„Nein, ausgenommen das eine, daß eine Deputation oder Gesandtschaft beabsichtigt sei. Das las ich, und dabei hab' ich dann freilich auch an Woldemar gedacht.“

Dubslav lachte. „Sonderbar. Engelke hat sich so was gedacht, Lorenzen hat sich auch so was gedacht. Nur der eigne Vater hat an gar nichts gedacht.“

„Ach, Herr von Stechlin, das ist immer so. Väter sind Väter und können nie vergessen, daß die Kinder Kinder waren. Und doch hört es mal auf damit. Napoleon war mit zwanzig ein armer Lieutenant und an Ansehn noch lange kein Stechlin. Und als er so alt war, wie jetzt unser Woldemar, ja, da stand er schon zwischen Marengo und Austerlitz.“

„Hören Sie, Lorenzen, Sie greifen aber hoch. Meine Schwester Adelhaid wird sich Ihnen übrigens wohl anschließen und von heut ab eine neue Zeitrechnung beginnen. Ich nehm' es ruhiger, trotzdem ich einsehe, daß es nach großer Auszeichnung schmeckt. Und ist er wieder zurück, dann wird er auch allerlei Gutes davon haben. Aber so lang er drüben ist! Ich trau' der Sache nicht. Von Behagen jedenfalls keine Rede. Die Vettern sind nun mal nicht zufrieden zu stellen; vielleicht ärgern sie sich, daß es draußen in der Welt auch noch ein Regiment Königin von Großbritannien und Irland' giebt. Das besorgen sie sich lieber selbst und nehmen so was, wenn andre damit kommen, wie 'ne Prätenstion. Wie stehen denn Sie dazu? Sie haben die Beef-eaters vielleicht in Ihr Herz geschlossen wegen der vielen Dissenter. Ein Kardinal, der freilich auch noch Gourmand war, soll mal gesagt haben: 'Schreckliches Volk; hundert Sekten und bloß eine Sauce.“

„Ja,“ lachte Lorenzen, „da bin ich freilich für die 'Beef-eaters', wie Sie sagen, und gegen den Kardinal. Das mit den hundert Sekten lass' ich auf sich beruhen, mein Geschmack, beiläufig, ist es nicht, aber unter allen Umständen bin ich für höchstens eine Sauce. Das ist das einzig Gesunde. Die Dinge müssen in sich was sein, und wenn das richtig ist, so ist eigentlich jede 'Sauce', und nun gar erst die Sauce im Plural, schon vorweg gerichtet. Aber lassen wir den Kardinal und seine Gewagtheiten und nehmen wir den Gegenstand seiner Abneigung: England. Es hat für mich eine Zeit gegeben, wo ich bedingungslos dafür schwärmte. Nicht zu verwundern. Hieß es doch damals in dem ganzen Kreise, drin ich lebte: 'Ja, wenn wir England nicht mehr lieben sollen, was sollen wir dann überhaupt noch lieben?' Diese halbe Vergötterung hab' ich noch ehrlich mit durchgemacht. Aber das ist nun eine hübsche Weiße her. Sie sind drüben schrecklich

'runtergekommen, weil der Kust vor dem goldenen Kalbe beständig wächst; lauter Jodder und die vornehme Welt obenan. Und dabei so heuchlerisch; sie sagen 'Christus' und meinen Kattun.“

„Is leider so, wenigstens nach dem bißchen, was ich davon weiß. Und alles in allem, und neuerdings erst recht, bin ich deshalb immer für Rußland gewesen. Wenn ich da so an unsern Kaiser Nikolaus zurückdenke und an die Zeit, wo seine Uniform als Geschenk bei uns eintraf und dann als Kirchenstück in die Garisonskirche kam. Natürlich in Potsdam. Wir haben zwar die Reliquien abgeschafft, aber wir haben sie doch auf unsre Art, und ganz ohne so was geht es nu mal nicht. Mit dem alten Fritzen fing es natürlich an. Wir haben seinen Krückstock und den Dreimaster und das Taschentuch (na, das hätten sie vielleicht weglassen können), und zu den drei Stücken haben wir nu jetzt die Nikolaus-Uniform.“

Lorenzen sah verlegen vor sich hin; etwas dagegen sagen, ging nicht, und zustimmen noch weniger.

Dubslav aber fuhr fort: „Und dann sind sie da forscher in Petersburg und geht alles mehr aus dem Vollen, auch wenn die besten Steine mitunter schon 'rausgebrochen sind. So was kommt vor; is eben noch ein Naturvolk. Ich kann das 'Schenken' eigentlich nicht leiden, es hat so was von Bestechung und sieht aus wie 'n Trinkgeld. Und Trinkgeld ist noch schlimmer als Bestechung und paßt mir eigentlich ganz und gar nicht. Aber es hat doch auch wieder was Angenehmes, solche Tabatiere. Wenn es einem gut geht, ist es ein Familienstück, und wenn es einem schlecht geht, ist es 'ne letzte Zuflucht. Natürlich, ein ganz reinliches Gefühl hat man nicht dabei.“

Lorenzen blieb eine volle Stunde. Der Alte war immer froh, wenn sich ihm Gelegenheit bot, sich mal ausplaudern zu können, und heute standen ja die denkbar besten Thematata zur Verfügung: Woldemar, England, Kaiser Nikolaus und dazwischen Tante Adelhaid, über die zwar immer nur kurze Worte fielen, aber doch so, daß sie, weil spöttisch, die gute Laune des Alten wesentlich steigerten.

Und in dieser guten Laune war er auch noch, als er, um die fünfte Stunde, seinen Eichenstock und seinen eingeknauschten Filzhut vom Niegel nahm, um am See hin, in der Richtung auf Globfow zu, seinen gewöhnlichen Spaziergang zu machen. Unmittelbar am Südufer, da wo die Wand steil abfiel, befand sich eine von Buchenzweigen überdachte Steinbank. Das war sein Lieblingsplatz. Die Sonne stand schon unterm Horizont, und nur das Abendrot glühte noch durch die Bäume. Da sah er nun und überdachte sein Leben, Altes und Neues, seine Kindheits- und seine Lieutenantstage, die Tage kurz vor seiner Verheiratung, wo die junge blasse Dame, die seine Frau werden sollte, noch Lieblingshofdame bei der alten Prinzess Karl war. All das zog jetzt wieder an ihm vorüber, und dazwischen seine Schwester Adelhaid, in jenen Tagen noch leidlich gut bei Weg, aber auch schon hart und herbe wie heute, so daß sie den reizenden Kerl, den Baron Kreck, bloß weil er über ein beinahe' abgestorbenes „Verhältnis“



In der Münchener Tramway. Zeichnung von Paul Hey.

und ein allerdings noch fortlebendes Spielschulden-Debet verfügte, durch ihre Tugend weggegrault hatte. Das waren die alten Geschichten. Und dann wurde Wolbemar geboren, und die junge Frau starb, und der Junge wuchs heran und lernte bei Lorenzen all das dumme Zeug, das Neue (daran vielleicht doch was war), und nun fuhr er nach England rüber und war vielleicht schon in Köln und in drei Stunden in Ostende.

Dabei sah er vor sich hin und malte mit seinem Stock Figuren in den Sand. Der Wald war ganz still; auf dem See schwand die letzten roten Lichter, und aus einiger Entfernung klangen Schläge herüber, wie wenn Leute Holz fällen. Er hörte mit halbem Ohr hin und sah eben auf die von Glosow her heraufführende schmale Straße, als er einer alten Frau von wohl siebzig gewahr wurde, die, mit einer mit Reißig bepacten Kiepe, den leis ansteigenden Weg heraufkam, etliche Schritte vor ihr ein Kind mit ein paar Gnzianstauden in der Hand. Das Kind, ein Mädchen, mochte zehn Jahre sein, und das Licht fiel so, daß das blonde wirre Haar wie leuchtend um des Kindes Kopf stand. Als die Kleine bis fast an die Bank heran war, blieb sie stehn und erwartete da das Näherkommen der alten Frau. Diese, die wohl sah, daß das Kind in Furcht oder doch in Verlegenheit war, sagte: „Geih man vorupp, Agnes; he deist di nir.“

Das Kind, sich bezwingend, ging nun auch wirklich, und während es an der Bank vorüberkam, sah es den alten Herrn mit großen klugen Augen an.

Inzwischen war auch die Alte herangekommen. „Na, Buschen,“ sagte Dubslav, „habt Ihr denn aach bloß Bruchholz in Eurer Kiepe? Sonst pact Euch der Förster.“

Die Alte griente. „Jott, jnädjer Herr, wenn Se doabi sinn, denn wird he joa woll nich.“

„Na, ich denk' auch; is immer nich so schlimm. Und wer is denn das Kind da?“

„Dat is joa Karlinens.“

„So, so, Karlinens. Is sie denn noch in Berlin? Und wird er sie denn heiraten? Ich meine den Kentisch in Glosow.“

„Ne, he will joa nich.“

„Is aber doch von ihm?“

„Joa, se seggt so. Awers he seggt, he wihr et nich.“

Der alte Dubslav lachte. „Na, hört, Buschen, ich kann's ihm eigentlich nich verdenken. Der Kentisch is ja doch ein ganz schwarzer Kerl. Und nu seht Euch mal das Kind an.“

„Dat hebb ick oof all seggt. Un Karline weet et oof nich so recht un lacht man immer. Un se brukt em oof nich.“

„Geht es ihr denn so gut?“

„Joa; man kann et binah' seggen. Se plätt't immer. Alle so'ne plätten immer. Ich wihr oaf dissen Summer mit Agnessen (se heet Agnes) in Berlin, un doa wihr'n wi joa tosamen in'n Cirkus. Un Karline wihr ganz fidel.“

„Na, das freut mich. Und Agnes, sagt Ihr, heißt sie. Is ein hübsches Kind.“

„Joa, det is se. Un is oof en gaudes Kind; se weent glits und is immer so patschlich mit ehre lütten Hänn'. Sinne sinn immer so.“

„Ja, das is richtig. Aber Ihr müßt aufpassen, sonst habt Ihr 'nen Urenkel, Ihr wißt nich wie. Na, gu'n Abend, Buschen.“

„'n Abend, jnäd'ger Herr.“

XXIV.

Der Baron Berchtesgadensche Wagen fuhr am Kronprinzenufer vor, und die Baronin, als sie gehört hatte, daß die Herrschaften oben zu Hause seien, stieg langsam die Treppe hinauf, denn sie war nicht gut zu Fuß und ein wenig asthmatisch. Armgard und Melusine begrüßten sie mit großer Freude. „Wie gut, wie hübsch, Baronin,“ sagte Melusine, „daß wir Sie sehn. Und wir erwarten auch noch Besuch. Wenigstens ich. Ich habe solch Kribbeln in meinem kleinen Finger, und dann kommt immer wer. Wrschowitz gewiß (denn er war drei Tage lang nicht hier) und vielleicht auch Professor Cujacius. Und wenn nicht der, so Dr. Busch, den Sie noch nicht kennen, trotzdem Sie ihn eigentlich kennen müßten, — noch alte Bekanntschaft aus Londoner Tagen her. Möglicherweise kommt auch Frommel. Aber vor allem, Baronin, was bringen Sie für Wetter mit? Pizzi sagte mir eben, es neble so stark, man könne die Hand vor Augen nicht sehn.“

„Pizzi hat Ihnen ganz recht berichtet, der richtige London Fog, wobei mir natürlich Ihr Freund Stechlin einfällt. Aber über den sprechen wir nachher. Jetzt sind wir noch beim Nebel. Es war draußen wirklich so, daß ich immer dachte, wir würden zusammenfahren; und am Brandenburgertor, mit den großen Stadelabern dazwischen, sah es beinah' aus wie ein Bild von Starbina. Kennen Sie Starbina?“

„Gewiß,“ sagte Melusine, „den kenn' ich sehr gut. Aber allerdings erst von der letzten Ausstellung her. Und was, außer den Gaslaternen im Nebel, mir so recht eigentlich von ihm vorschwebt, das ist ein kleines Bild: langer Hotelkorridor, Thür an Thür, und vor einer der vielen Thüren ein paar Damenstiefelchen. Reizend. Aber die Hauptsache war doch die Beleuchtung. Von irgend woher fiel ein Licht ein und vergoldete das Ganze, den Flur und die Stiefelchen.“

„Richtig,“ sagte die Baronin. „Das war von ihm. Und gerade das hat Ihnen so sehr gefallen?“

„Ja. Was auch natürlich ist. In meinen italienischen Tagen — wenn ich übrigens von italienischen Tagen' spreche, so meine ich nie meine Verheirathungstage; während meiner Verheirathungstage hab' ich Gott sei Dank so gut wie gar nichts gesehn, kaum meinen Mann, aber immer noch zu viel — also während meiner italienischen Tage hab' ich vor so vielen Himmelfahrten gestanden, daß ich jetzt für Stiefelchen im Sonnenschein bin.“

„Ganz mein Fall, liebe Melusine. Freilich bin ich jetzt nebenher auch noch fürs Japanische: Wasser und drei Vinsen und ein Storch daneben. In meinen Jahren darf ich ja von Storch sprechen. Früher hätt' ich vielleicht Kranich gesagt.“

„Nein, Baronin, das glaub' ich Ihnen nicht. Sie waren immer für das, was Sie jetzt Realismus nennen, was meistens mehr Ton und Farbe hat, und dazu gehört auch der Storch. Deshalb lieb' ich Sie ja gerade so sehr. Ach, daß doch das Natürliche wieder obenauf käme.“

„Kommt, liebe Melusine.“

Melusines kribbelnder kleiner Finger behielt recht. Es kam wirklich Besuch, erst Wrjchowiz, dann aber — statt der drei, die sie noch nebenher gemutmaßt hatte — nur Czako.

Der Empfang des einen wie des andern der beiden Herren hatte vorn im Damenzimmer stattgefunden, ohne Gegenwart des alten Grafen. Dieser erschien erst, als man zum Thee ging; er hieß seine Gäste herzlich willkommen, weil er jederzeit das Bedürfnis hatte, von dem, was draußen in der Welt vorging, etwas zu hören. Dafür sorgte denn auch jeder auf seine Weise: die Baronin durch Mitteilungen aus der oberen Gesellschaftsphäre, Czako durch Avancements und Demissionen und Wrjchowiz durch „Kritikk“. Alles, was zur Sprache kam, hatte für den alten Grafen so ziemlich den gleichen Wert, aber das Liebste waren ihm doch die Hofnachrichten, die die Baronin mit glücklicher Ungeniertheit zum besten gab. Wendungen wie „ich darf mich wohl Ihrer Diskretion versichert halten“ waren ihr gänzlich fremd. Sie hatte nicht bloß ganz allgemein den Mut ihrer Meinung, sondern auch in betreff ihrer jeßmaligen Spezialgeschichte, von der man in der Regel sagen durfte, daß sie dieses Mutes auch dringend bedürftig war.

„Sagen Sie, liebe Freundin,“ begann der alte Graf, „was wird das jetzt eigentlich mit den Briefen bei Hofe?“

„Mit den Briefen? O, das wird immer schöner.“

„Immer schöner?“

„Nun, immer schöner,“ lachte hier die Baronin, „ist vielleicht nicht gerade das rechte Wort. Aber es wird immer geheimnisvoller. Und das Geheimnisvolle hat nun mal das, worauf es ankommt, will sagen den Charme. Schon die beliebte Wendung ‚räthelhafte Frauen‘ spricht dafür; eine Frau, die nicht räthelhaft ist, ist eigentlich gar keine, womit ich mir persönlich freilich eine Art Todesurteil ausspreche. Denn ich bin alles, nur kein Räthel. Aber am Ende, man ist, wie man ist, und so muß ich dies Manko zu verwinden suchen. . . Es heißt immer ‚üble Nachrede, drin man sich mit Vorliebe gefalle, sei was geradezu Sündhaftes‘. Aber was heißt hier ‚üble Nachrede‘? Vielleicht ist das, was uns bruchstückweise zu Gehör kommt, nur ein schwaches Echo vom Eigentlichen, und bedeutet eher eine Milderung und Beschönigung. Im übrigen, wie's damit auch sei, mein Sinn ist nun mal auf das Sensationelle gerichtet. Unser Leben verläuft, offen gestanden, etwas durchschnittsmäßig, also langweilig, und weil dem so ist, seh' ich getrost hinzu: ‚Gott sei Dank, daß es Standale giebt‘. Freilich, für Armgard ist so was nicht gejagt. Die darf es nicht hören.“

„Sie hört es aber doch,“ lachte die Comtesse, „und denkt dabei: was es doch für sonderbare Neigungen und Glücke giebt. Ich habe für dergleichen gar kein Organ. Unsr teure Baronin findet unser Leben langweilig und solche Chronik interessant. Ich, umgekehrt, finde ‚chronique scandaleuse‘ langweilig und unser alltägliches Leben interessant. Wenn ich den Rudolf unsers Portier Hartwig mit seinem Hoop und seinen dünnen langen Berliner Beinen über die Straße laufen sehe, so find' ich das interessanter als diese sogenannte Pikanterie.“

Melusine stand auf und gab Armgard einen Kuß. „Du bist doch deiner Schwester Schwester, oder mein Erziehungsprodukt, und zum erstenmal in meinem Leben muß ich meine teure Baronin ganz im Stiche lassen. Es ist nichts mit diesem Matsch; es kommt nichts dabei heraus.“

„Ach, liebe Melusine, das ist durchaus nicht richtig. Es kommt umgekehrt sehr viel dabei heraus. Ihr Barbys seid alle so schrecklich diskret und ideal, aber ich für mein Teil bin anders und nehme die Welt, wie sie ist; ein Bier und ein Schnaderhüpfel und mal ein Haberfeldtreiben, damit kommt man am weitesten. Was wir da hier jetzt erleben, das ist auch solch Haberfeldtreiben, ein Stück Feme.“

„Nur keine heilige.“

„Nein,“ sagte die Baronin, „keine heilige. Die Feme war aber auch nicht immer heilig. Habe mir da neulich erst den Götz angesehen, bloß wegen dieser Scene. Die Poppe heiläufig vorzüglich. Und der schwarze Mann von der Feme soll im Urtext noch viel schlimmer gewesen sein, so daß man's (Goethe war damals noch sehr jung) eigentlich kaum lesen kann. Ich würde mir's aber doch getrauen. Und nun wend' ich mich an unsre Herren, die dies difficile Kampffeld, ich weiß nicht ritterlicher- oder unritterlicherweise, mir ganz allein überlassen haben. Dr. Wrjchowiz, wie denken Sie darüber?“

„Ich denke darüber ganz wie gnädige Frau. Was wir da lesen wie in Runenschrift. . . nein, nicht in Runenschrift. . . (Wrjchowiz unterbrach sich mißmutig über sich selbst) — was wir da lesen in Briefen vom Hofe, das ist Kritik. Und weil es Kritik ist, ist es gut. Mag es auch sein Mißbrauch von Kritik. Alles hat Mißbrauch. Gerechtigkeit hat Mißbrauch, Kirche hat Mißbrauch, Kritik hat Mißbrauch. Aber trotzdem. Auf die Feme kommt es an, und das große Messer muß wieder stecken im Baum.“

„Brrr,“ sagte Czako, was ihm einen ernstigen Augenaufschlag von Wrjchowiz eintrug. —

Als man sich nach einer halben Stunde von Tisch erhoben hatte, wechselte man den Raum und begab sich in das Damenzimmer zurück, weil der alte Graf etwas Musik hören und sich von Armgard's Fortschritten überzeugen wollte. „Dr. Wrjchowiz hat vielleicht die Güte, dich zu begleiten.“

So folgte denn ein Quatremains. Als man damit aufhörte, nahm der alte Barbys Veranlassung, seiner Vorliebe für solch vierhändiges Spiel Ausdruck zu geben, was Wrjchowiz, dessen Künstlerüberheblichkeit keine Grenzen kannte, zu der ruhig

lächelnden Gegenbemerkung veranlaßte, daß man dieser Auffassung bei Dilettanten sehr häufig begegne. Der alte Graf, wenig befriedigt von dieser „Kritik“, war doch andererseits viel zu vertraut mit Künstlerallüren im allgemeinen und mit den Wrshowitzschen im besonderen, um sich ernstlich über solche Worte zu verwundern.

Der Graf begnügte sich mit einer gemessenen Verbeugung gegen den Musikdoktor und zog, auf einer nebenstehenden Causeuse Platz nehmend, die gute Frau von Berchtesgaden ins Gespräch, von der er wußte, daß ihre Munterkeiten nie den Charakter „goldener Rücksichtslosigkeiten“ annahmen.

Wrshowitz seinerseits war an dem aufgeklappten Flügel stehen geblieben, ohne jede Spur von Verlegenheit, so daß ein Sichstümmern um ihn eigentlich nicht nötig gewesen wäre. Trotzdem hielt es Czako für angezeigt, sich seiner anzunehmen und dabei die herkömmliche Frage zu thun „ob er, der Herr Dr. Wrshowitz, sich schon in Berlin eingelebt habe?“

„Hab' ich,“ sagte Wrshowitz kurz.

„Und beklagen es nicht, Ihr Zelt unter uns aufgeschlagen zu haben?“

„Au contraire. Berlin eine schöne Stadt, eine sehr gute Stadt. Eine sehr gute Stadt pour moi en particulier et pour les étrangers en général. Eine sehr gute Stadt, weil es hat Musik und weil es hat Kritik.“

„Ich bin beglückt, Dr. Wrshowitz, speziell aus Ihrem Munde so viel Gutes über unsere Stadt zu hören. Im allgemeinen ist die slavische, besonders die tschechische Welt . . .“

„O, die tschechische Welt. Vanitas vanitatum.“

„Es ist sehr selten, in nationalen Fragen einem so freien Drübersehn zu begegnen . . . Aber wenn es Ihnen recht ist, Dr. Wrshowitz, wir stehen hier wie zwei Schildhalter neben diesem aufgeklappten Klavier, — vielleicht daß wir uns setzen könnten. Gräfin Melusine lugt ohnehin schon nach uns aus.“ Und als Wrshowitz seine Zustimmung zu diesem Vorschlage Czakos ausgedrückt hatte, schritten beide Herren vom Klavier her auf den Kamin zu, vor dem sich die Gräfin auf einem Fauteuil niedergelassen hatte. Neben ihr stand ein Marmortischchen, drauf sie den linken Arm stützte.

„Nun endlich, Herr von Czako. Vor allem aber rücken Sie Stühle heran. Ich sah die beiden Herren in einem anscheinend intimen Gespräche. Wenn es sich um etwas handelte, dran ich teilnehmen darf, so gönnen Sie mir diesen Vorzug. Papa hat sich, wie Sie sehn, mit der Baronin engagiert, ich denke mir, über berechnete bayerische Eigentümlichkeiten, und Armgard denkt über ihr Spiel nach und all die falschen Griffe. Was müssen Sie gelitten haben, Wrshowitz. Und nun noch einmal, Hauptmann Czako, worüber plauderten Sie?“

„Berlin.“

„Ein unerschöpfliches Thema für die Medifance.“

„Worauf Dr. Wrshowitz zu meinem Staunen verzichtete. Denken Sie sich, gnädigste Gräfin, er schien alles loben zu wollen. Allerdings waren wir erst bei Musik und Kritik. Ueber die Menschen noch kein Wort.“

„O, Wrshowitz, das müssen Sie nachholen. Ein Fremder sieht mehr als ein Einheimischer. Also frei weg und ohne Scheu. Wie sind die Vornehmen? Wie sind die kleinen Leute?“

Wrshowitz wiegte den Kopf hin und her, als ob er überlege, wie weit er in seiner Antwort gehen könne. Dann mit einem Male schien er einen Entschluß gefaßt zu haben und sagte: „Oberklasse gutt, Unterklasse sehr gutt; Mittelklasse nicht sehr gutt.“

„Kann ich zustimmen,“ lachte Melusine. „Fehlen nur noch ein paar Details. Wie wär' es damit?“

„Mittelklassberliner findet gutt, was er sagt, und findet schlecht, was sagt ein anderer.“

Czako, trotzdem er sich getroffen fühlte, nickte.

„Wenn spricht ein anderer, fällt Mittelklassberliner, auch wenn er nicht will, in Krampf. In versteckten Krampf oder in nicht versteckten Krampf. In verstecktem ist er ein Bild des Jammers, in nicht verstecktem ist er ein Affront.“

„Brav, Wrshowitz. Aber mehr. Ich bitte.“

„Berliner immer an der Tete; so wenigstens glaubt er. Berliner weiß alles, Berliner erfindet alles, Berliner entdeckt alles. Erst Vorsig, dann Stephenson, erst Rudolf Herzog, dann Herzog Rudolf, erst Pfefferkühler Hildebrand, dann Papsi Hildebrand.“

„Nicht geschmeichelt, aber ähnlich. Und nun, Wrshowitz, noch eins, dann sind Sie wieder frei . . . Wie sind die Damen?“

„Ach, gnädigste Gräfin . . .“

„Nichts, nichts. Die Damen.“

„Die Damen. O, die Damen sehr gutt. Aber nicht spezifisch. Spezifisch in Berlin bloß die Madamm.“

„Da bin ich aber doch neugierig.“

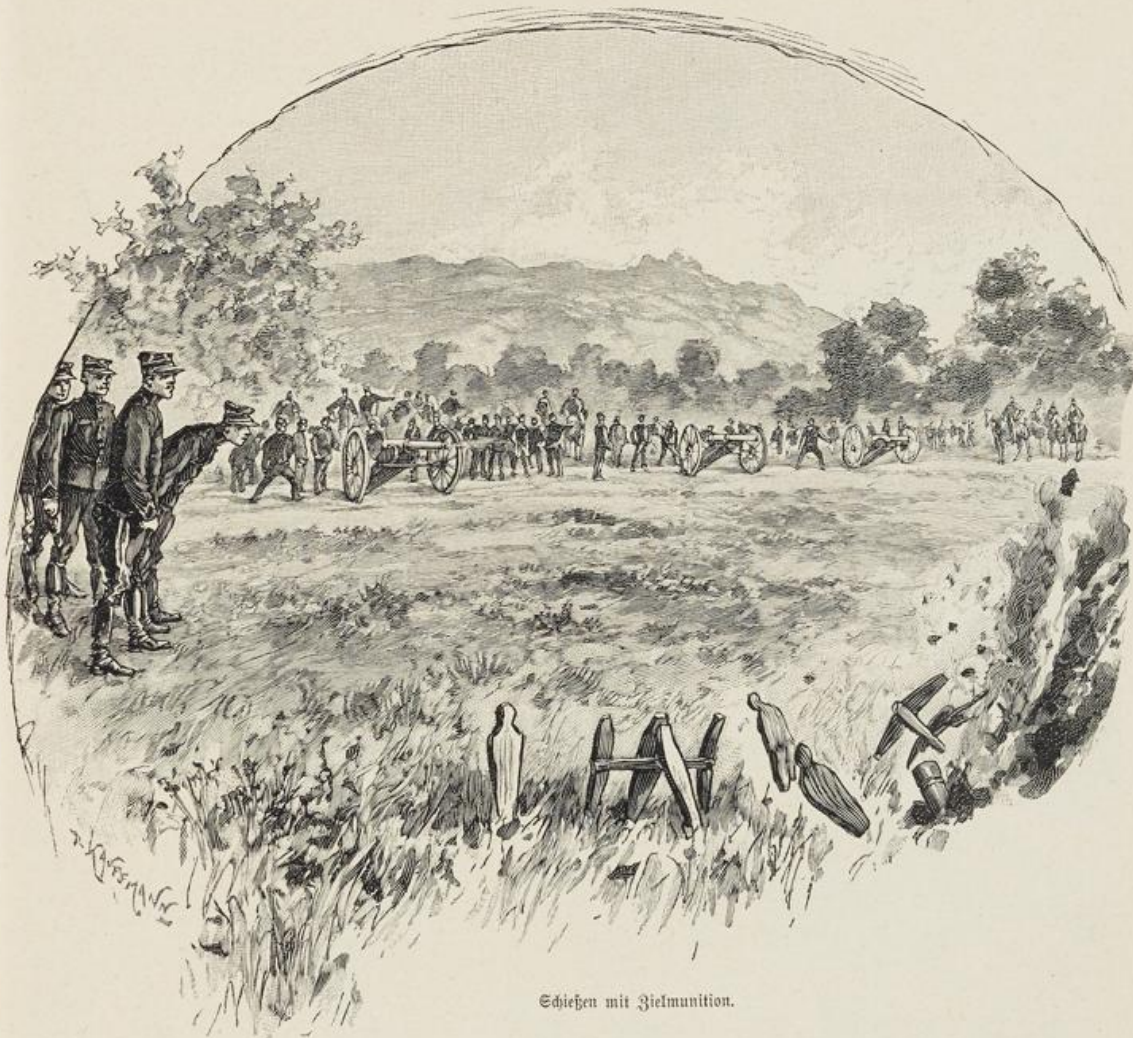
„Spezifisch bloß die Madamm. Ich war in Petersburg und ich war in Moscoü. War auch in Budapest. Und war auch in Saloniki. Ach, Saloniki! Schöne Damen von Helikon und schöne Damen von Libanon. Aber keine Madamm. Madamm nirgendwo; Madamm bloß in Berlin.“

„Aber Wrshowitz, es müssen doch schließlich Neulichkeiten da sein. Eine Madamm ist doch immerhin auch eine Dame, wenigstens eine Ari Dame. Schon das Wort spricht es aus.“

„Nein, gnädigste Gräfin; rien du tout. Dame! Dame denkt an ihren Galan oder an ihren Fuß oder an ein Parfüm. Oder vielleicht auch an Divorçons. Aber Madamm denkt bloß an Nise draußen und mitunter auch an Paul, der ihr Sängster und ihr Vertrauter ist und ein Hüpfell dazu. Und wenn sie zu Paul spricht, sagt sie: ‚Sott, dein Vater.‘ Das ist die Madamm. Einige sagen, sie stürbe aus, andre sagen, sie stürbe nie.“

„Wrshowitz,“ sagte Melusine, „wie schade, daß die Baronin und Papa nicht zugehört haben, und daß unser Freund Stechlin, der solche Themata liebt, nicht hier ist. Uebrigens hatten wir heut ein Telegramm von ihm. Haben Sie vielleicht auch Nachricht, Herr Hauptmann?“

„Seute, gnädigste Gräfin. Und auch ein Telegramm. Ich hab' es mitgebracht, weil ich an die Möglichkeit dachte . . .“



Schießen mit Zielmunition.

„Bitte, lesen.“

Und Czako las: „London. Charing Groß-Hotel. Alles über Erwarten groß. Sieben unvergeßliche Tage. Richmond schön. Windsor schöner. Und die Nelsonsäule vor mir. Ihr v. St.“

Melusine lachte. „Das hat er uns auch telegraphiert.“

„Ich fand es wenig,“ stotterte Czako verlegen, „und als Dublette find' ich es noch weniger. Und ein Mann wie Stechlin, ein Mann in Mission! Und jetzt sogar unter den Augen Ihrer Majestät von Großbritannien und Indien.“

Alles stimmte zu. Nur der alte Graf wollte davon nichts wissen.

„Was verlangt ihr? Es ist umgekehrt ein sehr gutes Telegramm, weil ein richtiges Telegramm; Richmond, Windsor, Nelsonsäule. Soll er etwa telegraphieren, daß er sich sehnt, uns wieder zu seh'n? Und das wird er nicht einmal können, so riesig verwöhnt er jetzt ist. Ihr werdet euch alle sehr zusammenehmen müssen. Auch du, Melusine.“

„Natürlich; ich am meisten.“

(Fortsetzung folgt.)

Schießübungen an der Kriegsschule zu Fontainebleau.

Text und Abbildungen von P. Kauffmann.

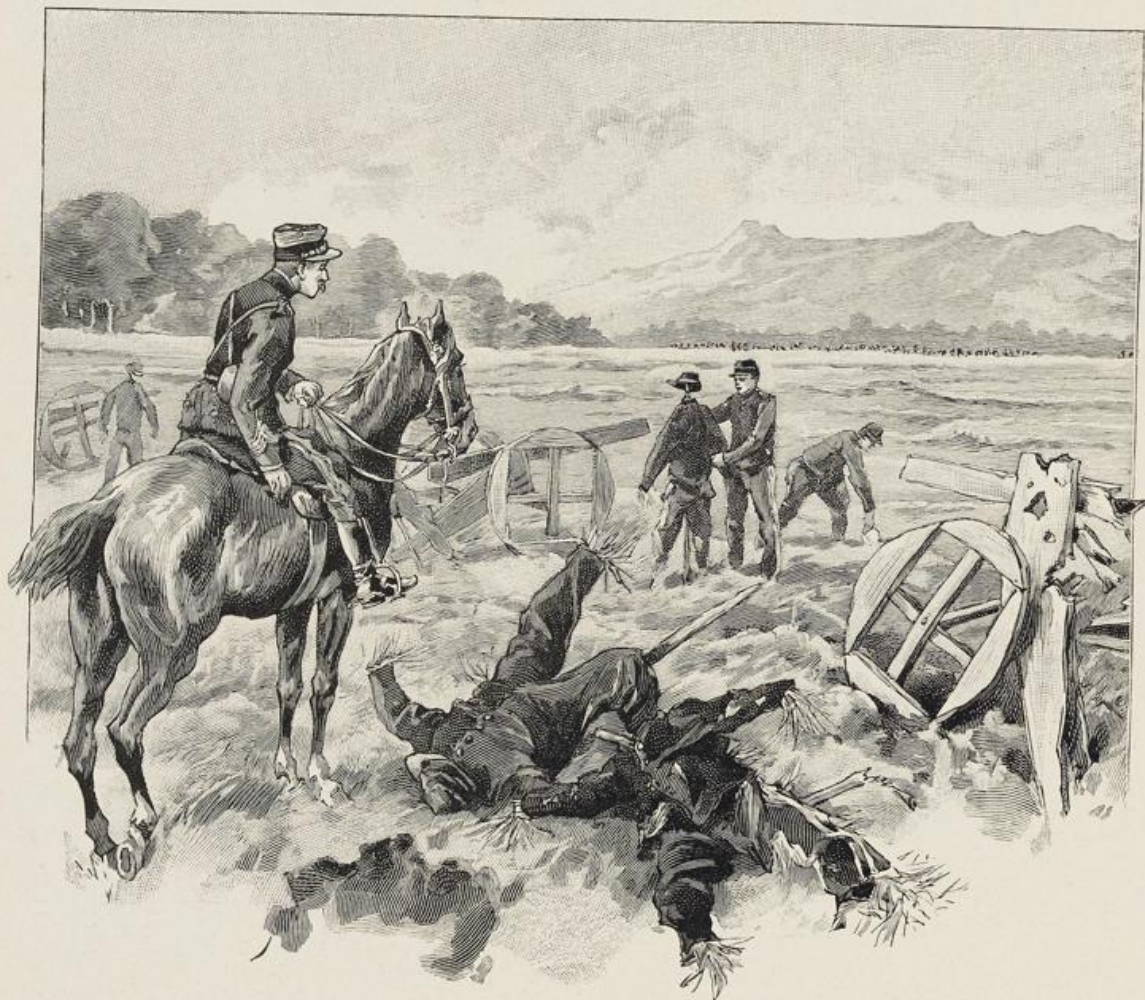
Fontainebleau mit seinen prachtvollen Waldungen und seinem an geschichtlichen Erinnerungen so reichen Schloß ist seit dem Jahre 1871 Sitz der früher in Metz befindlich gewesenen Schule zur Ausbildung der französischen Artillerie- und Ingenieuroffiziere.

Diese Schule entspricht wohl dem, was wir in Deutschland eine Kriegsschule zu nennen pflegen, doch weicht sie in ihren Einrichtungen erheblich von einer solchen ab. Abgesehen davon, daß sie nur für die genannten Spezialwaffen bestimmt ist, übernimmt sie ihre Zöglinge direkt von der Polytechnischen Schule, ohne daß diese zuvor irgend einen Dienst bei der Truppe durchgemacht hätten. Die von der Polytechnischen Schule kommenden Offiziersaspiranten erhalten in Fontainebleau die gesamte praktische Unterweisung, durch die sie zu selbständigen Offizieren herangebildet und in den Stand gesetzt werden, auf dem Schlachtfelde die verschiedenen Operationen ihrer Waffengattung zu leiten.

Selbstverständlich treiben sie in Fontainebleau die auf der Polytechnischen Schule begonnenen wissenschaftlichen

und theoretischen Studien weiter; daneben aber müssen sie den praktischen Dienst lernen und, soweit es sich um die Artillerie handelt, in den Grundzügen wenigstens, sich die Handhabung sämtlicher Schießwaffen aneignen, die in Frankreich und dem Auslande in Gebrauch sind. Zu den Uebungen am Geschütz treten sie alle als Gemeine an und übernehmen der Reihe nach die Rolle des Kommandoführers und die der Bedienungsmannschaft, ohne daß durch diesen beständigen Wechsel unter gleichgestellten und dieselbe Unterrichtsstufe einnehmenden Kameraden die Disziplin etwas zu leiden hätte.

zur Distanzbestimmung. Er weist folgende Einrichtung auf: In die Seele eines gewöhnlichen Feldgeschützes wird ein eigens zu diesem Zwecke hergestelltes Rohr eingelassen, dessen Kaliber gleich dem einer Revolver- oder Hotchkiss-Kanone ist; in eine am unteren Ende dieses Rohres angebrachte falsche Stahlkammer wird statt der gewöhnlichen Geschützartusche die Patrone eines einfachen Jagdgewehres, Kaliber 16, mit Zentralzündung eingelegt; die Patrone wird durch einen Stöß zur Entzündung gebracht, der auf das Zündhütchen vorgetrieben wird, und zwar mittels derselben Abzugsleine, die bei der echten Ladung eines Feld-



Die Verwundeten und Toten des Manöverfeldes.

Um die praktischen Schießübungen zu jeder Zeit zu ermöglichen und dabei das Budget nicht allzusehr mit den Ausgaben für die auf die Dauer etwas gar teuer zu stehende Kriegsmunition zu belasten, bedient man sich der sogenannten Zielmunition, die auch in Deutschland, aber nur bei der Infanterie, üblich ist. Für die französischen Artillerie-Uebungen hat Oberstleutnant Rodolphe eine sehr sinnreiche Einrichtung erunden, die es gestattet, die Einschlagwirkung eines Geschosses auf ein bestimmtes Ziel noch ziemlich sicher abzuschätzen.

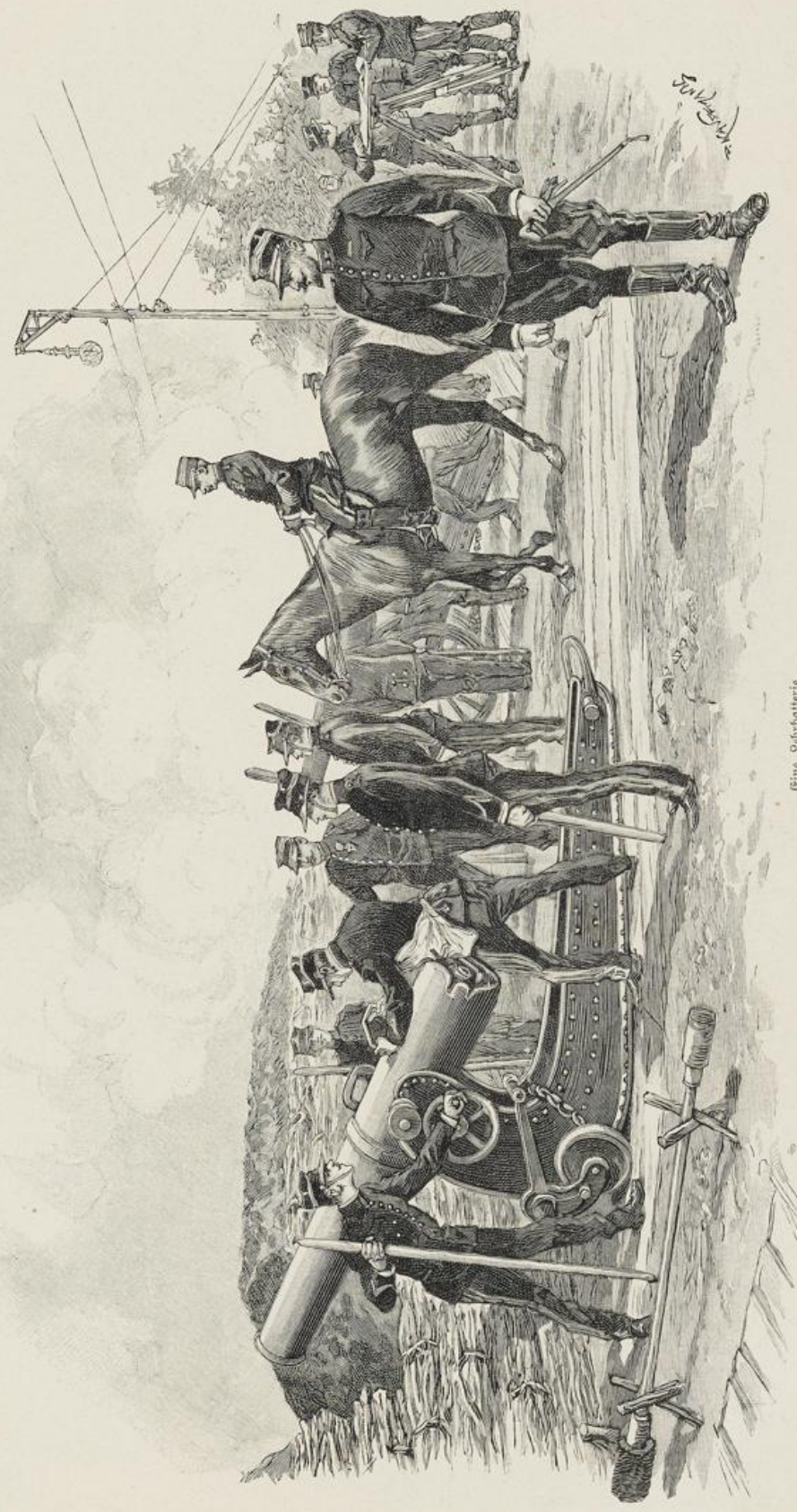
Mit diesem Apparate beginnen die ersten Uebungen

geschützes die Entzündung der Pulverladung bewirkt; die explodierende Jagdpatrone treibt alsdann ein kleines Projektil von der Art der Hotchkiss-Granate zum Rohr hinaus. Die Ziellkanone trifft auf diese Weise mit ziemlicher Sicherheit auf mittlere Entfernungen von 2-400 Meter, die solchen von 2-4000 Metern bei wirklichen Feldgeschützen entsprechen. Die Geschütze werden gegen verkleinerte Zielgegenstände gerichtet, die in ihrem Umkreis eine aus Infanterie, Artillerie und Kavallerie bestehende feindliche Armee darstellen und höchstens 30 Centimeter hoch sind, so daß es den Anschein hat, als ob sie sich in der

chtung
wird
lassen,
schiff-
s an-
lichen
ehres,
ntrone
r auf
der-
feld-



die
bro-
uns.
ber-
ter,
eld-
ver-
trif
nde
noch
der



Einige

Eine Batterie.



Wachposten bei Fontainebleau.

richtigen Entfernung befinden. Wenn man die Messungen beginnt, ist es wichtig, zu sehen, wie bei den Umstellungen der Geschütze die Höhen sich ändern, die den Feind betreffen, in die Höhe zu stellen. Wenn Mäntel der Geschütze nicht natürlich die Winkelveränderungen zu berücksichtigen werden, dann die ungenaueren Entfernungen gemacht werden, bis zu 100 Meter für 1000 geben, 200 für 2000 und so fort. Die Schießmeister für jeweils Lehrer beschäftigen sich mit Entwürfen in die Schießfelder der Offizierskavallerie.

Die Schießbahn liegt mitten im Walde von Fontainebleau, sie hat eine Länge von nur 4000 Meter, doch genügt diese für die Schießübungen; die Lehungen, die ein weiteres Feld erheben, werden in Göländ an der Waage abgehalten. Die Artillerie- und Pelagiergeschütze haben auf der sogenannten Artillerie- und Pelagiergeschütze (Artillerie) von 150 Millionen halber zusammengefasst. Ein bestimmtes Geschütz wiegt mit Ladung 2150 Kilogramm und schreitet ein Gewicht von 40 Kilogramm auf eine Entfernung von 6000 Meter. Die deutsche Artillerie hat ein entsprechendes Gewicht von 140 Millionen Kilogramm mit einem Gewicht von 38 Kilogramm. Sehr wenig genügen zur Bedienung des Geschützes. Die Stellung der Schütze von Fontainebleau mitten im Walde in Göländ nimmt man sich eine gründliche Kenntnis der Gegend und der Beschaffenheit der sämtlichen Geschütze und Beschreibungen anweisen, die zur Pelagiergeschütze, Artillerie- und Pelagiergeschütze gehören.

Für die Lehungen mit den Artillerieschützen wird die Artillerie in Fontainebleau auf einem Platz vor der Wall



Waldschützungen durch die Artillerieschützen.

Dem IV. kommt, und die Schütze werden auf verschiedene (mittlere) Entfernungen abgelesen, von 1200 Meter auf 4000 Meter mit Genauigkeit und Messung, teils auf bewegliches Ziel, teils auf feste Schützen. Die Schütze werden sorgfältig abgelesen, das heißt auf verschiedene Entfernungen, vorwärts und rückwärts, zur genauen Regulierung des Ziels. Bei den Messungen von Göländ werden diese Lehungen in größerem Maßstab durchgeführt, dann aber mit Unterstützung von Fontainebleau. Die letzten Ziele geben

Unterstützung in allen Schießübungen über Artillerieschützen mit ihren Pelagiergeschütze zu erkennen; die Ziele werden dabei durch Strohgruppen dargestellt, die in alle abstrahante Höhenrichtung gestellt



Ziel bei in Ziel gestellt.

Verwandte mit Ziel, die Cypre bei Rompel; Man hat aber etwas näher zu, so nimmt der Feind etwas Ähnliches an; die von den Mänteln und den Geschützplätzen gewöhnlichen Entfernungen mit ihrer jetzigen Unvollständigkeit haben und auf den Geschütze des Geschützes unmittelbar ein Wäcker bereitet.

Es stellt bei Ziel auch ein Baumgefäß dar, die sind besonders großen Vorteil hergestellt werden, so hat man aus einer gewissen Entfernung nicht die Distanz, Feinde, Mäntel, Stroh und ähnliche Gegenstände, keine die Feindlicher bereiten vor sich zu haben glaubt. Tausend eines hundertfachen Verdrängung können diese Punkte zusammen, sobald sie von einem bestimmten Anzahl von Geschützen getroffen werden, während auch der nächste Feind nicht auszuhalten vermag. Je weiter kommt es vor, daß die Pelagiergeschütze von Feind ergriffen werden, während man bei Schützen selbst einstellt, und es einen Pelagiergeschütze

herbei, die eigens für diesen Zweck bereitgestellt worden sind. Auf diese Weise kann man sich einen Begriff von den verheerenden Wirkungen machen, die durch ein gut unterhaltenes Geschützfeuer herbeigeführt werden.

Für die Schießübungen mit Melinitladung werden als Zielpunkte Erdwerke und Mauerarbeiten aufgeführt, und es treten hier die Aspiranten vom Geniecorps den angehenden Artilleristen hilfreich zur Seite. Zwischen den jungen Leuten findet ein freundschaftlicher Wettstreit statt, der nach den großen Prüfungsschießen gewöhnlich mit dem friedlichen Explosivstoff der Champagnerflaschen besiegelt wird.

An verschiedenen Punkten sind auf dem Schießplatz möglichst in der Nähe der Zielobjekte, doch in sicherer Deckung vor den Geschossen, Telegraphen- und Telephonstationen eingerichtet, die in beständiger Verbindung mit der Batterie stehen, die Treffer angeben, nach jedem Schuss über die erzielte Wirkung, die seitliche Abweichung, die erreichte Distanz und schließlich über alles das berichten, was den Kommandierenden bei der Batterie und die Instruktionsoffiziere interessieren kann, die nach jedem Schießen vor den versammelten Kriegsschülern die Kritik über dasselbe abgeben.

Da durch den Wald von Fontainebleau Straßen führen, von denen verchiedene über den Schießplatz gehen, werden rings um denselben Kavallerieposten aufgestellt, um den Zutritt während des Schießens zu verhindern; außerdem werden besondere Fahnen aufgezogen, die die Pausen anzeigen, während deren man das Polygon und die Gegend hinter demselben betreten darf. Während des Schießens ist es verboten, die Schusslinie und einen wenigstens 200 Meter über sie hinaus gelegenen Raum zu durchbrechen, damit nicht etwa Passanten von den über das Ziel hinausfliegenden Sprengstücken der explodierenden Geschosse verletzt werden. Es kommt sogar häufig vor, daß durch eine Ungeschicklichkeit beim Zielen ein Geschos an unrichtiger Stelle explodiert und den Wald in Brand steckt, der nur allzuoft durch einen unglücklichen Artilleristen in seinem Bestande geschädigt wird.

Trotz der großen Gefahr lassen sich nicht selten Neugierige aus Interesse, das sie an der Schule nehmen, dazu verleiten, sich still bis mitten in das Gebüsch hinein zu schleichen, wo sie dann unbemerkt die verheerenden Wirkungen der Geschosse anschauen können. Aber wehe dem, der sich erwischt läßt! Er wird nach der Stadt gebracht und erhält oft seine Freiheit erst nach mehrtägiger Haft wieder, besonders, wenn er keine „mildernden Umstände“ für sich geltend machen kann.

Nach jeder Übung kehren die mit dem Range von Unterleutenants besetzten Kriegsschüler, von den ihnen als Instruktoren dienenden Offizieren angeführt, truppenweise wie gewöhnliche Soldaten, teils zu Fuß, teils zu Pferde, teils auf den Prokassen der Geschütze nach den Kasernen zurück.

Alljährlich veranstaltet die Schule während der besseren Jahreszeit nächtliche Schießübungen, zu denen eingeladen zu werden bei den Einwohnern der Stadt als eine hohe Bevorzugung gilt. Die Verwandten und Freunde der Schüler und ihrer Lehrer wohnen denselben in großer Anzahl bei. Neben den eigentlichen Übungen laufen dann mancherlei Spielereien einher, die speziell zur Unterhaltung der eingeladenen Gäste bestimmt sind.

Angefeuert durch die Komplimente der anwesenden jungen Damen suchen die Kriegsschüler sich beim Nichten ihrer Geschütze an Geschicklichkeit gegenseitig zu überbieten. Die Batterie bietet im Scheine des elektrischen Lichtes einen äußerst malerischen Anblick dar inmitten der eleganten Toiletten der Damen, die die großen Belagerungsgeschütze umsehen und jedesmal zusammenfahren, wenn der Donner ihrer Entladungen die Luft erschüttert.

Wenn die vorgeschriebenen Schießübungen zu Ende sind, folgt in der Regel zur Unterhaltung der Gäste ein sogenanntes Lichtschießen, das heißt eine Beleuchtung der Umgegend vom Schießstande aus, aber nicht durch elektrische Scheinwerfer, sondern durch Leuchtbomben, die aus einem Belagerungsmörser geschleudert werden.

Es ist das ein Mörser von 220 Millimeter Durchmesser, der im Jahre 1880 eingeführt worden ist; seine Tragweite beträgt bei einer Erhebung von etwa 44 Grad 5500 Meter. Dieser Feuerschlund, aus dem die Leuchtbomben entzündet werden, und der speziell auf das Schießen unter großem Erhebungswinkel berechnet ist, hat im Verhältnis zu seinem Kaliber eine weit gedrungenere Gestalt als die gewöhnlichen Belagerungsgeschütze. Die deutsche Artillerie besitzt übrigens ein ähnliches Geschütz in ihrem Mörser von 210 Millimeter Durchmesser. Die Lafette besteht aus Metall und trägt mit Rücksicht auf das beträchtliche Gewicht des Geschosses eine besondere Ladevorrichtung. Das Gesamtgewicht des Geschützes beträgt einschließlich der Lafette 4700 Kilo, zur Bedienung sind sechs Mann erforderlich.

Soviel wir wissen, unterbreitete im Jahre 1874 ein Erfinder dem französischen Kriegsministerium einen Plan, nachts durch Leuchtgeschosse die feindlichen Arbeiten vor einem belagerten Platz aufzuhellen; es wurden an verschiedenen Orten Versuche angestellt, allein mit dem alten glatten Mörser konnten die Leuchtgeschosse nicht weit genug geschleudert werden; man glaubte daher warten zu sollen, bis man einen Mörser gefunden habe, der im Stande sei, die leuchtende Bombe auf größere Entfernungen hinauszutragen.

Als aber der gewünschte Mörser gefunden war, das heißt der von 220 Millimeter Durchmesser, war es zu spät; die Wissenschaft hatte inzwischen den elektrischen Scheinwerfer gebracht, und als dieser in der Armee zu allgemeiner Annahme kam, hatte die Leuchtbombe ihre Existenzberechtigung eingebüßt.

Die Erfindung, um die es sich handelte, war übrigens interessant; es hatte mit ihr folgende Verwandtschaft:

Zunächst gab es eine Fallschirmbombe. Sie besteht aus einem leichten und sehr dünnen eisernen Hohlgeschos, das mit einer Art Fallschirm aus starkem Seidenstoff umhüllt ist und einen Leuchtstoff enthält, dessen Leuchtkraft sich mit der des Hydro-Dryngengases vergleichen läßt. Wenn das Geschos in dem der Entfernung entsprechenden Winkel fortgeschleudert wird, treibt es durch eine besondere Vorrichtung den Fallschirm an, der sich nun entfaltet und den Apparat etwa 30 Meter über dem Boden in der Schwebe hält, während zugleich durch eine weitere Vorrichtung eine Zündschnur die in der Bombe enthaltene Leuchtmasse entzündet, die nun auf eine Kreisfläche von etwa 60 Meter Durchmesser ein sehr helles und intensives Licht fallen läßt. Der Fallschirm übernimmt zugleich die Funktion eines Lichtschirms, indem er die zwecklose seitliche Ausbreitung des Lichtes verhindert und dasselbe auf eine bestimmte Fläche konzentriert.

Der Apparat schwebt in der Luft und senkt sich langsam herab. Er beleuchtet zwei bis drei Minuten lang das unter ihm gelegene Gelände; wie der Erfinder meinte, sollte dadurch Gelegenheit geboten werden, sich während der Nacht von dem Fortschritt der feindlichen Belagerungsarbeiten oder der etwaigen Ankunft eines neuen Truppenteils zu überzeugen. Das war nun eine etwas naive Idee, denn um dem Geschos die erforderliche Richtung zu geben, hätte man zunächst wissen müssen, an welcher Stelle in der betreffenden Nacht der Feind mit seinen Arbeiten vorgehen und wo der Truppenzug stattfinden werde, Thatsachen, über die man doch in der Regel keine Kenntnis zu seinen Gegnern gelangen läßt.

Ein anderer Apparat war die sogenannte explodierende Leuchtbombe. Dieselbe wurde direkt auf das Gebiet der

feindlichen Arbeiten geworfen und sollte einen doppelten Zweck erfüllen. Beim Aufschlag entzündete eine besondere Vorrichtung den in ihr enthaltenen Leuchtstoff, der nun das Gelände im Umkreis von etwa 30 Metern erhellte; war er bis auf die Explosionsmasse abgebrannt, so setzte er diese in Brand, und die Bombe platzte, ihre Splitter wagerecht nach allen Richtungen hin entsendend. Der Erfinder schlug vor, die Bombe mit ungleicher Leuchtdauer anzufertigen, um dem Feind einen heilsamen Schrecken einzujagen, da er, im Ungewissen darüber, wann das Licht erlöschen und die Explosion erfolgen werde, sich hüten werde, näher heranzutreten und etwa einen Löschein Versuch zu machen. Auch das war eine kindliche Idee, denn in welcher Armee würde sich nicht ein verwegenere Geselle oder ein beherzter Mann finden, der sich, seines Lebens nicht achtend und nur auf die Rettung seiner Kameraden bedacht, auf das höllische Geschloß stürzte, um es zum Verlöschen zu bringen? Und würde es dem Feind, wenn er einmal Kenntnis von diesen Bomben erlangt hätte, nicht ein Leichtes sein, tragbare Löscheinrichtungen mit sich zu führen, deren Wasserstrahl der so schrecklich thnenden Bombe auf einmal das Lebenslicht ausbließe?

Alle diese Bedenken wurden von der Prüfungskommission geltend gemacht und die Erfindung zurückgewiesen. Man bedient sich ihrer nur noch von Zeit zu Zeit als einer harmlosen Spielerei, und so ist ihr denn auch eine Rolle bei den Festlichkeiten der Kriegsschüler zugewiesen.

Die Lichtbomben bilden das Erstarken der

gaffenden Menge, die ihnen lauten Beifall spendet, und die Kriegsschüler lassen sich, als handle es sich um die ernsthafteste Sache, gern die Komplimente ihrer reizenden Zuschauerinnen gefallen, auf die sie stets mit Sicherheit rechnen können.

Feldbatterie.



An der Sperrlinie.

Telephonstation an den Zielstätten.

Schießübungen an der Kriegsschule zu Fontainebleau.

Der heimlichste Beruf.

Von

Ernst Ruelsenbach.

Einem vielgerühmten und also auch vielbenedeten Dichter ist kürzlich ein wunderliches Mißgeschick begegnet. Er hatte beim Abschied von der Sommerfrische seinen Namen in das Fremdenbuch des Gasthofs eingetragen und dabei auch seinen Beruf angegeben: „N. N., Dichter, aus Berlin“. Ein späterer Gast — vielleicht ein Kollege — empfand diese Form der Einzeichnung als ungewollten Witz und teilte sie einer großen Zeitung mit. Die gewandte Redaktion erweiterte die Einzeichnung zu einem acht Zeilen langen Geschichtchen, welches den Namen des Dichters sicher erraten ließ, ohne ihn zu nennen, und auf dem Wege des Nachdrucks erstaunlich schnell von Blatt zu Blatt wanderte, so weit die deutsche Zunge klingt.

In jener Zeit sah ich einmal in einem öffentlichen Lesezimmer, um die größeren Zeitungen nach einer gewissen literarischen Notiz zu durchsuchen. Die Notiz fand ich nicht, aber ungefähr zehnmal sprang mir die Geschichte von dem Dichter entgegen, der sich öffentlich einen Dichter nannte. Das erste Mal hatte ich über die Geschichte gelacht; bei jedem Wiedersehen wurde sie mir unleidiger, und als ich zufällig hörte, wie mein Nebenmann einen Dritten auf sie aufmerksam machte und beide darüber lachten, empfand ich das schon beinahe wie eine Beleidigung. Auf der Heimfahrt traf ich im Pferdebahnwagen einen guten Bekannten, der mir sogleich die Geschichte erzählte und die teilnehmende Frage daran schloß, ob ich denn noch immer nicht von meinem Rheumatismus befreit sei? Vermutlich hatte ich es beim Zuhören an der erwarteten lustigen Miene fehlen lassen. Aber als ich nach Hause kam, reichte mir meine Frau mit dem heitersten Lächeln unsre Ortszeitung, aus der sie jeden Mittag zuerst die Verlobungs- und Todesanzeigen und dann das übrige Vermischte herausnascht. „Da sieh einmal, wie komisch!“ sagte sie und deutete mit dem Finger auf eine Notiz. Natürlich war es die Geschichte von dem Dichter, der sich einen Dichter nannte. Ich las sie noch einmal und erbeuchtete einen Heiterkeitsausbruch; denn wenn man es sogar als klug empfiehlt, mit den Wölfen zu heulen, so halte ich es geradezu für unmoralisch, seiner lachenden Frau nicht lachen zu helfen. Und erst nach Tisch, als ich allein in meinem Arbeitszimmer saß, that ich Buße für meine Heuchelei, indem ich mir klar zu machen suchte, was denn überhaupt an jener Inschrift lächerlich sei.

Diese Frage möchte ich an alle Leser weitergeben, die das Geschichtchen seiner Zeit mitgelesen und mitbelacht haben.

Die Antwort wäre leicht, wenn jene Inschrift der Annäherung eines eiteln Menschen entsprungen wäre, der sich um einiger nachempfundener Verse willen für einen Dichter hält. Derartigen Leuten gegenüber, die sich mit einem „Wir Dichter —“ von der übrigen Menschheit stolz unterscheiden, ist das Lachen sehr begründlich und berechtigt. Aber so liegt die Sache nicht. Es handelt sich um einen Mann, der getrost mit Heine von sich sagen könnte:

„Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.“

Auch wo er uns nicht zu seinen Ansichten befehrt, überzeugt er uns doch von seinem dichterischen Berufe. Obendrein war es den meisten oder doch vielen von uns bekannt, daß jener Mann auch im „gewerblichen“ Sinne keinen andern Beruf ausübt; er ist lediglich als Dichter thätig und hat keine „Erwerbsquelle“ außer seinen Dichtungen. Seine Antwort auf die neugierige Frage des Fremdenbuchs

nach „Stand oder Beruf“ entsprach demnach vollkommen der Wahrheit. Aber sie widersprach dem Herkommen, und ausschließlich in diesem Widerspruch lag der komische Reiz, der sie allen kundigen Redakteuren als Beitrag zur Erheiterung ihrer Leser willkommen machte. Wäre der Mann Maler, Bildhauer oder Architekt, so würde niemand in der Angabe der künstlerischen Berufstätigkeit etwas Lächerliches gefunden haben. Für den Dichter aber ist das amtliche Infognito vorgegeschrieben. Man setzt voraus, daß er seinen Beruf selbst dann, wenn es auch sein einziger Erwerb ist, ebensowenig ausspreche, wie man ihn auf diesen Beruf anpricht. Vor einigen Jahren brachte ein amtliches Blatt zwei Ordensverleihungen für künstlerische Verdienste, an einen berühmten norddeutschen Dichter und einen berühmten Maler; der erstere wurde einfach als „Professor K.“ bezeichnet, der andre als „Historienmaler P., Professor an der Akademie in“

Es wäre thöricht, wenn jemand in dieser Unterscheidung eine Zurücksetzung der Dichtkunst hinter den darstellenden Künsten sehen wollte. Andererseits wäre es ebenso irrig, hier im Sprachgebrauch eine bewusste Halbdiagnose des Volksempfindens für die ideale Stellung des Dichters zu wittern, der auf der Menschheit Höhen wandelt und die Güter dieser Erde gern entbehrt, weil er bei Vater Zeus offenen Zutritt hat. Für das Empfinden der Menge hängt der Wert jedes ehrlichen Berufes — auch des dichterischen — ganz gleichmäßig von dem Grade materieller Vorteile ab, den er seinen begabten Anhängern gewährt. Einer der gemüthvollsten und weltkundigsten Dichter unsrer Zeit, Hans Hoffmann, hat das in einem heitern Gedicht sehr hübsch ausgeführt. Er schildert seinen Besuch bei einem millionenschweren Stachnadel-fabrikanten, der ihm mit einer gewissen herablassenden Freundlichkeit guten Tischwein und immerhin rauchbare Zigarren vorsetzt und schließlich auch so beiläufig mal fragt, was denn das Dichten wohl einbringe? „Ach, nicht viel,“ sagt der Dichter, der seinen Mann kennt, „zehntausend Thaler bringt so ein Bändchen, und ich dichte im Durchschnitt nur zwei Bändchen jährlich!“ Da macht der Hausherr große Augen; sein Benehmen wird ordentlich achtungsvoll, Johann muß Selt und Importierte bringen, und

„Die Poesie hat seither
Einen ehfruchtvolleren Bewunderer mehr!“

Es hat also nichts mit einer „idealen“ Abschätzung der Künste untereinander zu thun, wenn wir die künstlerischen Berufsbezeichnungen „Maler“, „Bildhauer“, „Architekt“ unbedenklich hören und gebrauchen, den „Dichter“ aber als ungehörig bis zum Komischen empfinden. Ganz deutlich bestätigt uns dies ein weiterer Blick auf die Lieblingskunst unsrer Zeit, die Musik. Der Musiker ist heutzutage ohne Zweifel der meistbegehrte und überall willkommen unter den Künstlern. Auch erfreut sich das Wort „Musiker“ als Berufsname ebensogut der amtlichen Anerkennung wie „Maler“, „Bildhauer“ und so weiter. Diejenigen aber, denen es in allen Ehren zukommt, bedienen sich seiner nur als eines Nothbehelfs, den sie sobald als möglich mit etwas Besserem zu vertauschen streben; und dies Bessere finden sie durchweg in irgend einem Titel, der auf den wirklichen oder nominellen Besitz eines gewissen „festen Postens“ hindeutet, womöglich in Diensten eines Hofes, einer Stadt-gemeinde oder einer großen Anstalt: „Kapellmeister“, „Musikdirektor“, „Hofpianist“, „Königlicher Kammervirtuos“ und so weiter. Es ist gewiß eine seltsame Erscheinung selbst innerhalb unsrer titelfrohen Nation, daß die Vertreter einer freien Kunst und gerade die freiesten unter ihnen, die reisenden Virtuosen, die Anerkennung ihrer Meisterschaft in irgend einer Bezeichnung suchen, die sie im Grunde wieder zu gebundenen Leuten macht. Da, selbst das Berufswort „Musiker“ wird für den, der es in

Erangelung eines Titels führt, nur eben dadurch erträglich, daß es doch wieder einen gewissen Hinweis auf eine feste bürgerliche Stellung durchhören läßt; wer diese Stellung nicht hat, ist ein „Musikant“, aber kein „Musiker“.

Gerade von diesem Punkte aus eröffnet sich uns der Weg, der von den bisher berührten scheinbaren Lücken des heutigen Sprachgebrauchs in die Vergangenheit zurückführt. Die heutige Praxis der Musiker im Punkte der Berufsangabe ist nicht etwa ein Ausfluß der allgemeinen Titelhucht, sondern sie entspricht ganz genau einer Auffassung, die das deutsche Bürgertum bis tief in die Neuzeit hinein völlig beherrschte und auch jetzt noch nachwirkt: der Auffassung von der zünftigen Ehrbarkeit. Unter dem unbewußten Namen dieser rechtlich längst beseitigten Anschauung gilt uns noch heute eine Kunst um so eher als Beruf, je länger und inniger ihre gewerbmäßige Ausübung dem zünftigen Handwerk gleichgestellt war, ihre Vertreter den ehrlichen Handwerksmeistern gleich geachtet waren.

Für Architekten, Bildhauer und Maler ist diese Gleichstellung ja auch sprachlich noch ganz deutlich vorhanden. In vielen Gegenden Deutschlands bestellt man den neuen Delanstrich eines Hauses nicht beim Meister Anstreicher, sondern beim Malermeister, was dann neuerdings in denselben Gegenden die Herren von der Palette, zumal die jüngeren, verleitet hat, sich mit dem seltsamen Namen „Kunstmaler“ zu bezeichnen. Auch die Namen Bildhauer, Architekt oder Baumeister und so weiter sind noch ganz geläufig für Handwerker, deren Können und Wollen keineswegs auf das Schaffen plastischer und architektonischer Kunstwerke zielt. Trotzdem haben die Schöpfer unrer moderner Denkmäler und Prachtbauten bis jetzt nicht daran gedacht, sich nach dem Vorgang der „Kunstmaler“ etwa als Kunstbaumeister, Kunstbildhauer oder Kunstgießer vorzustellen, und daran thun sie sehr wohl. Zudem sei es ihren Werken überlassen, von ihrer Künstlerischeit zu zeugen, bleiben sie in einer Linie mit ihren großen Vorgängern, welche den Dom zu Köln und das Sebaldusgrab zu Nürnberg schufen und dabei doch ehrsame Kunstmeister blieben so gut wie der Meister Stephan Lochner und der Meister Albrecht Dürer. Wenigstens dem Buchstaben des Gesetzes nach hat diese Anschauung, welche den bürgerlichen selbständigen Künstler genau auf dieselbe soziale Stufe rückte und derselben Gewerbeordnung unterordnete wie den Meister Bäcker und Schumacher, noch ziemlich weit in die neue Zeit hinein geherrscht. Keineswegs drückte sich in dieser Anschauung eine misachtende und niederziehende Meinung von der Kunst aus, vielmehr entsprach sie einfach den Grundthaten; denn die Kunst war ja erst allmählich aus dem Handwerk heraus erwachsen, und so verstand es sich für die bürgerliche Vorstellungsart auch späterhin ganz von selbst, daß zum Beispiel der Meister Maler auf jeden Fall vor allem sein ursprüngliches Handwerk zu betreiben mußte. Dabei blieb es ihm unbenommen, die allerhöchsten Heiligen zu malen und die begabtesten unter seinen Gesellen und Lehrlingen zu gleicher Höhe herauszubilden, aber ein „Meister seiner Kunst“ war er von Haus aus dadurch, daß er auch die handwerksmäßigen Leistungen — auf neudeutsch: die Anstreicherarbeiten — sein und zunftgerecht, mit fröhlicher Hingabe auszuführen und zu lehren vermochte. Es gehört nicht hierher, zu bedenken, wie diese Forderung der handwerksmäßigen Fertigkeit auf die Entwicklung der Kunst selber im Guten und Bösen gewirkt haben mag. Auf die seelische Entwicklung und Zufriedenheit der einzelnen Künstler wird sie vermutlich, zumal in der späteren Zeit, wo der Zunftgeist in den deutschen Städten greifenhaft, mürrisch und neidisch geworden war, oftmals sehr fördernd gewirkt haben. Aber selbst in solchen Fällen mußte sich der Künstler bei ruhiger Ueberlegung vorhalten, daß doch eben in diesen engen steifen Formen der

Zunft auch seine und seiner Berufsgenossen ganze rechtliche Stellung, ihr willig anerkannter Anspruch auf alle Ehren und Rechte eines „ehrliehen Bürgers“ beschlossen war. Das zünftige Bürgerrecht einer deutschen Stadt am Ausgange des Mittelalters war ungefähr wie die Stadt selber, sehr sorgsam befestigt, manchmal eng und winkelig, aber bei alledem sicher und im ganzen sehr behaglich. Baukunst, Malerei und Bildnerei mit all ihren kleinen Seitenverwandten saßen von alters her drinnen; der Musik gelang es ab und zu, einige von ihren Dienern auf Schleichwegen hineinzubringen; wer aber gar aus dem Dichten offenkundig seinen Broterwerb machte, der mußte draußen bleiben.

Um das zu verstehen, müssen wir mit unsrer Erinnerung noch eine Strecke weiter zurückgreifen, zu den Spielmannen und den ritterlichen Sängern. Der fahrende Spielmann des eigentlichen Mittelalters war bekanntlich Dichter und Musiker zugleich; er erfand zum Text auch die Weise des Liedes, das er selber vortrug und mit einer vermutlich nur sehr dürftigen Instrumentalbegleitung auf seiner Geige oder Laute aus schmückte. Damit verdiente er, von Ort zu Ort ziehend, sein tägliches Brot. Es war in alledem noch nichts Ehrenrühiges; aber der Geschmack der Zeit verlangte von dem fahrenden Manne auch noch andre Künste, die heutzutage der Circusclown zu treiben pflegt, und indem er sich auch hierzu hergab, wurde der Spielmann ein unehrlicher Mann, da nach dem strengen altdeutschen Ehrbegriff jeder seine Ehre verachtet, der sich auf solche Weise für Geld zur Schau stellt. Wie das zu gehen pflegt, übertrug sich der Makel auch auf die minder anstößigen Leistungen des Spielmanns, und schließlich erschien jeder unehrlich, der umherzog, um für Geld zu musizieren und zu singen, auch wenn er keine Purzelbäume dazwischen schlug und seinen Schabernack mit sich treiben ließ. Eine ganz andre Würdigung verlangten und fanden natürlich die ritterlichen Dichter und Säger. Zwar waren auch sie zum Teil für klingenden Lohn nicht unempfänglich, und zum Beispiel der berühmteste unter ihnen, Herr Walther von der Vogelweide, weiß es seinen fürstlichen Gönnern mit großem Nachdruck nahezu legen, daß es weise sei, sich die Gunst eines einflussreichen Dichters mit milden Gaben zu erhalten. Immer aber empfand jene Zeit einen starken Unterschied zwischen einer solchen Hindeutung aus ritterlichem Munde und dem berufsmäßigen Trinkgeldammeln des niedriggeborenen fahrenden Spielmanns, und im ganzen gestaltete sich für die öffentliche Meinung das Verhältnis der ritterlichen Kunst zu der des Fahrenden ungefähr so, wie für unser Empfinden der vornehme „Herrenreiter“ zum Kunststreiter. Als dann das Rittertum von seiner gesellschaftlichen Herrscherstellung herabgehunken war und das demokratische Bürgertum zur Mähte kam, trat gleichsam an die Stelle des ritterlichen Künstlers der bürgerliche Meisterfinger — auch dieser noch Dichter, Tonsetzer und Säger in einer Person und ebenso geachtet wie jener. Der fahrende Spielmann aber, der die Kunst nicht als „Amateur“, sondern als Broterwerb trieb, wurde womöglich immer unehrlicher, da das behäbige Bürgertum sich zu allen Zeiten noch viel scheuer von der Verührung mit allen solchen unsicheren Zigeunern der Gesellschaft zurückhielt als die feudale Geburtsaristokratie. Mehr und mehr jedoch drängte sich das Bedürfnis auf, wenigstens eine von jenen Kunstleistungen, die in dem weiten Kreise der Spielmannsthätigkeit beschlossen lagen, auch von „ehrliehen“ und festhaften Leuten vertreten zu sehen: nämlich die Instrumentalmusik. So gelang es manchen tüchtigen Musikanten, in den Verband des ehrlichen Bürgertums einzuschlüpfen, indem sie von städtischen Magistraten, auch wohl von fürstlichen Höfen zur Ausübung ihrer Kunst privilegiert und damit aus fahrenden Leuten anständige Meister wurden. Sie durften Gesellen und Lehrlingen annehmen und paßten sich überhaupt der üblichen zunftmäßigen Art des Betriebes

nach Kräften an. Immerhin blieben sie in den Augen des gewerblichen Bürgertums etwas Fremdes, da sie nicht wie die Maler und Tüncher, die Bauleute und so weiter von Haus aus ein gemeinnütziges Handwerk trieben, sondern nur angestellt waren, um bei Hochzeiten, Aufzügen und so weiter „nach der Kunst zu pfeifen“. Daher nannte man sie „Kunstpfeifer“, was also gerade kein glänzendes Vorbild für unsre „Kunstmaler“ ist.

Ungleich zahlreicher als diese ehrlichen Musiker blieb natürlich die Menge der lahrenden Spielleute, zu denen das Vorurteil des ehrjamen Bürgertums alles rednete, was irgendwo für Geld „auftritt“; unter andern auch die Schauspieler. Alle diese Leute galten als „unehrlich“ und blieben es bis tief ins 18. Jahrhundert; ganz besonders hart aber traf die Mißachtung die Berufsleute des Spielmanns im engeren Sinne, die sogenannten Singer und Reimsprecher, welche forsjahren, teils fremde, teils eigne Gedichte auf Märkten und Gassen zu „singen und sagen“. In einer Reichspolizei-Ordnung des 16. Jahrhunderts werden diese unglücklichen Berufsleute und -sänger, denen wir vielleicht eine Menge unsrer schönsten sogenannten Volkslieder verdanken, geradezu den „Schalksnarren“ gleichgestellt. Für sie gab es gar keine Aussicht, ein ehrliches Pöstchen in ihrem Fach zu bekommen; denn wenn sich auch das deutsche Bürgertum von andern Leuten etwas pfeifen und heimgeigen ließ, seinen Bedarf an Poesie deckte es auf dem Wege des dilettantischen Nebenbetriebs selber. Zwar die Handwerksmeister verlernten das Dichten und Singen allmählich. Dafür aber nahm das bürgerliche Gelehrtentum, wenn auch nicht das Singen, doch das Dichten auf sich und hat es im Grunde bis zu Anfang unsers Jahrhunderts fast ausschließlich gepflegt. Gelehrte waren die elendesten Verjemader, die in der Zeit unsrer tiefsten nationalen Erschöpfung, zwischen dem dreißigjährigen und dem ersten schlesischen Kriege, den deutschen Parnas mit Pappeln bepflanzen, und zu den „gelehrten Ständen“ gehörten wiederum auch die großen Dichter, die von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an unsre klassische Litteratur schufen. Wenn irgendwo, so dürfen wir bei den letzteren von „dichterischem Beruf“ sprechen; für einige unter ihnen, so für Schiller in seiner letzten fruchtbarsten Zeit, war es auch im wirtschaftlichen Sinne der einzige „Beruf“; aber weder sie noch ihre begeistertsten Verehrer im deutschen Bürgertum ihrer Zeit würden es begriffen haben, daß einer auf die Polizeifrage: „Was sind Sie?“ ernsthaft und ehrlich antwortete: „Dichter“.

Längst überwundene Kulturzustände beeinflussen, wenn sie unsrer Vorstellungswelt entrückt sind, noch immer unbewußterweise unsre Sprache. Daß ein hervorragender Maler ebenso wie ein Anstreicher seinen Beruf eben als „Maler“ angiebt, erscheint uns ganz selbstverständlich, obgleich es immer schon zwei Jahrhunderte und darüber her ist, daß sich die Kunst auch formell vom Handwerk ablöste. Der Musiker stellt sich am liebsten unter irgend einem Titel vor, der ihm das Ansehen eines „Angestellten“ oder gar eines fürstlichen Hofbediensteten giebt — ganz als ob wir noch in jenen Zeiten lebten, wo eben eine solche wirkliche oder titulare Anstellung den „ehrlichen“ Musikus aus der Menge der unehrlichen Spielleute heraus hob. Daß aber ein Dichter, der keinerlei Amt noch Stelle bekleidet und völlig von seinem Dichten wie für sein Dichten lebt, auf die Frage nach seinem Berufe antwortet: „Ich bin Dichter“, — das geht uns wider die Haare, weil sich unsre Vorfahren von den Zeiten der Meistersinger bis vor ungefähr hundert Jahren unter einem anständigen Dichter eben nur einen Mann aus der guten Gesellschaft denken konnten, der in den freien Stunden seines „eigentlichen“ Berufes — zu seinem Vergnügen dichtet.

Und nun kommt allerdings, wenigstens für das Empfinden der minder Gebildeten, noch etwas hinzu, was die

Vorstellung eines dichterischen Berufs überhaupt so erschwert: das Dichten ist der — heimlichste Beruf. Den Maler sieht man doch malen, den Musiker spielen und so weiter, aber wo sieht man so einen Dichter einmal dichten? Man sieht ihn vielleicht spazierengehen, man sieht ihn auf dem Sofa sitzen, man sieht ihn vielleicht sogar einmal schreiben: was hat das aber alles mit dem Dichten zu thun? Für die Vorstellung der kleinen Leute liegt da ein unlösbares Rätsel, und die Lösungsversuche, die man gelegentlich belauscht, sind sehr lehrreich. Durchgehends aber liegt ihnen eine Ansicht zu Grunde: wer dichten kann, der muß schrecklich viel „studiert“ haben. Oder wie mir einmal ein junger Bauer sagte, der in meinem Zimmer den Namen Goethe unter einem Porträt las: „Das ist der berühmteste Dichter, nicht wahr? Ach, wenn ich dem seine Kenntnisse hätte!“ Ich weiß nicht, ob er vorhatte, in diesem Falle auch so zu dichten wie Goethe; aber jedenfalls war er überzeugt, daß mit dem Besitze der „Kenntnisse“ die Hauptsache gewonnen sei. Wahrscheinlich klingt auch in dieser volkstümlichen Anschauung wieder eine unbewußte kulturgeschichtliche Erinnerung nach — an jene Zeiten des vorvorigen und selbst noch des vorigen Jahrhunderts, wo der Dichter wirklich vor allem „gelehrt“ schreiben mußte und an den deutschen Universitäten der Titel „Professor der Poesie und Eloquenz“, der jetzt noch einigen ordentlichen Professoren der klassischen Philologie von Amts wegen anhaftet, ganz wörtlich gemeint war. Pflegen doch auch die gebildeten Leute, besonders die Damen, jeden Dichter, der „sonst nichts ist“, als „Herr Doktor“ anzureden. Also „wissenschaftliche Bildung“ muß man haben — das Dichten geht dann nachher von selber, ohne daß die andern es merken. Es ist eben der heimlichste Beruf — und auch darum finden wir es „komiisch“, sich in einem Fremdenbuch oder an andern öffentlichen Orten ohne Scheu zu ihm zu bekennen.

Eine Frauenhand.

Bleich, krankhaft bleich die schmale Frauenhand,
Daran ein Ring, aus reinem Gold geschlagen;
Ein schlichter Reifer, ohne Stein und Tand,
Des Glücks Symbol in seligen Jugendtagen.

Seidem ist nun so manches Jahr verweht —
Hielt ihr der Reif, was einstmal er versprochen?
Ach — wer die Sprache jener Hand versteht,
Der fühlt es wohl, daß er sein Wort gebrochen.

Nicht in das still erträumte Paradies
Hat er sie eingeführt mit seinem Glanze;
Ins Märchenreich nicht, das er ihr verhieß,
Als sie ihn fromm geküßt im Myrtenkranze.

Die arme, müde Hand — man sieht's ihr an,
Daß sie sich oft in bangem Flehn gefaltet,
Bevor das Blut, das einst so feurig rann,
In ihren Adern mehr und mehr erkaltet.

Von Thränen spricht sie, die nur Einer weiß,
Von einem zitternd hingestorbenen Mute —
Auch davon, daß sie matt und fieberheiß,
Verschwiegen nachts auf krankem Herzen ruhte. —

Und ob auch Spitzen rieselt am Gewand,
Ob sie umhüllt von köstlich schwerer Seide,
Man fühlt es doch: die bleiche Frauenhand
Trägt ihren Ring zu tiefem Seelenleide.

Gertrud Triefel.

Giovanni Segantini.

Zu den hervorragendsten Malern, die das moderne Italien hervorgebracht, zählt unstreitig Giovanni Segantini, der „Maler der Alpen“, wie seine Landsleute ihn nennen, ein Talent von entschiedener Eigenart, das selbständig seine Wege zu wandeln gelernt hat und durch das strenge Studium der Natur dem Idealismus entgegengeführt worden ist, wie es ähnlich bei den Meistern Arnold Böcklin, Hans Thoma und Puys de Chavanne der Fall gewesen.

Eine treffliche Studie über den italienischen Künstler hat in dem Doppelhefte (5 und 6) der von Dr. Masner geleiteten Zeitschrift „Die graphischen Künste“ (Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst) der französischen Essayist William Ritter veröffentlicht. Wir entnehmen derselben neben den beiden Abbildungen, die wir bringen, folgende Einzelheiten über das Leben und den Entwicklungsgang des Künstlers.

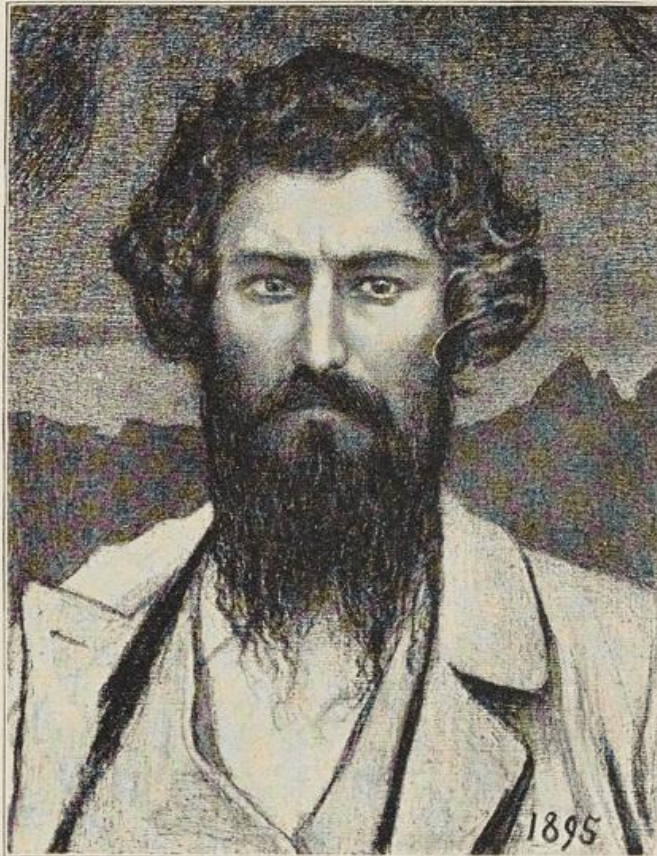
Giovanni Segantini wurde im Jahre 1858 in Arco auf österreichischem Territorium geboren. Seine Eltern wurden vom Mißgeschick verfolgt und starben, als er kaum die ersten Lebensjahre hinter sich hatte.

Der verwaisste Knabe geriet unter die Obhut fremder Leute und wuchs, als er in sein siebentes Jahr ging, als Schweinehirt in einem kleinen Dorfe in der Nähe von Mailand auf. Als solcher sollte er seine Umgebung

durch die Entfaltung der ihm eignen Begabung in Stammen sehen. Die Bauern des Dorfes fanden den kleinen Giovanni eines Tages in Betrachtung eines Felsens versunken, auf dem er mit einem Stückchen Kohle in leicht wiederzuerkennender Weise das schönste Schwein seiner Herde gezeichnet hatte — er wurde im Triumph in das Dorf zurückgeführt. Dem so plötzlich entdeckten Talente sollte es an Unterstützung nicht fehlen. Giovanni erhielt die Mittel, die Kunstschule in Mailand zu beziehen, und brachte sich in der Folge, Unterricht empfangend und solchen erteilend, selbständig weiter fort. Ein betreuender Droguenhändler verschaffte ihm die ersten Oelfarben, damit er ihm einen Zuckerhut und ähnliche Gegenstände an seinen Aramladen male. Sein erstes Bild malte

er, da er keine Leinwand hatte, auf ein bereits benutztes Pergament. Es war der Chor der Kirche San Antonio. Ueber dieses Werk, bei dem Segantini die ganze beleuchtete Partie nach den Gesetzen der prismatischen Lichtbrechung behandelte, berichtet einer seiner Mitschüler: „Hier sah man wirklich, wie das Licht durch das gemalte Fenster hereinströmte.“ Zu dieser Zeit hatte er sicher noch keine Idee von der wissenschaftlichen Theorie, die sich mit diesem Phänomen beschäftigt. Segantini hatte einfach in der alten und modernen Malerei den absoluten Mangel einer Atmosphäre beobachtet und sofort begriffen, daß der Effekt des strahlenden

Lichtes nur dann zu erreichen sei, wenn man die Farben zerteilen und auf solche Weise Luft darstellen könne. Ohne eine Ahnung von dem, was sich zur selben Zeit in Frankreich zutrug, wurde der junge Mann zu der gleichen Erkenntnis gedrängt, der ein Monet, Raffaelli und andre bereits sehr nahe standen. Er fühlte und verstand wohl, daß man beim Mischen der Farben auf der Palette weder Licht noch Wahrheit finden werde. Er machte sich nun, wie er selbst erzählt, daran, die Farben in unendlich kleinen Teilen vollkommen rein nebeneinander zu legen, und überließ es der Nezhaut des Auges, für den Beschauer die Mischung zu vollziehen. Er erhielt dadurch eine Art spontaner Bewegung, ein intensives Vibrieren der Materie des Farbstoffes, mehr Licht, mehr Wahrheit,



G Segantini

(Selbstporträt.)

mehr Lust. Und der Künstler fügt mit einer Bescheidenheit, die ihm alle Ehre macht, hinzu: „Heute ist diese Thatsache durch die Wissenschaft erwiesen, und viele Maler aller Zeiten und aller Länder hatten schon vor mir diese unmittelbare Erkenntnis. Bei mir entwickelte sich das ganz natürlich, durch ein ehrliches, liebevolles und gewissenhaftes Studium der Natur, und zwar derart, daß mir diese Art der Farbengebung ein ganz persönliches, individuelles, spontanes Bedürfnis wurde.“

Die Bilder des Künstlers, der zum ersten Male eine wirkliche Luftperspektive wiederzugeben verstand, fanden bald Anklang, und Segantini wurde in die Lage versetzt, sich sein Leben nach seinem Wohlgefallen zu gestalten.

— „Frau F. Brieflich. Geben Sie sich für die Witwe eines Musikers aus, der ihren Mann gut gekannt hat. Kündigung Ihrer Wohnung einschicken, aber nicht unter meinem Namen. Habe zweimal 20 Franken und einmal 10 Franken erhalten.“ — „General B. . . . Merkmal. Habe ihn vorigen Januar mit 20 Franken hineingelegt. Weinen Sie.“

Ueber die Straßenbettel nur wenige Worte; sie sind in allen Großstädten, deren Besonderheiten sie sich trefflich anzupassen verstehen, ziemlich dieselben. Die blinden Bettler von Paris sind jedenfalls fast alle sehend. Ich kenne eine Bettlerin, deren Eigentümlichkeit es ist, ihnen als Steden und Stab zu dienen. Zurzeit führt sie ihren dritten „blinden Gatten“ durch die Straßen, da sie sich mit den beiden andern bei der Teilung des Raubes entzweit hat. Um den Krüppel mit einem Arm oder ohne Arm zu spielen, mietet man eine mechanische Vorrichtung: 20 Franken Pfandgeld, einen Franken Tagesmiete. Den Einbeinigen kann man dagegen ohne kostspielige Vorrichtung spielen. Von zwei Brüdern, die im Kriege verwundet sein wollen, verbirgt der eine den Unterarm, indem er ihn hinten emporbiegt und am Oberarm befestigt, wodurch ein Stummel entsteht; der andre läßt mit akrobatischen Geschick — ich weiß nicht, wie — das ganze Bein verschwinden. Beide verdienen täglich 20 bis 22 Franken, abgesehen von dem geschenkten Brote, das sie regelmäßig an einen Hundebesitzer verkaufen. Mir ist ferner ein Berufsbettler bekannt, der auf den großen Boulevards neun Monate lang ein einbeiniges Dasein führt und während der drei andern Monate in einer von Badeort zu Badeort wandernden Truppe erster Tänzer ist. Ein anderer Einbeiniger bettelt in Paris und wohnt wie ein behäbiger Bourgeois in der Umgegend, wo man ihn für einen Beamten des Justizministeriums hält. An Taubstummen, die ihre Sprache wiederfinden, wenn es Schnaps und Abtinth zu bestellen gilt, fehlt es so wenig wie an solchen Bettlern, die Krankheiten heucheln, mit Vorliebe den Weitzanz und die Epilepsie. Und „der arme Arbeiter ohne Arbeit“, „der ehemalige Militär“, der Unglückliche, der im Winter seine wollenen Unterjacken unter Lampen oder faden dünnen Stoffen verbirgt und jämmerlich mit den Zähnen klappert, oder jener andre, der Geld verloren zu haben vorgiebt und heult und flehnt, — das sind Bettlertypen, denen wohl schon jeder begegnet ist. Während der großen Winterkälte des Jahres 1890 hatte man in den Hallen des Marsfeldes 700 Arbeits- und Obdachlose von Staats wegen beherbergt, bewirtet, bekleidet. Eine wohlthätige Anstalt bot ihnen sämtlich Wohnung, Nahrung und einen freien Vormittag, um sich Arbeit suchen zu können, unter der Bedingung, daß sie nachmittags Holz spalteten. Am dritten Tage war die Legion zu einem Häuflein von elf Mann zusammengeschmolzen — das Betteln ist eben bequemer und bringt mehr ein! Ein neuester Bettlerkniff besteht in folgendem: Vor einem Omnibushalteplatz werden die Damen — besonders, wenn sie es eilig haben — von einer angeblich in ähnlicher Lage befindlichen, anständig gekleideten Dame, die ihre Geldbörse vergessen hat, um das nötige Kleingeld (15—30 Centimes) angegangen, und selten umsonst.

Die Ausbeutung der Geistlichkeit und frommer Gemeindeglieder wird in der Hauptstadt der Kirchenbettelei selbstverständlich schwunghaft betrieben: man möchte wohl eine wilde Ehe in eine regelmäßige verwandeln, sein Kind taufen lassen, aber es fehlen die Mittel dazu — und Geld und Kleidung wird den vermeintlichen Opfern der unvollkommenen Gesellschaftsordnung reichlich gespendet. Wenn diese ihr Versprechen hielten, würde manches ihrer eignen oder gemieteten Kinder ein Duzendmal und häufiger getauft worden sein. Die nachfolgende Geschichte diene als würdige Krönung des weiter oben Mitgeteilten: Ein Geistlicher wird in die

Dachkammer eines Sterbenden gerufen, um ihm den letzten Trost zu spenden. Er findet indessen nur noch einen Toten, vor dessen Bett eine die Hände ringende Witwe kniet. Nachdem er diese getröstet, ihr ein Goldstück in die Hand gedrückt und neue Spenden zur Bestreitung der Begräbniskosten versprochen hat, verläßt er die Stätte der Trauer. Auf der Straße bemerkt er, daß er seinen Schirm vergessen hat, kehrt zurück, öffnet, ohne anzuklopfen, und siehe da: als ein neuer Lazarus sitzt der Tote am Tisch und leert mit seiner untröstlichen Witwe — vermutlich auf die Gesundheit des frommen Spenders! — eine Flasche Burgunder.

Das moderne Beleuchtungswesen.

Von

W. Fofficineano.

Seit dem sagenhaften Lichtdiebstahl des Prometheus sind viele Jahrtausende vergangen, aber der Prozeß für die Erzeugung künstlichen Lichts ist bis auf unsere Tage derselbe geblieben. Wir haben im Laufe der letzten vierzig Jahre neue Lichtquellen aufgefunden, die vorhandenen verbessert, allein die Lichterzeugung besteht immer noch in der Hervorbringung eines Verbrennungsprozesses, bei dem eine ungeheure Menge von Wärme entwickelt wird. Wir unterwerfen unsere Lichtquellen einem chemischen Prozesse, dessen Hauptprodukt, die Wärme, für den beabsichtigten Zweck nicht bloß nutzlos, sondern geradezu schädlich ist, um uns eine Nebenwirkung dieses Prozesses, das Licht, dienstbar zu machen. Das große Geheimnis, wie Licht ohne Wärme zu erzeugen sei, haben unsere Naturforscher noch nicht ergründet. Die Leuchtstäbe, Johanniskörnerchen und Feuerfliegen entwickeln ein intensives Licht ohne Wärme; besonders letztere leuchten so stark, daß man beim Glanze von drei, vier Exemplaren dieses amerikanischen Käfers bequem lesen kann. Indessen dürfen wir trotzdem mit unsrer moderner Beleuchtung zufrieden sein, und lebte Liebig noch, so würde er nicht mehr die Seife, sondern das künstliche Licht als den Grabmesser der Kultur bezeichnen.

In der That bildet die bessere Ausbeutung der vorhandenen und die Auffindung neuer Lichtquellen eine Hauptbeschäftigung der modernen Technik, und nichts manciert besser die Fortschritte zwischen den Kulturzentren und dem flachen Lande, zwischen hochentwickelten und zurückgebliebenen Nationen, als das moderne Beleuchtungswesen. Electricität, Leuchtgas, Petroleum, Acetylen, Spiritus sind in einen scharfen Wettbewerb eingetreten. Helligkeit kämpft gegen Wohlfeilheit, leichte Verwendbarkeit gegen die unständliche, an den Ort gebundene Einrichtung; der Kampf ist noch nicht entschieden, er wird auch ins zwanzigste Jahrhundert hinein toben, denn er hat, im Grunde genommen, erst vor kurzem begonnen. Das Leuchtgas aus Steinkohlen ist als allgemeines Beleuchtungsmittel erst fünfzig Jahre alt, die Electricität als Lichtquelle keine zwanzig, das Petroleum kaum fünfundsiebenzig Jahre, während Spiritus und Acetylen sich erst im Zustande des Embryo befinden.

Der Verbrauch künstlichen Lichts ist ein ungeheurer; in den großen Städten wie Berlin, Paris, London, New York zählt er nach Milliarden Stundenkerzen. In Berlin dürfte er über 25 Milliarden Stunden, in Paris etwa 40 Milliarden Stunden betragen. Das heißt, eine als Lichtmaß angenommene Normal- oder Meterkerze müßte in Berlin über 25 Milliarden Stunden oder etwa 3 Millionen Jahre brennen, um dem Verbrauch an Licht gleichzukommen, der innerhalb eines Tages erfolgt. Die Normalkerze ist bekanntlich eine Paraffinkerze von zwei Centimeter Durchmesser, mit einer Flammhöhe bis 5 Centimeter, oder die Hefnerische Amylacetatlampe mit einer Flammhöhe von

4 Centimeter. Das Hefuerlicht ist etwas schwächer als die Normalkerze. Die Leuchtkraft einer Flamme, beispielsweise einer Petroleumlampe, wird nun bestimmt, indem man im Finstern einen Stab vor einer weißen Wand in geringer Entfernung aufstellt. Die Normalkerze wird einen Meter weit von der Wand angebracht; die Lampe dagegen wird so weit zurückgeschoben, bis der Schatten des Stabes, den sie auf der Wand abzeichnet, nicht dunkler ist als der durch die Kerze hervorgebrachte Schatten. Die Lichtstärken verhalten sich nun wie die Quadrate ihrer Entfernungen. Stand die Lampe zwei Meter weit von der Wand, so hat sie eine Leuchtkraft von (2×2) vier Meterkerzen. Die Technik hat verschiedene Lichtmesser oder Photometer konstruiert, die aber alle auf diesem Prinzip beruhen.

Das älteste unter den modernen Beleuchtungsmitteln ist das Leuchtgas. Es wurde in London bereits 1810 fabrikmäßig hergestellt, allein es dauerte ziemlich lange, ehe es sich einbürgerte. Man begegnete dem neuen Licht mit großem Mißtrauen, da es schlecht riecht und leicht explodierbar ist. So darf man denn behaupten, daß es erst seit etwa fünfzig, sechzig Jahren allgemein im Gebrauch ist und es übrigens noch bleiben wird, trotzdem ihm die Elektrizität festig zusetzt. Vor etwa fünfzehn Jahren hatte es allerdings den Anschein, als hätte das letzte Stündlein des Gases geschlagen, indessen nahmen die Gasingenieure den ihnen von den Elektrotechnikern angebotenen Kampf auf, und man kann nicht behaupten, daß sie geschlagen seien. Was dem Gas seine Stellung sichert, ist seine Billigkeit. Die Gaspreise sind zwar noch hoch, doch decken die Rückstände: Kofe, Teer und die ammoniakhaltigen Wasser beinahe den Preis der Steinkohle. Für die Erzeugung einer Leuchtkraft von 100 Kerzen während einer Stunde muß man durchschnittlich zahlen: bei Glühlicht 25 Pfennig, bei Auerlicht 14,4 Pfennig. Und das Gas kann noch erheblich verworfen werden. Das beweist unter anderem der große Preisunterschied für Gas zu Beleuchtungszwecken und für solches zu gewerblicher Verwendung. Allerdings setzt auch ein andres Beleuchtungsmittel dem Gas fertig zu: das Petroleum, das die Verwendung des ersteren im kleinbürgerlichen Haushalt einschränkt, wenn nicht gar verhindert.

Der Siemens'sche Regenerativbrenner kam dem Gas zu Hilfe. Die Neuerung an diesen Brennern bestand darin, daß die Flamme nicht mehr durch die kühle Luft unterhalten wird. Die notwendige Luft wird durch enge Röhren geführt und oberhalb der Flamme bis auf 500° Celsius erhitzt, wodurch eine vollkommenere Verbrennung der Leuchtstoffe im Leuchtgas erzielt wird. Der Siemens'sche Brenner setzte den Preis für die Flamme herab und ist auch heute weit billiger als Auerlicht. Indessen tritt diese Ersparnis erst bei größerem Konsum von etwa 1000 Liter pro Stunde ein. Im bürgerlichen Haushalt würde der Siemensbrenner keine Gasersparnis mit sich bringen. Nicht der Gasverbrauch wird geringer, sondern das Licht wird heller. Dasselbe ist zum Teil auch bei dem Auerlicht der Fall. Auch das Glühlicht ist vorläufig in der Gasersparnis beschränkt. Das normale Glühlicht liefert vierzig bis sechzig Kerzen, doch wäre es nicht möglich, dieselbe Lichtmenge auf vier Flammen von je zehn bis fünfzehn Kerzen zu verteilen, weil eine bestimmte Menge Gas dazu gehört, den Strumpf zur Weißglut zu bringen. Die Ersparnis besteht demnach darin, daß der Gasverbrauch auf ein normales Maß festgelegt ist, und daß das Licht einen größeren Glanz besitzt als das eines Argand- oder gar eines Schnittbrenners. Im Privatgebrauch stellt sich also das Glühlicht deshalb billiger, weil zur Erzielung des gewünschten Lichteffektes weniger Flammen nötig sind. Bei der Straßenbeleuchtung dagegen ist der Gewinn so groß, weil bisher Schnittbrenner verwendet werden, die einen Aufwand von 36 Pfennig pro

100 Kerzenstunden erfordern. Im übrigen wird der Auerbrenner, der mit dem einfachen Dunstbrenner identisch ist, durch den Apparat von Denaprouse überflügelt, der der Flamme eine größere Menge von Luft zuführt und die Heizkraft des Gases verdoppelt, so daß nicht mehr die vom Auerbrenner verzehrte Gasmenge notwendig ist, um den Strumpf zur Weißglut zu bringen.

Wie der Glühstrumpf hergestellt wird, dürfte allgemein bekannt sein. Ein Baumwollgewebe, das viermal so lang und so weit ist als der fertige Strumpf, wird rein gewaschen, dann in eine Thoriumlösung getaucht und getrocknet. Das eine Ende wird zusammengebunden, der Strumpf erhält die Form, die allen bekannt ist, und wird gegläht. Das Baumwollgewebe wird dadurch zerstört, der Strumpf ist aus einem vegetabilischen ein mineralischer geworden und schrumpft auf den vierten Teil seiner Größe zusammen. Thorium war früher ein unbenuhtes Mineral, das in einer einzigen Grube in Oesterreich abgebaut wurde. Die deutsche Gasglühlichtgesellschaft hatte einen Vertrag auf 1000 Mark pro Kilogramm abgeschlossen. Infolge der großen Nachfrage stieg der Preis auf 8000—10 000 Mark, doch fand man den plötzlich kostbar gewordenen Sand auch an anderen Stellen, so daß der Preis rasch sank. Heute kostet das Kilo etwa 200 Mark oder etwas darüber, und die fabrikmäßige Herstellung eines Glühstrumpfes beträgt etwa 30 bis 35 Pfennig.

Das nächstälteste Beleuchtungsmittel ist das Petroleum, das weder die Elektrizität noch das Leuchtgas verdrängen werden, weil es billig und seine Lichtstärke teilbar ist, was bei den anderen Beleuchtungsmitteln nicht zutrifft, und seiner besonderen Vorrichtungen bedarf. Die Petroleumlampe kann man hinstellen, wohin man will, sie bedarf keiner besonderen Zuleitungen, und das Licht ist nicht unangenehm. Die Erdölflamme ist das Licht des kleinen Mannes und wird es noch auf lange hinaus bleiben. Aber auch hier zeigt es sich, daß die großen Runderbrenner und die Brenner von Schuster und Paar für Solaröl weit billiger sind als die Flachbrenner und kleineren Flammen. Ein großer Argandbrenner verzehrt in einer Stunde bei einer Lichtstärke von 100 Kerzen für 4—6 Pfennig Brennstoff, während 100 Stundenkerzen Gasglühlicht 14,4 Pfennig kosten. Allerdings sind die 100 Stundenkerzen nur eine gemeinsame Reduktionsziffer, sozusagen ein gemeinsamer Nenner, denn weder der normale Glühstrumpf noch die Petroleumflamme giebt 100 Kerzen. Wenn nun die Gasglühlichtgesellschaften berechnen, daß Auerlicht 0,5 Pfennig, Petroleum etwa 2 Pfennig pro Stunde koste, so ist das nur eine theoretische Berechnung. Wie wir gesehen haben, ist das Glühlicht nicht teilbar; man muß wohl oder übel die 40—60 Kerzenstunden auf einmal verbrennen, wobei sich ergibt, daß die schwächer glühenden Strümpfe mehr Gas brauchen, um die Reduktionsziffer von 100 Stundenkerzen zu erreichen. Die kleinen Petroleumbrenner erhöhen den Verbrauch — immer auf 100 Stundenkerzen reduziert — auf 12—14 Pfennig.

Es ist die Befürchtung ausgesprochen worden, daß das Petroleum teuer werden könnte, und im Reichstag brachte der Abgeordnete Wasseremann sogar eine Interpellation über die Operationen der Standard-Oil-Company ein. Der nationalliberale Abgeordnete behauptete, der Leiter der Standard-Oil-Company, Rokeneller, übrigens ein Württemberger von Geburt, drücke die Preise herab, um die Raffineure, die der Company nicht angehören, zu ruinieren, worauf er dann der Welt die Preise diktieren könnte. Diese Befürchtung ist indessen hinfällig. Mag sein, daß Rokeneller die amerikanischen Outfitters zwingen werde, der Standard-Oil-Company beizutreten, allein den europäischen Konsumenten wird er niemals die Preise diktieren können. Galizien und Rumänien allein können Europas Konsum decken; außerdem sind Russlands Quellen unererschöpflich.

Ferner besitzt Turkestan auf einer Fläche von einer halben Million Quadratkilometer große Mengen von Erdöl. Ebenso findet es sich in Japan, in China, Australien, auf den Sunda-Inseln, den Antillen, in Venezuela, Peru, Kanada, in Persien und Indien. Also nicht einmal den amerikanischen Markt könnte Rockefeller souverän beherrschen, viel weniger noch den europäischen.

Der Petroleumkonsum ist in Deutschland im letzten Jahrzehnt bedeutend gestiegen. Im Jahre 1888 brachte der Petroleumzoll etwas über 37½ Millionen Mark; 1894 dagegen schon mehr als 58 Millionen.

Vom Leuchtgas und von der Elektrizität hat das Petroleum wenig zu befürchten, dagegen dürfte ihm ein chemisches Produkt den Rang streitig machen: das Acetylen. Vor etwa dreißig Jahren stellte es Berthelot auf dem Wege der Synthese aus Wasserstoff und Kohle dar und studierte seine chemischen und physikalischen Eigenschaften, auch diejenige, sich in Alkohol zu verwandeln, weniger aber seine Leuchtkraft. Vor einigen Jahren gelang es, im elektrischen Ofen bei einer Temperatur von 3000 Grad durch die Reaktion von Kohle auf Kalk einen kohlähnlichen Körper zu erhalten, eine Verbindung von Kohlenstoff und Calcium. Taucht man diesen Körper in Wasser, so zerlegt er sich selber und das Wasser, und es bilden sich Kalk und Acetylen, eine Verbindung aus Kohlenstoff und Wasserstoff, die mit sehr heller Flamme brennt und das Leuchtgas um das Fünfzehnfache übertrifft. Ein Kubikmeter Acetylen gas giebt fünf hundert Stundenkerzen. Das neue Beleuchtungsmittel befindet sich noch im Stadium der Experimente. Es wurden Versuche zur Beleuchtung der Eisenbahnwagen angestellt, und wir zweifeln nicht, daß es sich bewähren wird. Gütig ist es nicht; wenigstens macht es sich, bevor es in dieses Stadium gelangt, durch den unangenehmen Knoblauchgeruch rechtzeitig bemerkbar. Ob es indessen nicht explodierbarer ist als das Leuchtgas, müssen weitere Versuche ergeben.

Ob sich das Petroleum- und das Spiritusglühlicht einbürgern werden, läßt sich nicht voraussagen. Das Prinzip, das dabei in die Praxis übergeht, ist dasselbe wie bei dem Gasglühlicht. Ein unverbrennbarer Körper, der Glühtrumpf, wird durch die Hitze-Entwicklung des angewendeten Brennmaterials in Weißglut verlegt. Das Spiritusglühlicht ist nicht ungefährlich und hat außerdem den Nachteil, daß der Glühkörper an Leuchtkraft verliert, je mehr sich der Spiritus im Behälter vermindert. Der Glanz sinkt allmählich von fünfzig Normalkerzen auf zehn herab.

Das reinlichste, vornehmste und gesündeste, aber auch das teuerste ist das elektrische Licht. Es hat seit seiner Einführung nur die eine wesentliche Veränderung erfahren, daß es durch das Glühlicht auch für kleine Räume verwendbar gemacht worden ist. Was sollte man mit dem Bogenlicht von mindestens 330 Normalkerzen in kleinen Räumen, das zudem noch den Nachteil hatte, daß es jede Unebenheit des Teints, jedes Puderstäubchen mit einer unverkämpften Deutlichkeit zeigte? Erst das diskrete Licht des goldig strahlenden Fadens in der Glasbirne, die sich dekorativ verwerten läßt, verschaffte dem elektrischen Licht Eintritt in die Salons und Zimmer, deren Eigentümer auf den Kostenpunkt nicht zu sehen brauchen.

Das elektrische Licht ist nicht deshalb so teuer, weil die Hervorbringung des elektrischen Stromes so große Kosten verursacht, sondern weil nur der hundertste Teil der angewendeten gesamten Kraft in die Glasbirne oder in die Bogenlampe gelangt. Sollten es die Elektrotechniker so weit bringen, daß mindestens fünfzig Prozent der verbrauchten mechanischen Energie verwertet werden könnten, so hätte in den großen Städten das letzte Stündlein des Gases bald geschlagen. Die Dampfmaschine vergeudet neunzig Prozent der in der Steinkohle enthaltenen mechanischen Kraft. Bleiben

noch zehn Hundertstel. Ein Hundertstel geht bei der Umwandlung der mechanischen Kraft in Elektrizität verloren; ein Hundertstel verflüchtigt sich in der Leitung, und von den übrigen acht Hundertstel gehen sieben als Wärme verloren, da die Glut des Leuchtfadens 2500 Grad erfordert, während das letzte Hundertstel erst als Licht zur Ercheinung kommt. Zur Erzeugung von 100 Stundenkerzen sind 0,85 Pferdekräfte erforderlich, und die entwickelten Wärme-Einheiten betragen bloß 300—500. Im Vergleich zum Gas, das im Argandbrenner sowohl wie als Auerlicht 4860 Wärme-Einheiten entwickelt, ist das immerhin wenig, doch muß der Lichtkonsument die verminderte Wärme sehr teuer bezahlen. Eine präzisere Einrichtung der Dampfmaschinen mit einer Einschränkung der Kraftvergeudung auf die Hälfte müßte das Ziel der Elektrotechniker wie überhaupt der Maschinentechniker sein — und ist es auch. Den Vorzug, weder Wasserdampf noch Kohlenäure zu erzeugen, also die Luft nicht zu verschlechtern, teilt das elektrische Licht mit Siemens' Regenerativlampe. Das Auerlicht dagegen liefert stündlich — immer bei hundert Normalkerzen — ungefähr einen halben Kubikmeter Kohlenäure.

Die Unmöglichkeit, die elektrische Energie in hinreichendem Maße aufzuheben, trägt ebenfalls zur Verteuerung des elektrischen Lichtes bei. Die Accumulatoren, die jetzt im Gebrauch sind, erfüllen ihre Aufgabe nur in unvollkommener Weise; ein Drittel der ihnen anvertrauten Energie verflüchtigt sich. Durch die Verwendung der Energie zu gewerblichen Zwecken und zum Betriebe der Straßenbahnen wird erst die Anlage rentabler. Die Verwendung der Elektrizität als Beleuchtungsmittel und als mechanische Kraft steht indessen erst im Beginn ihrer Entwicklung, und jeder Tag kann neue epochemachende Erfindungen bringen, so daß es sich absolut nicht bestimmen läßt, welchen Weg die Elektrizität als Beleuchtungsmittel einschlagen wird.

Neben den modernen Beleuchtungsmitteln hat sich nur noch die Kerze aus der Vergangenheit in die Gegenwart herübergerettet. Ihre Verwendbarkeit ist jedoch sehr beschränkt. Die Oellampe ist so gut wie gänzlich verdrängt; sie hat nur noch ein kulturhistorisches Interesse. Der Entwicklungsgang der Beleuchtung während der letzten fünfzig Jahre zeigt uns, welche Fortschritte wir gemacht haben. Wir blicken heute mit Ueberlegenheit auf die Lichtquellen unserer Väter zurück. Doch nach abermals fünfzig Jahren werden unsre Kinder mit einem gewissen mitleidigen Achselzucken auf die Zeit zurückschauen, wo wir selber zwar nicht in der Finsternis, wohl aber im Halblight gewandelt sind.

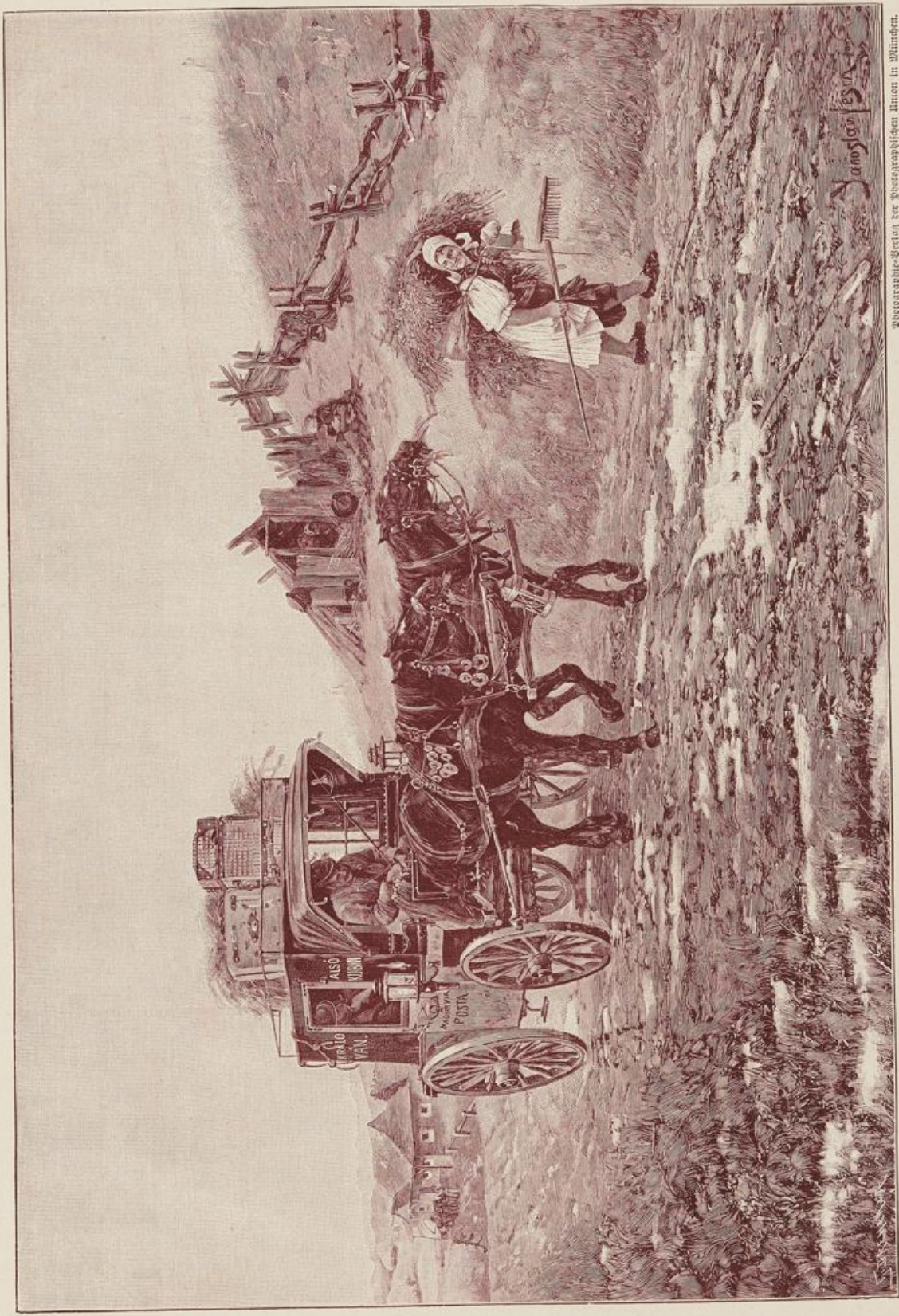
Die Seele verloren.

In hoher Berge gewaltiger Pracht,
Im wallenden Schleier der schweigenden Nacht,
Hoch über dem schlummernden Erdenthal,
Da küßtest du mich zum erstenmal.

Das war ein seliges Weiterzahn
Durch Waldesrauschen und Wiesengrün.
Am brausenden Wasser im stillen Grund,
Da suchtest du abermals meinen Mund.

Und als ich ruhte in deinem Arm,
In deinem Herzen so fest und warm
In hanger Wonne und süßer Qual,
Da küßtest du mich zum letztenmal.

An der Kirchhofsmauer — ein Stück seitab,
Da schaukeln sie bald ein frisches Grab;
Einen Schatten nur legen sie dort zur Ruh',
Denn meine Seele, die trankst ja du! E. Michael.



Photographie-Bericht der Photographischen Anstalt in Wien.

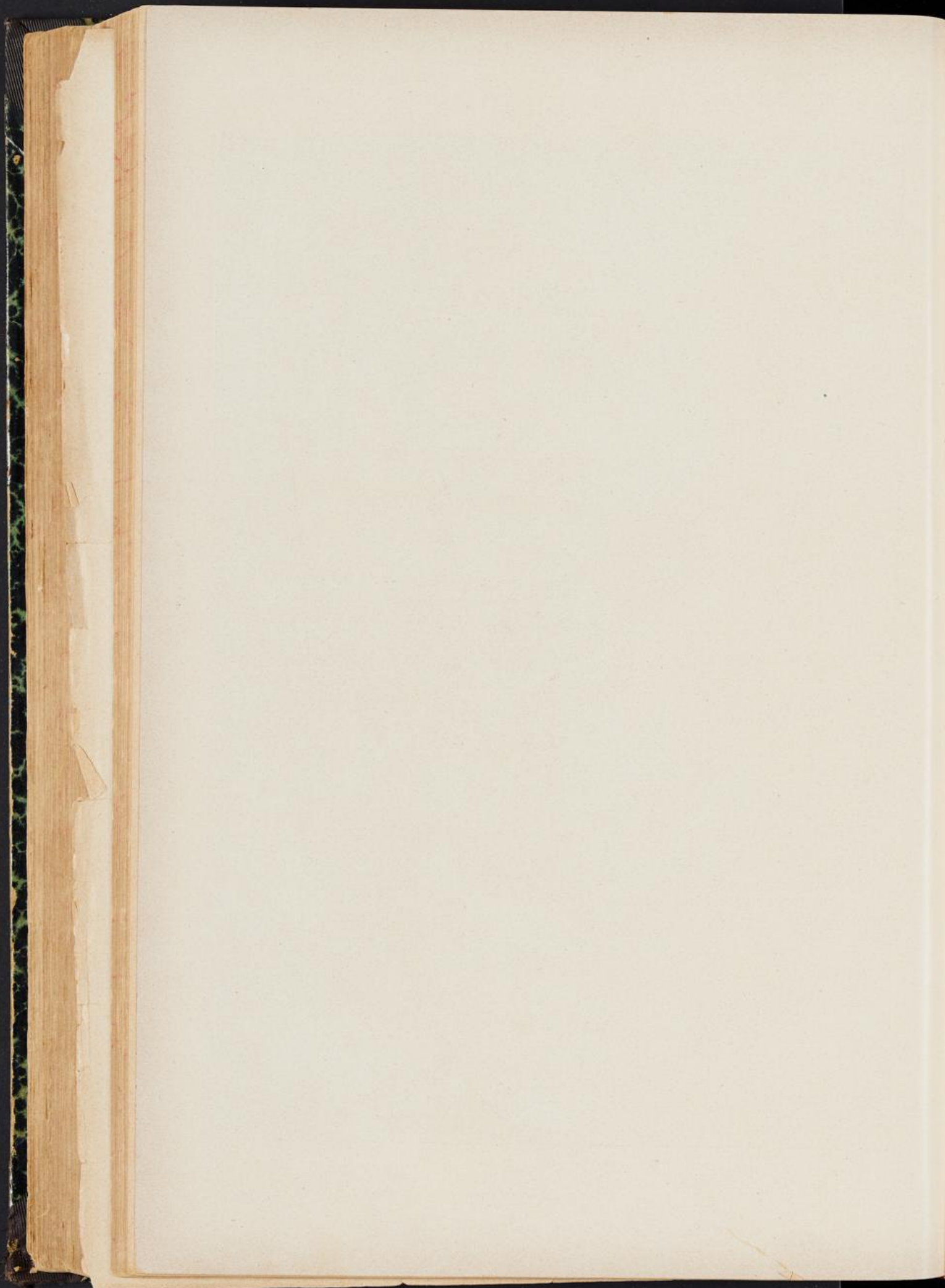
Schnellpost. Nach dem Gemälde von J. Dösi n.

er Um-
en; ein
übrigen
da die
nd das
kommt.
Herde-
heiten
s, das
Wärme-
h muß
teuer
schinen
Hälfte
pt der
Vor-
zeugen,
striebe
verlicht
ormia
säure.
reichen-
uerung
e jezt
n un-
rauten
g der
e der
e Ver-
d als
e Ent-
e Er-
immen
smittel

h nur
nwart
be-
ängt;
Der
legten
emacht
Licht-
änfzig
idigen
zwar
t ge-

acht,

ael.



Die Jungersteine.

Roman

von

Gertrud Franke-Schievelbein.

Es klopfte. Niemand hörte. Drinnen erscholl das Geräusch von Stimmen. Die männliche, die ungefähr aus der Fenstergegend kam, war tief, stark, wohl lautend, metallisch hart wie der Klang eherner Glocken. Die weibliche, obgleich dicht an der Thür, hatte so weiche und bescheidene Laute, daß sie nur ab und zu draußen vernehmbar war.

Ein ruhiges, ernstes, friedames Gespräch, wie zwischen guten alten Freunden oder Eheleuten.

Der Klopfende, ein junger blonder Mann, stand einen Augenblick unschlüssig. Er vergewisserte sich noch einmal, ob er auch vor die rechte Schmiede gekommen sei. „Hubert Schwarz?“ Ja. Das stand da deutlich auf der mit Hefkeln befestigten Visitenkarte, dem Wahrzeichen des Nomaden, der aus einer möblierten Stube in die andre zieht.

Aber die Frauenstimme? Vielleicht die Wirtin. Oder die Wäscherin. Oder ein Besuch —

Er klopfte noch einmal, energischer.

Nun trat plötzlich drinnen eine so tiefe, langandauernde Stille ein, daß sie dem Gast förmlich auf die Nerven fiel. Er störte also.

Schon hatte er sich umgewandt, um wieder zu gehn, da erscholl ein lautes, ärgerliches „Herein!“ Er drückte auf die Klinke. Richtig! Die Thür war offen. Im nächsten Augenblick stand er in dem kleinen Zimmer.

Hubert Schwarz saß an seinem Schreibtisch, auf dem die billige Studierlampe mit dem abgegriffenen Bronzefuß brannte. Seine dunkeln Augen blickten spähend auf den Eintretenden. Auf seiner Stirn, die wie aus gelblichem Marmor geformt war, mit prachtvollen Ausladungen über den starken Brauen, lag deutlich der Mißmut über die unerwartete Störung.

Eine schlankte Dame in Hut und Mantel hatte sich von dem Stuhl neben der Thür hastig, fast erschrocken erhoben. Als sie jetzt in die Helligkeit trat, die das Gas im Flur durch die noch geöffnete Thür warf, glänzte der graue Schleier über ihrem Gesicht in allerlei silbernen Reflexen. Er sah nichts als ein paar große, sanfte, scheue Augen.

Als sei sie schon vorher im Begriff gewesen zu gehn, nahm sie ihren kleinen braunen Muff auf, nickte Hubert einen stummen Gruß zu und ging mit

einer flüchtigen, verlegenen Verbeugung gegen den Gast hinaus.

„Sie wünschen?“ fragte Hubert Schwarz zurückhaltend und mit geschäftsmäßiger Kürze. Er hatte sich erhoben. Seine lange, gutgewachsene Gestalt war fast um einen Kopf größer als die des späten Besuchers.

Dieser hatte sich dem Schreibtisch genähert und streckte eine runde, fleischige Hand in neuen braunen Glacés aus. „Guten Abend, Hubert,“ sagte er ruhig. Aber dabei hingen seine gutmütigen blauen Augen stillfreudig an Hubert, als suche er in dem blassen Gesicht des alten Studienfreundes allerlei zusammen, was ihm anders im Gedächtnis geblieben war.

„Kennst du mich noch? Oder muß ich dir meine Karte —?“

„Karl Bedekind?“ rief Hubert Schwarz erfreut. Und als traue er seinen Augen nicht, nahm er die Lampe und leuchtete seinem Freunde, hierhin und dorthin fahrend, übers Gesicht und die mittelgroße, schon ein bißchen ins Behagliche fallende Figur.

„Kindlein, bist du's denn wirklich?“

Karl nickte.

„Alter, lieber Kerl, du kommst wirklich wieder?“

„Ja,“ brummte Karl, beinah gerührt durch die echte Freude des andern. „Stell doch die verfluchte Junzel hin. Neue Schönheiten wirst du schwerlich an mir entdecken. Also ich bin's. Hier ist meine biedere Rechte. Hab' zwar damals mit heiligen Eiden geschworen, je wieder deine Schwelle . . . Pah! Ist verjährt! Sechs Jahre! Na — und da mich das Schicksal nu mal nach Elbflorenz verschlagen hat —“

„Den Eidbruch lohnen dir die Götter, Kindlein! Blödsinn damals! Jugendeselei! Herrgott, was man inzwischen alles an wahrhafter Niedertracht, Bosheit, Gemeinheit . . . Pfui Teufel! . . . Na, aber erst mal sehen! Mach dir's gemütlich, soweit es in diesem Loch —“

Er sah mit resigniertem Blick umher auf die Armlosigkeit des Zimmers. Sie versteckte sich nicht wie verschämte Armut. Frech und dreist schrie sie jedem ins Gesicht: Hier bin ich zu Hause! Das braune Ritzsofa, stellenweis ins Grüngelbe spielend, die

dünnen, geflickten Mullvorhänge, der abgetretene Teppich, der nur noch in der Mitte zwischen den Tischfüßen die Reste eines großblumigen Musters zeigte — die Möbel Dugendware, auf Auktionen zusammengelesen. Nur ein Sessel, rundlehnig, steifbeinig, schien ein echtes Empirestück, und seine vornehme Formenstrenge nahm sich seltsam aus zwischen der nüchternen Stillosigkeit seiner modernen Genossen.

Hubert Schwarz rückte mit Anstrengung an dem schweren Tisch, der nicht von der Stelle wollte, und machte eine einladende Geste nach dem Sofa — aber ungeschickt und gezwungen, wie einer, der verlernt hat, Gastfreundschaft zu üben. Dann lief er mit großen Schritten zum Ofen, um nach dem Feuer zu sehn. Halbwegs aber besann er sich und kehrte um, langsam und beschämt. „Ich vergaß,“ murmelte er, „hab' ja heut nicht heizen lassen. Na, da behältst du halt deinen molligen Flausch an —“

„Famos! Aber du?“

„Pah! Weißt du denn nicht mehr? Mich macht ja so'n feuerpeinendes Ungetüm im Zimmer rein toll. Produziere ja selber kolossalen Wärmeüberschuß —“

„So,“ sagte Karl. „Ach ja, ich weiß. Und dann haben wir ja schon März —“ Dabei fühlte er noch immer die eisigen Finger Huberts in seiner Hand. Bis in den Arm war ihm das Kältegefühl getrocknen.

„Jetzt gedulde dich nur einen Augenblick,“ fuhr Hubert Schwarz fort, eifrig in seine Wirtspflichten vertieft. „Wie du dich ebenfalls erinnern wirst, führe ich Bier und andre Alkoholika prinzipiell nicht. Indessen hier . . . der Levantetrant . . .“ Er stellte eine kleine Kaffeemaschine auf den Tisch und schleppte aus einem Gekochten Tassen, eine Zuckerdose und ein Könnchen mit Milch herbei. „Kaffee macht den Kopf klar . . . Das Wasser kocht in drei Minuten. Aber du stehst ja noch —“

Karl zwängte sich mit Todesverachtung durch die schmale Gasse zwischen Tisch und Sofa. Kaum aber hatte er sich der gemüthlichen Ecke anvertraut, so schnellte er mit einem Ueberraschungsruf aus deren unvermuteter Tiefe wieder empor. „Donnerwetter! Entschuldige! Aber das ist ja 'ne richtige Fallgrube! Ich möchte bitten — einen Stuhl.“

Hubert lachte, zum erstenmal frei und offen. Und damit schüttelte er alles Fremdsein und alle Verlegenheit energisch von sich ab. Er schob Karl den antiken Sessel hin.

„Der hält dich aus. Auf deine achtzig bis neunzig Kilo war das alte Ding da freilich nicht gefaßt. Wie hast du's bloß angestellt, dich in den paar Jahren so zu multiplizieren?“

„Familienfehler,“ meinte Karl, sich in dem „Griechischen“ zurechtfindend, der im Gegensatz zum Sofa charaktervoll genug war, auch nicht eine Linie breit nachzugeben. „Wir sterben alle an Asthma, Herzverfettung, Schlagfluß. Wenn ich die Wahl hätte, ich hätte gehoramt um die letzte Sorte. Indessen —“ er starrte einen Augenblick in das blaue Spiritusflämmchen, das sein hübsches, frisches Gesicht mit einem fahlen Schein beleuchtete, „erst mal leben. Ich habe mich nämlich — seit acht Tagen — hier

als Rechtsanwalt niedergelassen und hoffe auf eine erprießliche und auskömmliche Thätigkeit . . . Du rauchst noch immer nicht?“

Er hatte ein Lederetui aus der Brusttasche gezogen und bot Hubert von dem sehr vertrauens-erweckenden Inhalt an. „Importen. Geschenk eines dankbaren Mandanten. Nein? — Also ganz Diogenes?“

Hubert goß ruhig das kochende Wasser auf das Kaffeepulver. „Ich habe alle Ursache dazu. Ich weiß nicht, ob dir bekannt ist, daß ich die Schulmeistererei an den Nagel gehängt habe?“

„Offiziell nicht. Aber — hm — gedacht hab' ich mir's. Ich besitze nämlich deine Sachen — alle! Die Gedichte, das Epos, das Drama. Und da hab' ich mir gesagt: so was schreibt einer nicht aus dem Ofenwinkel raus, als wohlbestallter Ordinarius der Quarta oder Tertia —“

Hubert lächelte. „Nein. Wenn man tagsüber den Nepos hat verballhornen lassen oder die deutschen Kaiser eingepaukt . . . es geht einfach nicht. Probiert hab' ich's ja eine Weile . . . gekittet, geflickt; halb verrückt bin ich drüber geworden, daß das Unmögliche nicht möglich werden wollte. Wegen meiner Mutter, weißt du, die sich die Bissen am Munde absparte, damit ich mal eine gute bürgerliche Stellung —“ Er unterdrückte einen aufsteigenden Seufzer. „Na — jetzt hab' ich also nichts als mein Talent. Aber es lohnt mir's noch mal. Obgleich augenblicklich . . . die Poesie ist nicht lukrativ. Wenn ich, wie mein Namensvetter Berchold, mich aufs Erfinden mörderrischer Chemikalien verlegt hätte, würde ich dir jedenfalls mehr bieten können, als diese Tasse Java und Ceylon gemischt, das Pfund zu anderthalb Mark —“

Und er schob dem alten Freunde die gefüllte Kaffeetasse hinüber, deren Duft schon verriet, daß die Bohne nicht aus Mokka stammte.

Karl Bedekind verbarb eine leichte Verlegenheit unter lebhaftem Plaudern. Wie traurig, daß er den Hubert so widerstand, diesen bedeutenden Menschen, der ihm immer so gewaltig imponiert hatte! Und nun diese armselige Zigeunerwirtschaft! Er lobte, um irgend etwas Freundliches zu sagen, den Kaffee über Verdienst, die alte Zuckerdose, ein Erbstück, die zierliche, rotgeränderte Tasse, auf der ein Name stand. Er entzifferte diesen. „Johanna,“ las er und sah Hubert mit starrer Verwunderung an.

„Ja, Johanna,“ sagte Hubert ruhig. „Sie war vorher einen Moment hier. Du hast sie ja noch gesehn.“

„Johanna . . . hier?“ Ganz gepackt richtete sich Karl im Sessel auf. „Unmöglich!“

„Warum?“ fragte Hubert mit derselben unerschütterlichen Ruhe. „Sie ist seit drei Jahren in Dresden. Genau — im März war es. Da hatte ich nämlich nacheinander so eine Art Wunderknäuel von Krankheiten. Wenn man dachte: nu ist's genug — wupp! kam wieder irgend 'ne neue Ueberraschung herausgesprungen. Ich hätte nie gedacht, Kindlein, daß die menschliche Natur auf so viel Schikanen eingerichtet ist! Na — und da kam sie: Johanna.“

„Als —“ Karl schluckte erst einmal, als wolle

ihm das Wort nicht recht aus der Kehle, „als deine — Braut?“

„Mit Verlobungsanzeigen und sonstigem Hofzupokus? Nein. Dazu hatten wir keine Zeit. Auch kein Geld. Abgesehn davon, daß ich nicht mal bei so viel Besinnung war damals, um 'ne Krage von 'nem Laubfrosch unterscheiden zu können. Nein. Sie kam ganz einfach, weil ich mutterseelenallein dalag, und sie mich nicht umkommen lassen wollte wie einen kranken Hund —“

„Aber der Alte? Der Herr ‚Registrator‘?“

„Der hatte sie schon längst rausgebissen.“

„Deinetwegen?“

Hubert nickte. „Als wohlbestallter ‚Oberlehrer‘ wär' ich ihm wohl recht gewesen. Aber als ich umgefattet hatte und Miete und Frühstück schuldig bleiben mußte — und das Mädchen trotzdem an mir hing . . .“

Er versank in finstere Gedanken. „Pfui Teufel!“ rief er dann ingrimmig, „was hat sie alles durchgemacht! Gh' ein Weib so etwas thut, aus dem Hause läuft, zu fremden Leuten! . . . Ein bißchen Geld war ja da. Ihr Mütterliches. Und sie war majorem . . .“

„Ich ging dann hierher. Sie hatte in Leipzig bei Verwandten eine Stelle als Stütze. Wir schrieben uns. Sie klagte nie. That immer ganz kregel. Bloß so manchmal ein Wort. Und ich saß selber so drin in der Bredouille. Meine Sachen — immer brühwarm zurück von den Redaktionen — unbesehn. Und Tag für Tag . . . bis es mir, wie gesagt, zu viel wurde. Ich legte mich hin und — delirierte. Sie wunderte sich nicht lange, als meine Briefe ausblieben, packte und kam.“

Er hielt inne, als erwarte er eine Zwischenrede Karl Wedekinds. Der aber saß stumm.

„Als ich endlich aufstand, mußte ich von neuem laufen lernen, wie ein kleines Kind. Wenn sie ausgegangen war, mir ein Täubchen zu kaufen oder eine Flasche Wein, flennete ich nur immer so vor mich hin. Haha! Wie ein Mensch so auf den Hund kommen kann! Aber so was zusammen durchgemacht, das bindet, Kindlein! Das ist ein Kitt!“

Er nahm eine Photographie vom Schreibtisch und reichte sie Karl hinüber. „Gut getroffen. Erkennst du sie wieder?“

Karl nahm ihm das Bild aus der Hand und vertiefte sich darein. Es war ein Kniestück, ganz in hellen Tönen gehalten. Johanna stand aufrecht, schlicht und natürlich, den Blick aus ruhigen, klaren Augen dem Beschauer zugewendet, die Hände locker ineinandergelegt. Sie war wenig verändert, nur die Figur etwas voller geworden. Und das Seelische, der Hauch des Gemüts, die den feinen Zauber des kaum hübsch zu nennenden Frauenkopfes ausmachten, hatten sich in wunderbarer Weise herausgearbeitet. Allerlei widerstreitende Gefühle bestürmten Karl beim Anblick seiner Jugendliebe. Damals in Göttingen, als Hubert im Hause ihres Vaters wohnte, hatte er täglich Gelegenheit gehabt, sie zu sehn. Sie hatten in Mariaspring unter den grünen Bäumen zusammen getanzt und Blumen gesucht im Walde,

auf dem Wege nach der Messe. Und ganz allmählich hatte er gemerkt, daß die zarten verschleierte Reize es ihm angethan hatten — zu seinem Schaden. Denn Hubert war ihr augenscheinlich lieber.

Er machte also nicht viel Aufhebens von seiner stillen Neigung und gönnte sich's nur, sie täglich zu sehn. Wie hätte er's auch mit Hubert aufnehmen sollen!

Auch jetzt, während er das Bild betrachtete, grübelte Karl wieder über die seltsame Anziehungskraft und Auffaugungskraft dieses Menschen. „Wie ein Strom, der alles hinabschluckt, was ihm in den Weg kommt,“ dachte er. „Was er liebt, muß in ihm aufgehen, Eigenart, Ueberzeugung, Willen ihm opfern, ein Teil von ihm selber werden.“

Das hatte er oft genug an sich selber erfahren. Wie manches Mal war er nach Hause gestürmt, wütend über die Herrschergefühle Huberts: nie wieder! Und war dann doch wiedergekommen. Bis eines Tages der Bruch da war, scharf und klastend.

Johannas wegen.

Dieser armen Seele trug ihre Liebe mehr Dornen als Blüten. Oft schlich sie dahin mit gesenkten Schultern, ein Bild der Trostlosigkeit.

Ein hartes Wort Huberts, und alles wurde ihr dunkel. Das Leben lag auf ihr wie eine schwarze Decke. Sie kam von selber nicht wieder empor. Und Hubert, immer in seinen Ideen steckend, merkte oft nicht einmal, was er angerichtet hatte.

Bei einer solchen Gelegenheit hatte ihm Karl „seine Meinung“ gesagt. Und so gründlich, daß jedes nachträgliche Mildern und Wiedergutmachen ausgeschlossen war. Zum Glück kam bald darauf seine Verletzung.

Und nun saß er wieder hier bei Hubert und hielt Johannas Bild in der Hand. „Schade!“ sagte er jetzt aus seinen Gedanken heraus, „daß es mit dem Heiraten noch ein Weilchen Zeit haben wird.“

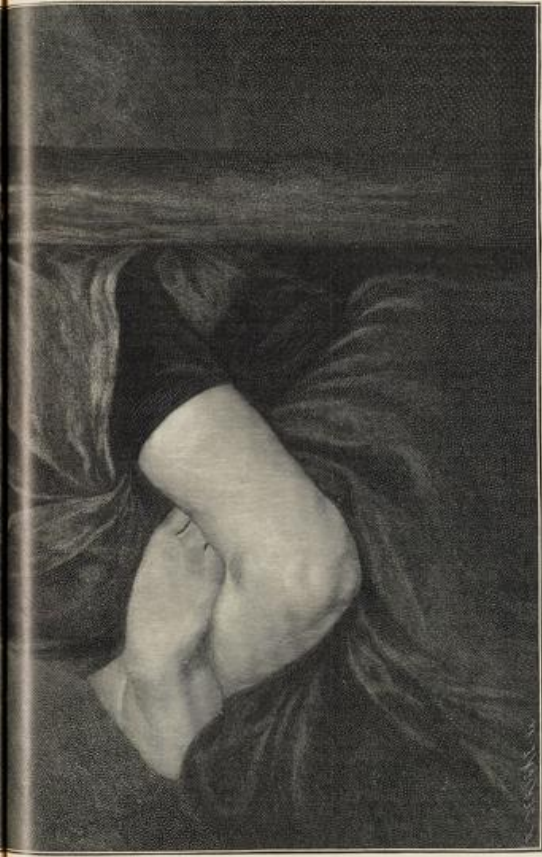
Hubert, der als ordentlicher Hauswirt das Kaffeegeschirr zusammenräumte, blieb vor Karl stehn und sah ihm fest ins Gesicht. „Sie ist meine Frau,“ sagte er mit ruhigem Nachdruck.

„Deine — Frau?“ Karl Wedekind wußte nicht recht, wie ihm geschah. Er stellte das Bild fort, als thäte es plötzlich seinen Augen weh. „Johanna? Ich — verstehe nicht —“ Er faßte sich an die Stirn.

„Pfaff und Standesamt haben wir zwar weiter nicht bemüht,“ sagte Hubert gelassen. „Ein paar Mächtiger haben uns zusammengegeben: die Not und die Liebe.“

Er sah scharf in Karls Gesicht, das deutlich zeigte, wie er mit allen Kräften diese Neuigkeit zu bewältigen suchte. Johanna, die ihm immer eine Heilige gewesen!

„Hätt' ich bloß ihre Opfer annehmen sollen?“ fuhr Hubert nach einer Weile fort. „Und das einzige Glück, das armen Schluckern, wie wir's sind, noch nicht verbaut ist — — Karl Wedekind,“ sagte er plötzlich weich, „du solltest sie einmal sehn, seit der Kleine da ist.“



The figure Kollinbrunn. Nach dem Gemälde von P. Hübner.

Das Bild ist Eigentum des Königl. Museums in Berlin.

Heber Karls Gesicht huschte eine dunkle Röde. Finster und gequält nagte er an seiner Lippe. Wieder eine lange, dumpfe, peinliche Pause. Endlich sagte er: „Du bist ein Mann. Du trägst die Verantwortung schon selber —“

„Die volle!“ Hubert reckte seine breite Brust.

„Aber das arme Weib —“

„Komm,“ sagte Hubert und erhob sich rasch. „Ich muß heut noch zu ihr. Es ist allerlei Litterarisches gekommen. Das wollte sie mir sagen. Ich lass' es nämlich an ihre Adresse schicken — wegen der Spürnase meiner Wirtin. Hör Johanna selber. Das darfst du mir nicht abschlagen.“

„Heut nicht. Sag's ihr erst. Vielleicht ist's ihr doch peinlich. Aber“ — er knöpfte den Heberzieher zu — „wir können wohl noch ein Stück zusammen gehn.“

*

Unterwegs — sie hatten noch eine ganze Strecke durch die Neustadt, ehe sie an die Augustusbrücke kamen — war Hubert liebenswürdig und gesprächig. Er regte, offenbar in dem Bestreben, den ersten peinlichen Eindruck seines Berichts zu verwischen, so viel neue und interessante Fragen an, daß Karls Gedanken bald in andre Bahnen gerieten.

Endlich hatten sie die Brücke erreicht, unter deren gewaltigen Bogen der Strom breit und majestätisch dahinfließ. Zauberhaft spiegelte sich der Lichterglanz der Brücken, der Restaurants, der Villen und Straßen, die sich an den Ufern entlangzogen, in dem dunkeln, beweglichen Spiegel.

Gefesselt war Karl stehn geblieben. Das schwarze, ruheloze, lebendige und doch unheimlich stumme Ungeheuer erschien ihm wie ein Riese, der unaufhaltsam und unwiderstehlich einem fernen Ziel entgegenihr.

Da hörte er Huberts Stimme neben sich.

„Den hab' ich auch mal klein gesehn . . . Sand, Geröll, dazwischen ein kümmerlicher Wasserarm. Und dann waren auch eines Tages die Hungersteine da.“

„Hungersteine? Das klingt ja ganz unheimlich.“

„Sind auch unheimliche Gesellen. Und für mich ist ihre Bekanntschaft noch mit so allerlei Umständen verknüpft —“

Er schüttelte sich, als ließe ihm ein Schauer über den Rücken. Der Wind pfiß scharf und schneidend über den Fluß hin. Sie gingen schneller weiter, um in den Schutz der Häuser zu kommen.

Karl war neugierig geworden, und als Hubert das Kapitel, das er eben berührt hatte, nicht weiter verfolgen zu wollen schien, fragte er geradezu, was es für eine Bewandnis damit habe.

„Es sind Felsen, die bei besonders niedrigem Wasserstande aus dem Flußbett zum Vorschein kommen. Das Volk fürchtet sie abergläubisch. Sie sind die traurigen Begleiter von Dürre, Hungersnot, Viehsterben.“

„Und du hast sie erlebt?“

„Jawohl. Mein Vater hatte ein kleines Gut in Pacht, in der Nähe von Miesja. Und da haben wir Kinder in regenlosen Sommern zittern gelernt vor dem Gespenst der Hungersteine.“

„Das kann ich mir denken.“

„Vielleicht doch nicht ganz. Du bist in einem ehrbaren Pfarrhause groß geworden. Bei uns aber war der Teufel los, wenn eine Mißernte drohte. Ob wir nun brav waren oder nicht, Schläge gab's doch, hungern mußten wir doch. Da schoß denn die Bestie, die in uns allen steckt, gut ins Kraut. Jeder suchte zu ergattern, was er ergattern konnte, sonst ging er leer aus. Auf diese Weise wird dir vielleicht mancher Charakterzug an mir verständlich,“ schloß er faststisch lächelnd.

„Jawohl,“ murmelte Karl und dachte an Johanna.

„Der fürchterliche Sommer von dreiundsiebzig kam. Das Gras verdorrte, die Erde barst in großen Sprüngen. Wir schlachteten unser bißchen Vieh. Mein Vater schalt und fluchte von früh bis spät. Meine Mutter weinte. Wir Buben drückten uns draußen herum; dem Vater wagte niemand unter die Augen zu kommen.“

„Und dabei — erbarmungslos blau der Himmel jeden Morgen, und die Elbe von Tag zu Tag kleiner . . .“

„Ich hatte eine Leidenschaft: das Lesen.“

„Es war mein Schmerzmittel. Wie ein Morphiumsuchtiger für sein geliebtes Gift, hatt' ich meine Seele hingegeben für das erbärmlichste Lesefutter.“

„Eines Tages — am zwanzigsten August war's, ich vergess' ihn nie! — überraschte ich meine Schwester Anna auf dem leeren Heuboden über einem Buche. Ein alter Kalender war's, auf dem Umschlag ein grober Holzschnitt: Andreas Hofers Abschied.“

„Ich stürzte mich auf sie, um ihn ihr zu entreißen. Wir rangen. Die kleine schwächliche Anne, mein Liebling, setzte sich verzweifelt zur Wehre. Keins dachte an die Bodenluke. Auf einmal lag sie unten. Aber sie schrie nicht. Still und blaß blieb sie liegen.“

„Vielleicht ist sie tot, dachte ich. Entsetzen kämpfte in mir mit einem fast wahnsinnigen Entzücken über meinen Raub. Ich rampte wie gepeitscht davon, einem Versteck zu, dicht bei der Elbe. Da starrte mir auf einmal etwas entgegen, was ich noch nie gesehn hatte. Auf dem großen Felsen, der seit gestern vom Wasser freigelegt war, stand in verwaschenen Buchstaben das Menetekel: „Wenn Ihr mich wiederseheth, werdet Ihr weinen.““

Karl Bedekind fühlte, daß es ihm eifig über den Rücken kroch.

„Und deine Schwester?“ fragte er, nachdem sie ein Stück schweigend nebeneinander hergeschritten waren.

„Sie hat lange krank gelegen und ist jung gestorben. Aber, siehst du — selbst wenn ich sie tot gefunden hätte, als ich mich abends nach Hause stahl — Neue hatt' ich nicht fühlen können. Das Erreichte, die glühenden neuen Eindrücke von kühnen Thaten, von Aufopferung und tragischem Tod, das war alles so viel größer als unser häusliches Glend, als mein bißchen Schuld gegen das kleine Ding, das mich hindern wollte, zu nehmen, was mir, dem Klügeren, dem Stärkeren, zukam . . . In der Nacht

hab' ich zum erstenmal gefühlt, daß ein Dichter in mir steckt.

„Siehst du, Karl Wedekind, und seitdem weiß ich: wir alle haben unsre Hungersteine. Hier drinnen in unserm tiefsten Wesen, da liegen die Härten und Schroffheiten, von denen wir in guten Tagen nichts wissen.“

„Aber laß einmal die große Dürre kommen, die Not, die Verzweiflung. Dann behüte Gott uns vor den Hungersteinen.“

Hubert Schwarz blieb stehn und reichte Karl Wedekind die Hand.

„So, du mußt jetzt links einbiegen. Ich geh' geradeaus. Also ich grüße Johanna, und du kommst bald einmal.“

Karl nickte mechanisch, und sie trennten sich.

Nach einigen Tagen erhielt Karl eine Postkarte von Hubert. Johanna freute sich sehr auf ihn; er möge doch bald einmal zu ihr gehn, des Abends, wo sie freie Zeit habe.

Wie Karl schon neulich erfahren, hatte sie mit dem Rest ihres kleinen Vermögens eine Papier- und Schreibmaterialienhandlung in der Marienstrasse erworben, die hauptsächlich durch ein paar Schulen in der Nachbarschaft lebhaften Umsatz hatte. Sie lebte leidlich gut, wenigstens ohne dringende Sorgen. Freilich kam sie den ganzen Tag nicht zur Ruhe. Die Kunden, der Haushalt, der lebhaftere kleine Bube, den sie nicht aus den Augen lassen durfte, das alles verlangte beständig ihre Aufmerksamkeit.

„Aber du kennst sie ja,“ hatte Hubert gemeint. „Das ist ihr gerade recht. Je mehr an ihr herumzerrern, desto zufriedener fühlt sie sich.“

Eines Tages — nachdem er's eine Weile von sich geschoben hatte — machte Karl Wedekind sich wirklich auf den Weg nach der Marienstrasse. Es war nach sieben Uhr und noch das volle Großstadtleben in den Straßen. Die Arbeiter strömten aus den Werkstätten, die Speisehäuser, Vergnügungsorte, Theater füllten sich. Was sich den Tag über hart geplagt und gehetzt hatte, das suchte in ein paar Abendstunden dem Leben eine heitere Seite abzugewinnen, die erschöpften Nerven durch scharfe Reizmittel aufzuweitschen, Mühe und Sorgen in wohlfeilen Genüssen zu vergessen.

Unruhig und beklommen ging Karl zwischen all den eiligen Menschen dahin, mit zögernden Schritten, je näher er seinem Ziele kam.

Ein paarmal reckte er sich, als wär' ihm die Brust zu eng. Seine erste Liebe... und so —!

Ein seltsames Wiederseh'n. Er hätte es ihr gern erspart. Und wer weiß, ob sie sich wirklich freute, ob Hubert nicht ein Machtwort gesprochen hatte, ehe sie sich dazu verstanden hatte, Karl zu sehn.

Nun stand er vor dem kleinen Laden, zu dem ein paar Stufen hinaufführten. Die Glasthür war zur Hälfte mit einer undurchsichtigen bunten Gardine verhängt.

Er versuchte, darüber hinweg einen Blick in das Innere des kleinen Raumes zu thun. Aber die Oberteile einiger Schränke und Repositorien, die er

zu übersehn vermochte, befriedigten seine unruhige Neugier nicht.

Es fehlte noch eine Viertelstunde an acht, dann wurde vermutlich das Geschäft geschlossen. Womit sollte er die Zeit totschlagen? Er stand eine ganze Weile vor dem Schaufenster und sah sich den billigen Tand an, der, nett und geschmackvoll geordnet, die Käufer heranlocken sollte. Dann trat er mit einem plötzlichen Entschluß ein. Die Thürklingel meldete ihn mit gellendem Klang.

Es war gerade ziemlich viel zu thun. Ein halb Dutzend Leute standen und warteten. Johanna hatte nicht einmal Zeit, den Neugekommenen zu beachten. Er blieb im Hintergrunde stehn und sah ihr zu.

Nuhig und ernst bewegte sie sich hin und her hinter dem Ladentisch, bückte sich oder langte empor, öffnete und schloß Fächer und Kästen, alles ohne Hast und Uebereilung, mit einer schönen, stillen Sicherheit, einer sanften, weichen Grazie, die dem Auge wohlthat.

Dann hörte er auch ihre Stimme wieder, und die kurzen, geschäftlichen Fragen und Antworten klangen aus ihrem Munde nicht einmal trivial. Immer lag das Interesse, das sie der einfachsten Sache entgegenbrachte, ihr Wunsch, die Leute zu befriedigen, ihre persönliche Liebeshörigkeit darin und erhob alles. Er glaubte und verstand es wohl, daß sie eifrigen Zuspruch hatte, und daß besonders die Schulkinder ihr gern alle ihre Groschen für Federn und Hefte und Bleie und Zeichenpapier ins Haus trugen. Sie hatte so etwas Warmes, Mütterliches.

Ein wenig blaß sah sie aus und abgepaunt in ihrem dunkeln Kleide, nachdem sie so den ganzen Tag auf den Füßen gewesen war. Das blonde Haar trug sie glatt gescheitelt, die schöne, hohe Stirn frei. Immer hatte er gefunden, daß sie der Holbeinschen Madonna des Bürgermeisters Meher gleiche in ihrer schlichten, innigen Weiblichkeit. Diese Weiblichkeit war jetzt noch viel vollkommener geworden.

Ein kleiner Bursche in einem armseligen Wamslein hatte lange und ungeschlüssig in einem Stoß Bilderbogen gewühlt, die sie ihm vorgelegt. Nichts von der Neu-Nuppiner Herrlichkeit schien ihm würdig genug des Preises, den er krampfhaft mit den roten, schmutzigen Fingern umschlossen hielt.

Endlich wandte sich Johanna wieder an ihn. Sie beugte sich hinüber, strich ihm sanft über das struppige Haar und brachte durch freundliche Fragen heraus, daß es „Soldaten“ und „der Kaiser“ seien, wonach sein Herz stand.

„Sie, ein' Zimmermannsblei wollt' ich,“ brummte jetzt der Paß eines jungen, stämmigen Gesellen, der sich augenscheinlich zurückgesetzt fühlte gegen den kleinen Patrioten. „Ich steh' hier schon 'ne ganze Weile, Madam. So viel Zeit hab' ich nicht.“

Nuhig hob Johanna die dunkelgrauen Augen. „Es geht nach der Reihe,“ sagte sie; „der Kleine war eher da.“ Sie legte dem Gesellen das Gewünschte vor. Er wählte, kramte, schien sich so recht im Uebergewicht zu fühlen in seiner Breite und Muskelkraft dieser schwächtigen Frau gegenüber.

Eine Weile murmelte er noch allerlei in den Bart. Dann bezahlte er und ging. Auch der Kleine, dem Johanna noch einige Abziehbilder in die Hand gedrückt hatte, opferte seinen Nickel und zog in einer trunkenen Glückseligkeit ab.

Jetzt war die Reihe an Karl. Er trat heran und grüßte. Er hatte sich einen Scherz ausgedacht während des Wartens. Ihr kamen den Tag über so viel fremde Gesichter vor. Ob sie ihn wohl erkennen würde mit seinem blonden Vollbart, in seinem leichten Embonpoint?

„Sie wünschen?“ fragte sie höflich.

„Schreibpapier haben Sie wohl in guter Sorte?“

Sie stutzte, sah ihn scharf an, schien ihrer Sache noch nicht ganz sicher. „O gewiß —“ sagte sie dann zögernd.

Sie wandte sich um, krante eine Weile wie unschlüssig in allerlei Schubfächern herum — Karl schien's, als wenn ihre schlanken, bläulich-weißen Hände leise zitterten — und plötzlich kehrte sie ihm ihr Gesicht zu und sah ihn fest und mutig an.

„Ja, Sie sind's,“ sagte sie und wurde schnell hintereinander blaß und rot. „Aber ich hätte Sie nicht erkannt, wenn mir Hubert nicht gesagt hätte . . .“

Er reichte ihr über den Ladentisch die Hand. „Ja, ich bin's,“ sagte er. „Ich habe mich also verändert?“

Sie lachte, und nun stand auf einmal die ganze innige Heiterkeit auf ihrem Gesicht, die er auf ihrem Bilde so bewundert hatte. „Wissen Sie denn nicht mehr — Ihren Aneipnamen? ‚Sardelle‘ — das paßt doch nicht mehr auf Sie? — Aber nicht wahr, mit dem Einkauf hat's keine Eile? . . . Bitte, treten Sie näher . . .“

Sie schlug eine Klappe des Ladentisches zurück und ließ ihn durch diese Passage in den schmalen Gang eintreten. Dann öffnete sie eine Glashür, bat ihn, im Wohnzimmer Platz zu nehmen, und huschte, da im Augenblick die Glocke erkörnte, mit einer schnellen Entschuldigung in den Laden zurück.

Karl Bedekind atmete auf. Gott sei Dank, jetzt hatte er Zeit, ins Gleichgewicht zu kommen!

Im ersten Moment war's ihm peinlich gewesen, sie „Fräulein Johanna“ zu nennen. Ueberall stand das Geschehene spitz, stachelig, verhänglich zwischen ihnen. Ueberall fürchtete er anzustoßen, sie zu verletzen, zu beschämen.

Aber — noch einmal Gottlob! — sie war ja gar nicht die zerknirschte „büßende Magdalena“! Ihre Ruhe und Sicherheit ging wohlthätig in ihn über. Voll Interesse sah er sich in dem Zimmerchen um, in dem alles anheimelnd war, sauber, gepflegt. Möbel und Dielen glänzten wie Kastanien, die eben aus der stacheligen Hülle gesprungen sind. Die Lampe auf dem runden Tisch brannte mit reinem goldigen Licht. Die weiße Decke, die über den Tisch gebreitet war, schien eben frisch gestärkt und geplättet. Ein Sträußchen von Neseda und Veilchen stand in einer Vase von blauem Glase und duftete süß nach Frühling. Irgendwo mußten auch Äpfel stehn. Wichtig, in der Porzellanschale auf dem Vertiko! Und nun wurde ihm alles auf einmal wieder ganz

vertraut. Das waren ja die alten Göttinger Möbel, die ihre Mutter mit in die Ehe gebracht und ihr vererbt hatte.

Nichts verriet den großen Wechsel in ihrem Leben, nichts das Dasein eines Kindes. Ja, doch: dort in der Fensterecke der kleine Tisch mit dem Stühlchen davor, die paar bescheidenen, wohlgeordneten Spielsachen.

Karl Bedekind that die Augen fort und mußte doch wieder hinblicken. Wie hübsch das war, das Winkelchen! Wie's das Stühlchen erst gemüthlich machte!

Nun fiel ihm auf einmal Huberts ödes Zimmer ein. Da begriff er's, daß dieser Stimmungsmensch, der bei aller Kraft und Schroffheit doch weich und liebebedürftig und Zärtlichkeit-heischend war wie ein Kind, diesen warmen, sicheren Schlupfwinkel brauchte, um sein hartes Kampfleben zu ertragen.

Nur wunderte er sich — wie die Sachen einmal lagen —, daß er so weit ab von diesem friedlichen Nest sich einquartiert hatte. Es war ja beinahe eine Tagreise bis hierher. Wie selten konnte er sie sehen!

Da ging die Klingel wieder. Er hörte, daß die Thür geschlossen und die Kolljalousie herabgelassen wurde. Dann trat Johanna ein und bat ihn, da er noch in seinem dicken Leberzieher saß, abzulegen.

Während er es that und sie ihm behilflich war, den schweren Rock an einem Niegel an der Thür aufzuhängen, sagte sie heiter: „Sie haben Glück. Heut' abend, hoff' ich, wird Hubert kommen.“

„Kommt er denn nicht täglich?“ fragte er, sich wieder setzend.

„Ach nein,“ — ein Schatten flog über ihr Gesicht — „er hat so selten Zeit.“

„Arbeitet er denn den ganzen Tag?“

„Wie es kommt, je nach der Stimmung, lieber Herr Doktor. Und damit ist's unberechenbar. Aber wenn er lange nicht hier war, so weiß ich wenigstens: er ist im Zuge, es glückt ihm. Und dann — wie sehr ich ihn auch entbehre, bin ich doch froh.“

„Wenn er dann wiederkommt, ist er wohl sehr vergnügt?“

Sie hatte sich ihm gegenübergesetzt und fogleich eine Handarbeit vorgenommen, einen kleinen, rosigen Wollstrumpf. „Vergnügt?“ sagte sie aufsehend, nachdem sie bedächtig eine sinkende Masche aufgefangen hatte, „Sie kennen ja Hubert. Immer nur seine Arbeit. Und nie zufrieden mit sich. Lieber Gott, das ist wie ein ewiges Feuer, ein innerer Vulkan. Mir ist manchmal, als erlebe ich einen Bergsturz, oder einen Gewittersturm, oder sonst was Großes, ein Naturereignis . . . Man zittert und bebt förmlich. Von ‚Vergnügtsein‘ ist da nicht viel die Rede.“ Sie lächelte. „Aber darauf kommt's ja auch nicht an. Wenn ich ihn nur alles vom Halse halten könnte, Ärger und Sorgen . . . Das quält ihn ja tausendmal mehr wie andre Menschen . . .“

„Natürlich.“

„Ich bin schon froh, daß er mich manchmal das Abschreiben besorgen läßt oder das Korrekturlesen . . .“

„Dazu finden Sie auch noch Zeit, Fräulein Johanna?“

Mit leisem Schreck bemerkte er, daß sie bei dieser Anekdote errötet war und stumm und eifrig fortstrickte.

„Bitte, Herr Doktor,“ sagte sie nach einer Weile leise, „nennen Sie mich doch nicht ‚Fräulein‘. Ich komme mir gar nicht wie ein ‚Fräulein‘ vor als Felixens Mutter.“

Er verneigte sich. „Verzeihen Sie,“ murmelte er verlegen. Eine kurze Pause entstand, in der er nur die Nadeln eifrig klappern hörte. Dann sagte sie ruhig: „Und Sie sind fort vom Gericht, Herr Doktor? Damals — in Göttingen — hatten Sie Lust, zur Staatsanwaltschaft zu gehn, nicht wahr?“

„Jawohl. Aber, sehn Sie... ich hab' in der Praxis ein paar Fälle erlebt... nein! Solange wir so im Dunkeln tappen, fühl' ich mich zum Ankläger nicht berufen.“

Sie nickte ihm herzlich zu. „Wenn man den Menschen doch in die innerste Herzkammer hineinleuchten könnte,“ scherzte sie. „Und da wollen Sie also Rechtsanwalt werden?“

„Ja. Ich denke, das liegt mir besser. An Leuten, die mit wahren Vergnügen und streng nach dem Buchstaben die Böcke herausspüren und ans Messer liefern, damit die brave Herde der Wohlhabenden und deshalb Wohlgesinnten ungestört weiden und wiederkäuen kann — an denen ist ja kein Mangel.“

„Nein,“ murmelte sie, und ihr freundliches Gesicht verfinsterte sich; „angeklagt und verurteilt wird einer schnell. Jeder glaubt ja lieber das Böse vom andern.“

„Und, sehn Sie, ich gehöre zu den komischen Käuzen, die sich einbilden, die meisten Menschen wären lieber gut als schlecht, wenn sie nur dürften. Einfach, weil ‚glücklich‘ und ‚gut sein‘, das heißt nach den Gesetzen der Natur und der Gesellschaft leben, für mich ein und dasselbe ist.“

„Ja,“ stimmte sie zu, „es wird ja manchem geradezu unmöglich gemacht, sich durchs Leben zu schlagen, ohne daß seine Nachbarn rechts und links Püffe und Stöße abkriegen. Wenn man weiß, wie die armen Leute oft leben... eingepfercht wie die Heringe, manchmal keinen Bissen Brot im Haus, und jeder schnauzt sie an und nußt ihre Not aus — da ist's ja kein Wunder, wenn sie sich mit Gewalt nehmen, was ihnen freiwillig keiner giebt. Ein bißchen Glück, ein bißchen Wohlleben will doch jeder haben. Gott! Und oft die kleinen Vergehen — und die harten Strafen!“

Er merkte, sie sprach für sich selber, indem sie eine allgemeine Bemerkung auszusprechen schien. Arme Mimose, dachte er, was magst du ausgehalten haben!

„Strafen!“ rief er. „Ja, das ist auch so ein Kapitel. Wir sind allzumal Sünder! Ueberhaupt — der, den die Strafe bessern würde, bei dem ist sie eigentlich überflüssig. Bei dem wär' ein Erlass seiner Strafe viel wirksamer.“

„Und einer, bei dem sie nutzlos ist,“ warf sie mit traurigem Lächeln ein, „wozu packt man sie denn auf?“

„Ganz recht!“ rief er, erfreut über ihr Verständnis. „Und sehn Sie, Johanna, wenn ich's nur einer Handvoll erpare, als ‚Gebrandmarke‘ herumzulaufen, wie mit einem Stein um den Hals —“

Johanna erhob sich und reichte ihm die Hand. „Sie sind ein guter Mensch,“ sagte sie herzlich.

Im Nebenzimmer rief ein verschlafenes Stimmchen: „Mama!“

„Da ist er doch wach, der Schelm,“ sagte Johanna lächelnd. „Er ist vorher über seinem Süppchen eingeschlafen. Sie müssen schon entschuldigen. Die Milch steht noch auf dem Feuer. Ein Viertelstündchen, und das Kerlchen ist abgefüttert und schläft wieder.“

Johanna lief hinaus, und er lauschte in die dunkle Stube hinein, wo jetzt zwei weiche Stimmen durcheinanderklangen. Die Johannas war wie gesättigt von Zärtlichkeit; die des Kindes hell und golden wie Licht, süß und geheimnisvoll wie Vogelgezwitscher.

Dann trat Johanna wieder ein, auf dem linken Arm das Kind, das in einem rosigen Flanellkittel steckte, in der rechten Hand auf einem Brett Tasse und Milchtopf.

„Nun müssen wir dem Onkel etwas voressen,“ sagte sie fröhlich und unbefangen und setzte sich mit dem Kinde am Tisch nieder. Sie glich jetzt vollkommen der Photographie. Die letzte Spur von Bedrücktheit war verschwunden. Strahlend glücklich, stolz, frei, voll mütterlicher Würde machte sie sich mit dem Kleinen zu schaffen.

Felix saß steif und starr auf ihrem Schoß, ganz überwältigt in seiner kleinen Seele, wie es schien, von dem Wunder eines Besuchs. Er vergaß aber trotzdem nicht die Selbsterhaltungspflicht, ließ sich die Tasse an den Mund setzen und trank in langen, tiefen, zuweilen von einem Seufzer unterbrochenen Zügen.

Obgleich eben aus dem Schlaf und aus dem dunkeln Zimmer gekommen, blinzelte er doch nicht. Mit Huberts Augen, klar, fest, nachdenklich sah er den fremden Mann an; in göttlicher Unschuld und Unbefangenheit, ohne Scheu, aber auch ohne lächelndes Entgegenkommen.

So saßen sie eine Weile Auge in Auge, der große und der kleine Mensch. Endlich beugte sich Karl zu dem Kleinen hinüber und hielt ihm die Hand hin, in die Felix ohne Zögern sein weiches, rundes Händchen legte.

„Ausgeschlafen, kleiner Kerl?“ rief er lachend. „Das sieht ja aus, als sollt's in den Morgen gehn. statt in die Nacht.“

„Leider ja,“ jagte seine Mutter, die leere Tasse niederlegend. „Wir werden Schelte kriegen vom Papa.“

Sie wollte ihn auf die Erde stellen, aber er hatte keine Lust und wehrte sich energisch. Da holte sie ihm seinen Baukasten, und er fing sogleich an, geschickt und mit spitzen Fingern die bunten Klöbte zusammenzufügen.

Johanna begann wieder zu plaudern. Von Göttingen, den alten Zeiten, die doch trotz aller

Bitternisse so unvergänglich schön in ihrer Erinnerung lebten. Von ihrem Vater, der längst wieder verheiratet sei, mit einem jungen Dinge, und der sie sicher in dieser Absicht aus dem Hause habe schaffen wollen. Von ihren Leipziger Verwandten, die voll sittlicher Entrüstung ihr hatten verwehren wollen, zu Hubert zu reisen, als er totfrank war, und die sie seitdem wie eine Verworfene behandelten.

„Ach Gott,“ fuhr sie träumerisch fort, „was fragte ich danach! Nur daß er lebte, lebte! Dies Glück, als ich ihn mir wieder zurechtgepflegt hatte! Mein Eigentum, mein Kind war er, so schwach und weich.“

„Er hat mir's erzählt. Er dankt Ihnen sein Leben.“

„Ach!“ Sie errödete tief. „Mein bißchen Verdienst! Nein,“ sagte sie leiser, „die Hauptsache war, daß ich die Sorgen für ein Weilchen ihm aus dem Wege schieben konnte. Die hatten ihn ja ganz aufgefressen.“

„Sie haben ihm viel geopfert.“

„Geopfert?“ Sie sah ihn groß an, als verstünde sie ihn nicht recht. Dann seufzte sie. „Ach Gott! Sauer genug hat er mir's ja gemacht. Mit seinem verrückten Stolz! Er wollte keine Wohlthaten annehmen, nicht einmal von mir. Und wie es so geht: Schlag auf Schlag — kein Glück, bloß immer eine Widerwärtigkeit nach der andern, kaum daß er nur anfing, ein bißchen emporzukommen. Da haben wir Stunden durchgemacht . . .“

Sie stand auf, als wolle sie dem Kleinen ein andres Spielzeug holen. Aber sie blieb eine Weile ungeschlüssig stehn neben dem Kindertischchen, blickte dann durchs Fenster und zupfte die Nähtischdecke gerade, die sie dabei verschoben hatte.

Als sie wieder auf ihren Platz zurückkam, war ihr zartes Gesicht sehr blaß. Ihre schlanken Hände zitterten.

„Zuletzt hatte er allen Glauben an sich verloren. Auch an sein Talent, was das Schlimmste war, und an meine Liebe. Da hab' ich mir gar nicht mehr zu helfen gewußt und bloß immer gebetet, daß der liebe Gott ihm irgend ein Zeichen senden möge . . . so etwas Großes, das ihn herausriße aus dieser schrecklichen Mutlosigkeit. Aber es kam nichts — und da blieb mir nichts andres übrig —“

Ihre Stimme brach. Ein krampfhaftes Zittern ging durch ihre Brust, doch sah sie mit klaren, trockenen Augen Karl ins Gesicht. „Sie sind ein guter Mensch,“ wiederholte sie mit rührender Zuversicht, „Ihnen kann ich ja alles sagen: ich hätte mit Freuden mein Leben für ihn gegeben. Ich dachte: dein Tod, der würde ihn aufrütteln. Aber das sollte nicht sein. — Und wie es dann so still und friedlich zwischen uns wurde . . . als er so glücklich ausah und dann in einem Zuge sein Drama schuf . . . sehn Sie, Herr Doktor, da hab' ich mir hundertmal gesagt: das kann keine Sünde sein, und es wäre klein und schlecht, wenn ich's je bereuen würde.“

Sie schloß mit leidenschaftlicher Inbrunst das Kind in ihre Arme und bedeckte es mit Küffen. Da geschah ein scharfer Zug an der Klingel, und sie ging hinaus, um zu öffnen.

*

Es war Hubert, der eintrat und Karl die Hand entgegenstreckte. „Sieh da!“ rief er. „Sie sagte mir's schon. Und daß ihr euch gleich wieder angefreundet habt. Das freut mich, hauptsächlich ihretwegen.“

Johanna war wieder mit ihm ins Zimmer getreten, gefaßt und heiter. Sie half ihm diensteifrig den Mantel ablegen. Bei seinen freundlichen Worten, die von einem guten, warmen Blick begleitet waren, errödete sie tief und sah sehr jung und hübsch aus.

„Ich habe sie mit hineingerissen in meine Einsamkeit,“ fuhr er fort. „Armer Schelm! Das ist nichts für Weiber.“

„Hab' ich denn etwas entbehrt?“ fragte sie mit einem innigen Blick. „Du hättest mich nicht so verwöhnen sollen. Freilich, mit dem Herrn Rechtsanwalt, das ist etwas andres. Der muß recht oft kommen. Nicht wahr, Herr Rechtsanwalt?“

Während Karl sich zustimmend verneigte, sagte Hubert mit einem leichten Stirnrinzeln: „Aber du hast noch nicht gesorgt für Deinen Gast —“

Sie erschrak. „Lieber Gott, ja! Und draußen steht alles! Ich hab's nur ganz vergessen über dem Plaudern. Verzeihen Sie!“

Ehe Karl noch ein Wort äußern konnte, war sie schon hinausgeschlüpft.

Hubert setzte sich hausväterisch in die Sofa-Ecke. Felix, der die ganze Zeit vergebens um seine Aufmerksamkeit gebettelt hatte, legte jetzt die runden Arme auf sein Knie, blickte verklärt zu ihm empor und stammelte voller Glückseligkeit: „Papa! Papa!“

Ueber Huberts fahles Ästetengesicht flog eine zitternde, verlangende Zärtlichkeit, als wolle er das schöne Geschöpf emporheben und mit Liebkosungen überhäufen. Nur einen Augenblick. Dann hatte es wieder seine sarkastische Ruhe. Er klopfte dem Kleinen auf die runden Backen. „Na, da bist du ja, kleiner Kerl! Noch nicht müde?“

Felix schüttelte den Kopf und zeigte noch deutlicher sein Verlangen, auf des Vaters Schoß zu sitzen. Aber Hubert blieb ungerührt. „Geh spielen, an deinen Tisch. Sonst mußt du ins Bett.“

Des Kindes große Augen standen plötzlich voller Thränen. Der kleine Mund zog sich herab. Aber wie ein Held verbiß Felix das Weinen. Nur ein Zucken der Brust verriet seinen Kummer, als er langsam nach seinem Spielecken tappte.

Dem gutmütigen Karl war's, als müßte er dem Kinde nachstürzen, es aufheben, mit tausend guten Worten trösten. „Du scheinst ja wahrhaft spartanische Erziehungsgrundsätze zu haben,“ jagte er halblaut, damit das Kind es nicht höre.

„Ich muß es,“ erwiderte Hubert ebenso. Dabei ging ein schmerzlicher Schatten über sein Gesicht. „Johanna verzärtelt ihn mir schon genug. Und er braucht Härte. Für seinesgleichen hat das Leben keine Rosen.“

„Desto mehr braucht er eine sonnige Kindheit.“
 „Nein,“ rief Hubert nach einem kurzen Nachdenken. „Aber das kannst du nicht so verstehen . . . Und auch für mich ist's eiserne Notwendigkeit, alles fortzuschieben, was nicht meine Welt ist, meine eigentliche Welt.“

„Hubert — Mensch sein, das ist's doch!“

Ueber Huberts fahles Gesicht huschte ein dunkles Rot. Seine Augenbrauen falteten sich dicht zusammen. Dann lächelte er bitter. „Ich bin's nur zu sehr. Dies Kind, so klug, so schön . . . mit seinen rätselhaft tiefen Augen — ich vergöttere es ja! Aber: Landgraf, werde hart!“

„Spitzfindigkeiten! Du tüftelst zu viel!“

Hubert lächelte, wie man über die Reden eines Kindes lächelt. „Was weißt du, Kindlein! — Wenn hier oben Ebbe ist“ — er schlug sich vor die Stirn — „oder im Geldbeutel . . . und du bietest dein Bestes aus wie sauer Bier . . . Sachen, die den ganzen Schund aufwiegen, der sich breit macht —“ Er schluckte mit Gewalt die Erregung hinunter, die in ihm aufstieg. Dann fuhr er ruhig fort: „Siehst du, dann kommt wohl die Versuchung mit dem blonden Lockenkopf da und zeigt mir ein Familienidyll: ich selbst als würdiger Hausvater in geachteter bürgerlicher Stellung, Johanna strahlend im Besitz des legitimen Frauentitels . . . der Junge — Na, in solchen Momenten wär' ich fähig, mich als Lohnschreiber in irgend 'ner Zeitungs-Schmiederei zu verdingen —“

„Erlaube,“ unterbrach ihn Karl, „da stand doch mal was über dich in der Zeitung. Irgend eine Fürsichtigkeit sollte dich zu ihrem Bibliothekar ernannt haben —“

„Wurde nichts draus.“ Hubert dämpfte die Stimme, mit einem Blick ins Nebenzimmer. „Der hohe Mäcen stieß sich später an meinen moralischen Qualitäten. Aber sie — Johanna — weiß nur, daß ich ‚freiwillig‘ abgelehnt habe. Also still davon! Es hat sie sehr geschmerzt.“

„Das begreif' ich,“ murmelte Karl.

„Dem Himmel Dank! Ich hätt' mich ihretwegen bald ins Joch spannen lassen. So blieb mir's doch erspart, das einzige, was ich besitze, meine Freiheit, dem Mammon opfern zu müssen. Aber was denkst du so in dich hinein, Kindlein?“

„Nichts. Ich begreif' es bloß ganz gut, daß du mit den Prinzipien vier Treppen hoch wohnst und Anfang März nicht mehr heizest.“

Hubert lachte. „Verkenne nur ja nicht meine praktischen Talente, Kindlein. Du stellst dir am Ende vor, daß ich, die Hände im Schoß, auf die bewußten gebratenen Tauben warte? Herrgott, was hab' ich mir nicht alles für Preise bieten lassen! Mein Schuster würde mich über die Achsel ansehen, wenn er wüßte, wie mir die Arbeit von Wochen, Monaten, Jahren bezahlt wird. Ich habe mich bei Zeitungen und Familienblättern als Korrespondent, Referent, Rezensent angeboten, ja, einem Wigblatt meine Feder zur Verfügung gestellt — lieber Himmel, an Galgenhumor konnt's mir doch nicht fehlen! Man hielt mich diesen wichtigen Aufgaben nicht für ge-

wachsen. Ich habe Aufsätze, Essays, Feuilletons geschrieben, während in meinem Kopf die glänzendsten Ideen unbenutzt verpufften . . . Nun endlich!“ unterbrach er sich, als Johanna jetzt ins Zimmer trat, mit geröteten Wangen, ein Brett mit Tellern, Gläsern und dem Abendbrot in den Händen.

Die ganze Hast und der Eifer, mit dem sie draußen alles besorgt hatte, lag ihr noch auf dem Gesicht. Ihre Augen waren etwas ängstlich und heiterten sich erst auf, als Hubert gleichmütig blieb.

Nun deckte sie gewandt den Tisch, stellte Brot, Butter und eine Schüssel mit kaltem Fleisch auf und lud freundlich zum Zulangen ein.

Während all dieser Hantierungen hatte sie von Zeit zu Zeit verstohlen Huberts Gesicht geprüft. Ehe sie sich setzte, trat sie noch einmal wie zufällig neben ihn und strich ihm leicht und sanft über das Haar. Diese schlichte Gebärde war von einer rührend demütigen Zärtlichkeit.

Er sah zu ihr empor, gütig und dankbar, aber ohne zu lächeln. „Was giebt's?“ fragte er.

„Ich hörte eben, zuletzt, wovon Ihr spracht.“

Sie sah unruhig und besorgt aus.

Er zog die Stirn kraus. „Kind, mach dir darum keine Kopfschmerzen! Ich thu's ja auch nicht. Das ist ja alles Quark! — Aber sieh einmal dort . . .“

Er deutete auf den Spielwinkel. Fely hatte den Lockenkopf auf die Arme gelegt und war fest eingeschlafen.

„Der arme Schelm!“ flüsterte Johanna und wollte zu ihm eilen. Aber Hubert hielt ihre Hand fest. „Laß ihn. Er schläft da ganz gut. Komm endlich zur Ruhe.“

Sie setzte sich gehorjam nieder — man sah es, mit welcher Ueberwindung — und bemühte sich, eine aufmerksame und gesprächige Wirtin zu sein. Aber Karl Wedekind merkte wohl, daß ihre Heiterkeit ihr nicht recht vom Herzen kam, und daß sie fortwährend mit Bedauern an die unbequeme Lage des Kindes dachte. Doch wagte sie nicht einmal die Bitte, es ins Bett bringen zu dürfen.

Er beeilte sich deshalb so viel wie möglich, das Abendbrot zu absolvieren. Und fast mit einem Aufatmen der Erleichterung erhob sie sich, als niemand mehr nahm, räumte in Eile ab und trug den festgeschlafenden kleinen Burschen hinaus.

Alles das hatte Karl Wedekind bemerkt und ein tiefes Mitgefühl für diese arme Seele empfunden. Das war ganz so wie früher. Ja, noch viel unselbständiger, scheuer, zaghafter erschien sie ihm jetzt.

Es ist ihre rechtlose, demütigende Stellung, dachte Karl. Und er nahm sich's vor, als Anwalt im höheren Sinne, was menschenmöglich wäre, zu thun, um Hubert herauszuhelfen aus diesem Glend.

Und Johanna soll den Namen „Mutter“ in Ehren tragen, dachte er.

*

Nach einer halben Stunde lebhaften Plauderns brach Hubert auf, sehr zum Bedauern Johannas, die ganz versunken ihm zugehört hatte. Er ließ sich

aber nicht halten. Morgen früh müsse er frisch sein bei der Arbeit.

Die beiden Freunde gingen wieder ein Stück Weges zusammen. Karl sah noch immer Johannas Gesicht vor sich. Er war schweigsam und versonnen.

„Nun?“ unterbrach Hubert ihn, „wie findest du sie? Willst du uns jetzt noch mit der Philisterelle messen?“

„Nein,“ sagte Karl. „Ich will euch nur wünschen, daß euer Glück bald feste Gestalt annimmt . . . daß es von Dauer ist . . .“

„Dauer?“ erwiderte Hubert. „Weißt du nicht, daß sie oft der größte Feind des Glücks ist? Das Leben erneut sich von Stunde zu Stunde. Nach ein paar Jahren sind wir andre geworden, ohne es zu wissen.“ Und er führte diesen Gedanken mit logischer Schärfe weiter aus. Wenn man ihn hörte, hatte er immer recht.

Mit einer wahren Angst ergriff Karl die Idee: wenn ihm Johanna auch mal im Wege ist, wenn ihre Liebe ihm eine Fessel wird — ob er auch sie opfern würde „dem Gotte in sich“, wie er ihm Behaglichkeit und Wohlleben und bürgerliches Ansehen geopfert hat?

Dummes Zeug! sagte er sich. Das wäre ja einfach Schurkerei . . .

Sie waren derweil in die Nähe des Zwingers gekommen. An der schmalsten Stelle der Straße, dem Prinzenpalais gegenüber, war der Gaul eines Pferdebahnwagens gestürzt. Und während viele Hände sich bemühten, dem Tier wieder auf die Beine zu helfen, hatte sich eine ganze Wagenburg dort angesammelt. Die Oper war eben beendet, und vom Theaterplatz kamen Droschken und Equipagen. Omnibusse und Pferdebahnwagen standen in Reihen hintereinander. Die Kutscher fluchten und schimpften, die Insassen der Wagen steckten ungeduldig und neugierig die Köpfe aus den Fenstern. Viel Volks hatte sich auf dem schmalen Bürgersteige angesammelt. Hubert und Karl kamen nur langsam vorwärts.

Plötzlich hörten sie neben sich ein rasches, lebhaftes Klopfen gegen die Glasscheibe einer Equipage. Erstaunt wandten sie sich um. Da sahen sie ein graubärtiges, lachendes Männergesicht neben einem reizenden Mädchenkopf hinter dem Fenster.

Der Herr winkte voll Frische und Herzlichkeit. Seine Bewegungen, sein Ausdruck waren jugendlich kraftvoll und lebendig. Das Fräulein lächelte und nickte mit dem blonden Kopf, um den ein weißer Spitzenschawl geschlungen war. Auch ihr Händchen, schlank und fein, in einem silbergrauen Handschuh steckend, hob sich grüßend mit dem Fächer. Dabei bligte es an ihrem Handgelenk, als hätte ein Stern sich dorthin verirrt.

In diesem Augenblick entwirrte sich der Wagenknäuel, der Kutscher tickte mit der Peitsche auf die Pferde. Das Bild war verschwunden.

Karl war stehn geblieben, wie vom Blitz getroffen. Er starrte dem Wagen nach, der längst nicht mehr zu sehen war. Da hörte er Hubert neben sich lachen.

„War das ein Erkennen oder ein Verkennen?“ fragte er. „Du bist ja . . . ist zur Statue entgeistert.“

Karl antwortete nicht gleich, doch ging er weiter, ganz mechanisch, und hielt das Gesicht noch immer von Hubert abgewendet, als sei drüben auf der Straße was Interessantes zu sehn.

„Ein Wiederfinden war's,“ sagte er endlich mit einer merkwürdig beklommenen Stimme, in der allerlei mitklang. „Ich wußte noch gar nicht, daß sie wieder hier sind.“

„Du scheinst ja vornehme Bekanntschaften zu haben,“ meinte Hubert mit leisem Spott. „Wer sind denn die Leute?“

„Berghauer. Konjul Berghauer.“

„Ah — der?“ machte Hubert langgedehnt.

Karl kehrte ihm mit einer heftigen Bewegung sein Gesicht zu. Es war dunkelrot, erregt.

„Kennst du ihn?“

„Wer kennt ihn nicht, den Allerweltskerl?“

Karl Bedekind sah aus, als wolle er Hubert wegen dieses Ausdrucks auf Pistolen fordern. Er beherrschte sich aber und sagte mit etwas unnatürlicher Gelassenheit: „Allerweltskerl? Wieso denn?“

„Weil er überall dabei sein muß, der Mensch. Fortwährend steht ja sein Name in der Zeitung. Wenn irgend was gegründet werden soll, — in „Humanität“ scheint er ja besonders zu machen — und in Kunst jeden Genres . . . Wie ein Mensch so vielseitig sein kann und so viele Interessen unter einen Hut bringen in seinem einen Schädel, das ist mir immer ein Rätsel gewesen.“

„Gar kein Rätsel, wenn du den Mann kennst. Er ist eben ein Mensch mit einem Adlerhorizont, ein Elitemensch . . . ein Mensch, der sein „Kutschnapfel“, wo er zufällig zur Welt gekommen ist, deshalb noch nicht für „die Welt“ hält. Er ist in allen fünf Weltteilen spazieren gegangen . . . Kosmopolit . . . und deshalb sieht er überall in unsern überlebten Einrichtungen, wo die Fehler stecken . . . überall will er helfen, bessern, Fortschritte, junges Leben sehn. Geld und Arbeitskraft hat er genug, Einfluß auch, denn wenn's den Leuten nichts kostet, lassen sie sich's ganz gern gefallen, daß einer ihnen ihr verfigtes Garn auseinanderbringt . . .“

Karl Bedekind brach plötzlich mitten in dem Loblied ab, daß er seinem Gönner aus vollem Herzen sang. Er wußte auf einmal, wer Hubert helfen würde und helfen konnte. Das packte ihn, als wär' ihm selber ein Glück widerfahren.

„Uebrigens kennen sie dich dort schon,“ fuhr er nach einem kurzen Stocken eifrig fort.

„Welche Ehre!“ meinte Hubert ironisch.

„Sie haben dein Stück gesehn, bei der Premiere.“ Huberts Gleichgültigkeit war plötzlich verschwunden. Seine dunkeln Augen begannen zu glühen.

„Gesehn,“ murmelte er. „Also gesehn, wie der zahlungsfähige Theaterpöbel ein Drama ablehnte, falt, stumpf, blödsinnig, — das —“

„Es soll auch Beifall gewesen sein.“

„Ja, ein Duzend Verständnisvoller gegen die kompakte Masse, die sich bekrenzt, wenn ihr mal statt des süßen Breies eine gesunde, kräftige Kost vorgesetzt wird . . .“

„Sie sind noch nicht reif für dich. Das war immer so, wenn ein Bahnbrecher kam. Erst schreien sie: ‚krenzige!‘ dann ‚hosianna!‘. Aber du hast schon deine Gemeinde. Das weißt du ja selbst. Der Konsul gehört dazu. Er bewundert dich. . . Ja, er bewundert dich,“ versicherte Karl treuherzig und nachdrücklich, als Hubert ungläubig die Achseln zuckte. „Und bei seinem Einfluß und seinen vielen Freunden — er hat sie ja, wie gesagt, in allen fünf Weltteilen sitzen. . .“ Wieder schien er einen Ausdruck zu suchen, der zart und vorsichtig genug war, Huberts Empfindlichkeit nicht zu verletzen.

„Er würde sich riesig freuen,“ fuhr er nach seinem langen Anlauf hastig heraus, „wenn du. . . na kurz und gut. . . morgen. . . da kaufen wir ihn uns, nicht wahr?“

Hubert sah ihn an, als glaube er sich verhöhrt zu haben.

„Ich?“ fragte er dann langsam, „ich — zu ‚einflußreichen‘ Leuten laufen? Raßbuckeln, scharwenzeln, meine Sachen anpreisen?“

„Dummes Zeug! Wer spricht davon? Einfach einen Besuch machen.“

„Nein,“ sagte Hubert mit großer Ruhe. „Du sollstest mich doch genug kennen. So ‚hinten herum‘ einen Erfolg erschleichen. . .“

„Erschleichen!“ Der verständige Karl wurde ganz wild. „Herrgott! Du weißt doch, wie's geht! Das Echte, das Gute, das Große braucht am meisten Zeit durchzudringen. Es schmeichelt ja den Leuten nicht, steigt nicht zu ihnen herab, will sie zu sich herausheben. Wenn nun da einer kommt, der was gilt bei der großen Masse; wenn er dem und jenem sagt: ‚Da ist was Neues, Gutes! Das müßt ihr sehn!‘ Das ist doch noch kein Anpreisen!“

In einer ihm selber erstaunlichen Beredsamkeit blieb Karl noch eine ganze Weile bei diesem Thema. Huberts Stillschweigen, Nachdenken, Ueberlegen machte ihn immer zuversichtlicher. Es war ja ganz unmöglich, daß dem die Sache nicht endlich einleuchtete.

Sie waren längst über die Augustusbrücke.

Karl hätte vor einer ganzen Weile abbiegen müssen. Aber ehe er seine Absicht nicht erreicht hatte, dachte er gar nicht daran, Hubert loszulassen.

Da blieb dieser plötzlich stehen. Sein Gesicht war finster und ablehnend.

„Wer war die junge Dame im Wagen?“ fragte er.

„Wer anders als Fräulein Charlotte, die älteste Tochter,“ meinte Karl und fühlte plötzlich seine Ohren glühn. „Es ist übrigens noch eine zweite da. . . ein reizender Bäckfisch. . . überhaupt ein Haus, so fein und angenehm. . .“

„Den Bäckfisch schenk' ich dir vollends. Selbst die reifsten Weiber behalten stets etwas Unfertiges, Halbes. Menschen in höherem Sinn werden sie ja überhaupt nie. . . Und nun so ein grasgrüner, vorlauter Affe!“

Karl lachte, halb wütend, halb amüsiert. „Wer sagt denn das? — Vorlaut?“

„Sie sind's alle. Je weniger Mehl sie zu mahlen haben, desto lauter klappern sie.“

„Du hast eine ganz merkwürdige Art, das ‚Weib‘ in Bausch und Bogen abzuthun. Weil du's nicht kennst!“ sagte Karl, jetzt ernstlich böse.

„Kennst du irgend eine Frau so genau, wie ich Johanna?“ fragte Hubert überlegen.

„Johanna!“ rief Karl, „eine solche Ausnahme!“

„Der Typus des echten Weibes. Ein Nichts ohne den Mann. Alles, was sie wurde, hat und weiß, kam ihr durch die Liebe. Durch mich. Sie ist mein Geschöpf.“

„Sie hat Lehrgeld genug gezahlt —“

„Ja. Das Höchste, was das Weib für den Mann thun kann, hat sie für mich gethan. Weil sie weiß, daß ich ihr immerhin tausendmal mehr gegeben habe: meinen Geist, das Verständnis für höhere Genüsse. . .; ja, ihre eigne Seele hab' ich herausgegraben aus Alltagswust und Weiberthorheit —“

„Thöricht war Johanna nie — wenn du nicht ihre Selbstlosigkeit so nennen willst —“

Hubert hörte nicht.

„Dum bleib mir mit dem Fräulein Berghauer vom Leibe — und auch mit deinem Konsul, trotz seines ‚Aberhorizonts‘. Was soll ich bei den Leuten? Ich habe weder Talent, mich protegieren zu lassen, noch auch, mich ‚jungen Damen‘ angenehm zu machen.“

„Gut!“ sagte Karl ärgerlich.

Er drehte sich kurz um und wollte gehn. Da nahm Hubert herzlich seine Hand.

„Ja, du braver Kerl, meine Stacheln hab' ich noch. Die sind noch nicht stumpfer geworden. Gewöhne dich nur wieder dran.“

„Mit dir ist nichts anzufangen,“ brummte Karl. Aber er erwiderte doch den kräftigen Händedruck Huberts. Dann gingen sie jeder ihres Weges.

*

Etwa eine Woche danach, um die Mittagstunde, saß Hubert grübelnd und verstimmt bei seiner Arbeit. Sie wollte nicht recht vom Fleck. Die Stimmung fehlte. Und je mehr er sich zwang und quälte, desto weniger wurde es das, was ihm vorjuchelte. Hart, nüchtern, trocken folgten die Sätze aufeinander, ohne Leben und Wärme.

Das Frühstücksgeschirr stand noch auf dem Tisch. Das Zimmer war nicht aufgeräumt. Er hatte seine Wirtin, die heut etwas später gekommen war, als ihm pakte, heftig angefahren und sie hinausgejagt.

Zwischen Thür und Angel hatte sie ihm noch zugerufen, für die lumpige Miete könne er nicht beanspruchen, daß den ganzen Tag jemand zu seinen Diensten sei. Das hatte ihn heftig gereizt.

Und nun saß er da, aus seiner warmen, fruchtbaren Stimmung herausgeschleucht, ganz verzweifelt und so stumpf, daß er nicht einmal zu lesen im stande war.

In solchen Stunden war ihm das Leben eine Qual. Er wäre zufrieden gewesen in irgend einer Thätigkeit, die ihn von seinen Gedanken abzog, seine Hände, seine Muskelkraft, sein Gedächtnis beschäftigte. Seine einzige Rettung war dann, daß er sich draußen im Freien müde lief.

Nach heut blieb ihm nichts andres übrig. Er zog sich eilig und doch mit der Sorgfalt an, die er aus Selbstachtung, stets auf seinen äußeren Menschen verwendete. Da klopfte es.

Karl Wedekind! dachte er erfreut. Der gute Kerl hatte sich seither nicht blicken lassen, und Hubert fürchtete schon, daß er ihn wieder mal auf längere Zeit verschreckt habe. Auf sein freundliches Herein zeigte sich aber ein fremdes Gesicht in der Thür — ein kräftiges, rundes, energisches Männergesicht, von einem kurzen, graugemischten Vollbart umrahmt. Der mächtige Schädel mit kurzgeschorenem silberglänzenden Haar wie mit einem dichten Fell bedeckt.

„Entschuldigen Sie,“ rief der Herr lebhaft, „aber es war keiner draußen, mich anzumelden. Da muß ich's schon selbst thun: Konsul Berghauer. Also Sie sind wirklich der Hubert Schwarz? Das freut mich ganz ungemein. Da hab' ich mich doch neulich abends nicht getäuscht, als ich Sie mit unserm Freunde Wedekind unter der Straßenlaterne stehen sah. Sieh dir den an, Lolo, hab' ich zu meiner Tochter gesagt, das ist der Dichter der ‚Buße‘.“

Dabei hatte sich der Konsul ungeniert den „Griechischen“ herangezogen und ohne weiteres Permonieel darauf Platz genommen. „Sie erlauben,“ warf er nur hin, schlug die Beine übereinander und öffnete den Pelz über der Brust. Seine Kleidung war bequem und ohne jede gesuchte Eleganz, aber vom feinsten Stoff.

„Ein merkwürdiges psychologisches Kunststück,“ sagte Hubert, der zu spät einsah, daß er einen Fehler gemacht, indem er dem Gast nicht gleich einen Stuhl angeboten hatte. Aber das Bewußtsein der armseligen Umgebung, die Beschämung über die Unordnung hatten ihn im ersten Augenblick sprachlos gemacht.

„Na, eigentlich einfache Kombination,“ erwiderte der Konsul. „Ich weiß, Sie leben hier. Sie sind ein Jugendfreund von Wedekind. Außerdem — Sie sehen nicht aus wie ‚alle Leute‘. Folglich war das ‚Kunststück‘ nicht allzugroß. Na — und da hab' ich mich gefreut, als der Wedekind mir Ihre Adresse geben konnte. Möchte Sie nun auch persönlich kennen lernen, nachdem ich mich jahrelang für Sie interessiert habe.“

Er reichte Hubert die Hand, in einer unendlich einfachen, graden Art, bei allen guten Formen, die den Mann der besten Gesellschaft verrieten. Hubert fühlte sich warm berührt von der offenen Herzlichkeit des Mannes. Ja, es beschämte ihn, daß dieser so viel Ältere zu ihm gekommen war.

„Sie haben sich zu mir bemüht,“ sagte er. „Ich wohne leider sehr hoch und sehr schlecht —“

„Macht nichts! Meine Beine sind, gottlob, noch gut im stande. Wenn man was Besonderes sehn will, muß man sich tummeln. Bin voriges Jahr erst noch auf den Vesuv geklettert, zum drittenmal. Und hier komm' ich ja auch so gewissermaßen zu einem Vulkan. Hab' eine Eruption von Ihnen erlebt . . . in Berlin . . ., daß mir heiß und kalt wurde . . . davon später. Der Wedekind übrigens wollt' erst nicht ‚rausrücken‘ mit Ihrer Adresse. Sagte so was, daß Sie zu stolz wären, zu mir zu kommen.“

Nun, ich bin nicht stolz. Hab' mir's abgewöhnt. Bin höchstens darauf stolz, daß ich's nicht bin. Aber zu dem Standpunkt kommt man erst in meinem Alter. Drum bin ich also bei Ihnen. Aber ich sag's Ihnen gleich: ich habe schlimme Absichten“ — er sah Hubert lächelnd an, nahm die Brille ab und rieb sich die Augen — „ich will ein Attentat auf Ihre Freiheit begehn.“

Hubert antwortete mit einer leichten Verbeugung, einem erwartungsvollen Blick.

„Ich will Sie entführen,“ sagte der Mann in seiner energischen Art. „Unten steht mein Wagen. Zu Haus warten meine Töchter, daß ich ihnen den seltenen Vogel bringe, der zu stolz ist, sich freiwillig auf unser bescheidenes Haus niederzulassen. Die Lotte ist extra daheim geblieben, läßt ihre Skopie in der Galerie eintrocknen. Wenn Sie mich im Stich lassen, krieg' ich saure Gesichter. Wollen Sie mir das anthun?“

„Der Konsul,“ sagte Hubert, seltsam berührt, ja beinahe bewegt durch so viel Güte und Zuvorkommenheit, „ich habe die zwingendsten Gründe, die Ehre, die Sie mir erweisen, zu meinem schmerzlichen Bedauern — abzulehnen.“

„Oho!“ rief Berghauer. „Gut geredet! Also die wären?“

„Ich muß es vermeiden . . . das sage ich nicht etwa aus Bescheidenheit . . . in der Hinsicht halte ich's mit Goethe . . . ich weiß ganz gut, wer ich bin . . . aber gerade deshalb, Herr Konsul . . . mein Stolz, mein Selbstbewußtsein . . .“

„Ehrlich gesprochen!“ rief Berghauer warm. „Sie sind mein Mann . . . Was noch?“

„Außerdem — ich bin so ganz auf meine Arbeit angewiesen — und nicht so bodenlos leichtsinnig, meinem Vergnügen . . .“

Berghauer streckte energisch abwehrend die Hand aus.

„Da sitzt er, der Irrtum nämlich. Laß' ich einfach nicht gelten. Bewundere, wie billig, Ihre Charakterstärke, aber . . . das sag' ich Ihnen — na, ein Diplomat bin ich nicht — darf ich's sagen?“

Hubert nickte. Sonst hielt er's immer für eine Unverschämtheit, wenn jemand sich's herausnahm, ihm „seine Meinung“ zu sagen. Unter der Firma hatte sich die gemeinste Bosheit, der blasseste Neid, die ohnmächtigste Eifersucht das Vergnügen gedömt, ihr Gift gegen ihn zu verspritzen. Der Mann aber — so herzlich, so einfach, so väterlich . . . Wenn du den zum Vater gehabt hättest, durchfuhr es ihn, was wär' aus dir geworden!

Und frei und offen sagte Berghauer dem Dichter, was ihm an der „Buße“ aufgefallen war. Es sei ihm alles zu sehr in's „Ueberlebensgroße“ verzerrt. „Einfacher, natürlicher!“ schloß er. „Sie mit Ihrem Talent, Sie müssen die Leute packen, daß sie sich die Seele aus dem Leibe heulen.“

Hubert stand, mit dem Rücken an den Schreibtisch gelehnt. Er sah ernst und nachdenklich aus, doch nicht wie ein in seiner Eitelkeit Gekränkter. „Fahren Sie nur fort,“ sagte er mit der Sanftmut eines gebändigten Löwen.

„Es leuchtet Ihnen ein?“

„Ich wußte es längst.“

„Herrlich!“ rief Berghauer. „Die Erde hat Sie wieder! Steigen sie nur herunter von Ihrem zugigen Turm! Mitten hinein ins Marktgewühl. Studieren Sie die Männlein und die Fräulein . . . vor allem aber die Fräulein!“

„Herr Konsul —“

Ein humoristisches Lächeln umspielte Berghauer's Lippen. „Ich weiß, ich weiß: Sie lieben ‚die Menschen‘ nicht. Sie ist Ihnen unheimlich, diese sogenannte ‚Menschheit‘. Und auch mir — ich gesteh's — flößt sie so en gros ein stilles Grausen ein, wenn sie in ihrem unaufhaltsamen Drange nach Fortschritt Milliarden von uns Infusorien zu Brei tritt — wie nichts.“

„Aber nun schauen Sie näher zu: die Einzelheiten, der Einzelne. Der Mensch. Wissen Sie, was in dem Wort ‚Mensch‘ liegt? Leidensgefährte! Alle. Alle. Schauen Sie nur! Das ist, als wenn Sie durchs Mikroskop sehen — ein Wassertropfen — aber eine Welt wimmelnder Geschöpfe. Und jedes hat sein eignes Leben, sein Wünschen, seine Schmerzen, seinen Tod.“

Hubert Schwarz nickte. Ja, hinein ins Leben! Menschen kennen lernen, studieren, die Ehen, den Stolz, die falsche Scham abwerfen, die ihn einsam und fast menschenfeindlich gemacht hatte! Da streckt sich ihm eine warme, liebevolle Hand entgegen. Soll er die fortstoßen?

Der Konsul erhob sich. „Sehn Sie, Hubertus Schwarz, das alles sag' ich Ihnen, weil ich an Ihr Talent glaube. So! Nun den Mantel um! Gepußt sind Sie genug. Meine Frauenzimmer daheim sehn auch lieber ‚Menschen‘ als geschneigelte Affen.“

Und Hubert Schwarz that, was er selber vor einer Stunde noch für unmöglich gehalten hatte: er folgte dem Konsul in dessen Haus.

*

Die Fahrt in dem schönen Wagen, durch den hellen Märztag war Hubert ein nie gekannter Genuß. Breit und glänzend lag der Strom, den blauen Himmel spiegelnd. Ein kleiner Dampfer fuhr stromaufwärts, wie in den Frühling hinein, mit seinem frischen, grünweißen Kleid. Die Ufer schimmerten in den feinsten Tönen, zartes Silbergrau, braun, violett . . . die Ferne ein Duft.

Fast bedauerte er's, als der Kutscher plötzlich in ein Gartenthor einlenkte, über einen kiesbestreuten breiten Weg fuhr und vor einem schönen Sandsteinportal hielt.

Der Konsul selbst half Hubert ablegen. Dann nahm er ihn ungeniert bei der Schulter und schob ihn durch eine Flügelthür, die ein Föfchen geöffnet hielt, vor sich her ins Zimmer.

Aber das Zimmer war leer.

„Zum Kuckuck!“ rief der Konsul, enttäuscht umherblickend, „ist denn niemand da?“

Er schlug die Portieren eines Nebenraumes zurück. „Solo! Aber so komm doch!“ rief er voll lebhafter Ungebuld. Und zu Hubert zurückgewandt: „Die ist gerade wie Sie. Wenn die ihre Arbeit vorhat, kann das Haus brennen. Sie ist nicht wegzutreiben.“

Durch die Portiere trat eine junge Dame, sehr schlant und hochgewachsen. Etwas Palmenartiges, sagte sich Hubert, überrascht durch diesen geschmeidigen Wuchs. Sie schien fast zu groß in ihrem glatten silbergrauen Kleide, das die zarten Linien der Gestalt grazios herausmodellerte.

Ein leichtes, zurückhaltendes Neigen des kleinen blonden Kopfes. Dann berührte eine weiche, kühle Hand die seine. Und so eine Hand! dachte er staunend. Wie die Brust einer Schwalbe, so leicht, weiß und weich.

„Da hab' ich ihn auch also wirklich gebracht,“ rief der Konsul, vergnügt die Brille abnehmend und die Augen reibend. „Hier also, Nr. 1 — das ist Solo. Auch eine . . . das heißt von Ihrer Gemeinde.“

„Papa!“ sagte die junge Dame leicht zurückweisend.

„Etwas nicht?“ Er zwinkerte Hubert mit den Augen. „Sie verstellt sich! Weiber! Ph! . . . Werden schon gute Freunde werden. Will mir derweil die andern zusammenholen. Solo, repräsentiere!“ Und er war mit großen Schritten hinaus.

„Also bitte!“ sagte Fräulein Charlotte, mit einer vornehm gemessenen Handbewegung den Gast zum Sitzen auffordernd. Von der begeistertsten Aufnahme, die ihm der Konsul in Aussicht gestellt hatte, war in dem Wesen der jungen Dame nicht das geringste zu spüren.

„Der Papa hätte doch klingeln können,“ sagte sie. „Aber es dauert ihm immer alles zu lange. Nur nicht warten müssen. Sie werden sich ja auch gewundert haben, daß er Sie so ohne weiteres mitgeschleppt hat.“

Mitgeschleppt? — Hubert fühlte sich fast beleidigt durch das Wort, den Ton, die entschiedene Art, mit der die junge Dame ihm dabei ins Gesicht sah.

„Nun,“ sagte er, Platz nehmend, „wenn ich nicht gern gekommen wäre, so sähen Sie mich nicht hier, mein Fräulein.“ Er fühlte, daß ihm das Blut in die Schläfen stieg.

„Gern?“ meinte sie kühl. „Doktor Wedekind erzählte doch, daß Sie sich mit Händen und Füßen gestraunt hätten, uns zu besuchen.“

Sie hatte sich in das kleine Ecksofa ihm gegenüber gesetzt. Ueber ihrem feinen Kopf breiteten sich die langen grünen Wedel einer Phönixpalme. Das duftige Schleiergewirr einer Gruppe von Farnen gab ihrem leichtgekrausten goldbraunen Haar einen bezaubernden Hintergrund.

Zum erstenmal erfaßte Hubert die ganze Feinheit dieses hellen Gesichts. Die zierlich gebogene Nase, Mund und Kinn so delikat und energisch, die Haut blaß und klar. An dem ganzen Köpfchen nichts weichlich Verschwommenes. Jede Form fest und doch zart hingesezt wie von Meisterhand. Und ein Leben in den Augen! — ganz hellbraunen Augen mit ein paar dunkleren Pigmentflecken in der goldig-schimmernden Iris, die jetzt, wo das Licht ihr tief hineinschien, deutlich bemerkbar waren.

Und aus diesen sprühenden, fast feindselig auf ihn gerichteten Augen blickte ihn plötzlich etwas an, das ihm schmeichelte, ihn heimlich beglückte,

mehr, als der lauteste Willkommengruß es vermocht hätte.

Er lächelte, fühlte sich auf einmal Herr der Situation. „Vielleicht fürchtete ich die Gefahr,“ sagte er halbblaut.

„Gefahr?“ Sie warf geringschätzig die Lippen auf. „Hier thut Ihnen keiner was.“

„So mein' ich's auch nicht,“ lächelte er überlegen. „Aber um Ihnen das zu erklären, müßte ich Sie mit meiner ganzen Lebensgeschichte bekannt machen.“

„Eine Geschichte?“ fragte sie aufhorchend, mit wärmerer Stimme. „Sie haben also eine?“ — Und wie für sich fügte sie seufzend hinzu: „Ich wollte, ich hätte auch eine.“

Er sah sie so finster an, daß sie betroffen schwieg. Seine täglichen Sorgen, das Gespenst der Zukunft, sein schiefes Verhältnis zur Gesellschaft — das stand plötzlich vor ihm wie der Cherub mit dem Schwert.

Er zwang sich zu einem Lächeln. „Ein teures Vergnügen, mein Fräulein. Es kostet — Herzblut.“ „Gerade darum!“ rief sie, immer mehr aus sich herausgehend. „Mein Gott, so hindämmern! Was hat man davon! . . . Wir haben einmal einen Sturm auf dem Atlantic erlebt. Alles ging drunter und drüber. Man dachte jeden Augenblick: adieu, Welt! — Als es wieder still wurde, wußte ich auf einmal allerlei, was ich vorher nicht gewußt hatte. Gigue Dinge, die man sonst nicht denkt. Und dann das wundervolle Gefühl: nein, unterkriegen läßt du dich nicht! Von keinem, nicht einmal vom Tode! — Ah, es war schön!“

Sie sah, ohne mit der Wimper zu zucken, in das helle Licht hinein, das breit durch die Fenster strömte. Es lag eine tiefe Sehnsucht in ihrem Blick. Hubert war's, als finge es in seiner Brust an zu brennen, sich zu dehnen, zu wachsen.

„Auch eine,“ hatte ihr Vater gesagt. Ja, gewiß, eine verwandte Natur. Gar nicht wie die andern Weiber, feig und kleinlich, bange vor jedem Schmerz. Das war ihm etwas ganz Neues. Er grübelte, verstimunte.

„Woran denken Sie?“ fragte sie plötzlich.

„An Sie,“ antwortete er ruhig.

Sie sah ihm aufmerksam in die Augen. Nein, es war keine Unverschämtheit, daß er ihr das sagte. „Der braucht ja die kleine Münze der Phrasen und Höflichkeiten nicht,“ dachte sie. „Und wie dumm bist du gewesen,“ sagte sie sich beschämt, „dem zuzutrauen, daß er sich hat „bitten lassen“ wollen, aus Dichtereitelkeit, aus Hiererei . . . Und daß du ihn deshalb so schlecht behandelt hast.“

Und er mußte sie im geheimen mit Johanna vergleichen. Die arme, demütige Johanna, der seine Laune Regen und Sonnenschein war — und diese hier, fest und selbstbewußt . . . so etwas Freies, Sichereres, Mutiges im Blick, in der Haltung.

So hatten sie beide ihre Verwunderung aneinander.

Charlotte, im Bewußtsein, ihn verkannt zu haben und ihm eine Genugthuung schuldig zu sein, lächelte auf einmal mit versteckter Schelmerei.

„Soll ich Ihnen auch sagen, was Sie von mir gedacht haben?“

„Können Sie Gedanken lesen?“

„Ein bißchen. Also: ich bin ein überspanntes Geschöpf. Habe ich recht?“

„Nein,“ sagte er sehr ernst. Es war ihm überhaupt fast unmöglich, eine Sache scherzhaft zu nehmen. Diese Frage, die ihn wirklich tief beschäftigt hatte, am allerwenigsten.

„Doch muß ich Ihnen gestehn,“ sagte er nachdenklich, „daß ich noch ein wenig im Dunkeln tappe. Tief, leidenschaftlich, phantasiavoll, selbstbewußt — ja, das sind Sie. Darauf schwör' ich schon jetzt. Ueberspannt? . . . Nein. Um Gottes willen! Wie können Sie den Begriff nur mit sich in Zusammenhang bringen?“

Die Wichtigkeit, mit der er ihr Wesen zu ergründen suchte, war ihr wieder halb amüßant, halb befremdend. „Ein richtiger Kauz,“ dachte sie.

Sie zuckte voll Uebermuth die Achseln. „Meine sogenannten Freundinnen behaupteten es. Weil ich nämlich so eine dumme Art hatte, mit mir selber immer auf dem Kriegsfuße zu stehn. Ich weiß nicht, ob Sie das kennen?“

Er sah sie stannend an. „Sie auch?“

„Natürlich! Erst recht! . . . So einen ewigen Hunger nach . . . man weiß selber nicht, was. Ach, und die andern, immer vollkommen mit sich und der Welt zufrieden . . . Und wenn ich nur ein Wort davon laut werden ließ, dann lachten sie mich aus. Ich wurde auch — wir legten uns alle große Namen zu — der „Faust“ genannt. Nun, Sie lachen ja nicht —“

Er sah sehr wenig danach aus.

„Faust,“ sagte er grübelnd, mit seinen mageren weißen Fingern sein Kinn streichelnd, „der Typus des Menschen aus zwei Welten . . . den Boden unter den Füßen hat er verloren . . . und wenn er in den Himmel greift, bleibt seine Hand leer . . .“

Sie lächelte. „Und doch kann er's nicht lassen. Und denkt immer, daß er noch einmal einen Stern, oder einen Sonnenstrahl, oder sonst was von da oben erwischen könne,“ sagte sie heiter scherzend.

„Zweifelbige Geschöpfe wir alle, wir Künstler,“ murmelte er, sie tiefinnig anblickend wie etwas Merkwürdiges, das er nie zu sehn erwartet hatte. „Sie sind auch Künstlerin . . . Ihr Vater sagte so etwas . . . Und den ewigen Hunger . . . und den ewigen Kampf . . .“

Er sprach nicht zu Ende. Und plötzlich, unter einem tiefen Blick, drückte er ihr die Hand, fest und kräftig wie einem Kameraden.

Charlotte hatte ganz betroffen aufgesehn bei dieser unverhofften Vertraulichkeit. Konfessionen waren sonst ihre Sache nicht. Aber dieser Mensch war so anders, so viel einfacher, so viel offener als alle, die sie kannte. In einem dunkeln Drange, sich ihm verständlich zu machen, hatte sie ihm wohl zu viel verraten von ihrem streng verschlossenen Innenleben.

Ein feines Rot der Scham überzog ihr Gesicht. Sie löste ihre Hand hastig aus der seinen.

mir

tes

ber-
ten.
atte,

ach-
ppe.

egt.
Wie
ten-

er-
halb

eine
ich
lber
weiß

igen
und
der
Sort
aus.
men
ja

eren
pus
nter
den

ffen.
ern,
da

er,"
was
atte.
e so
den

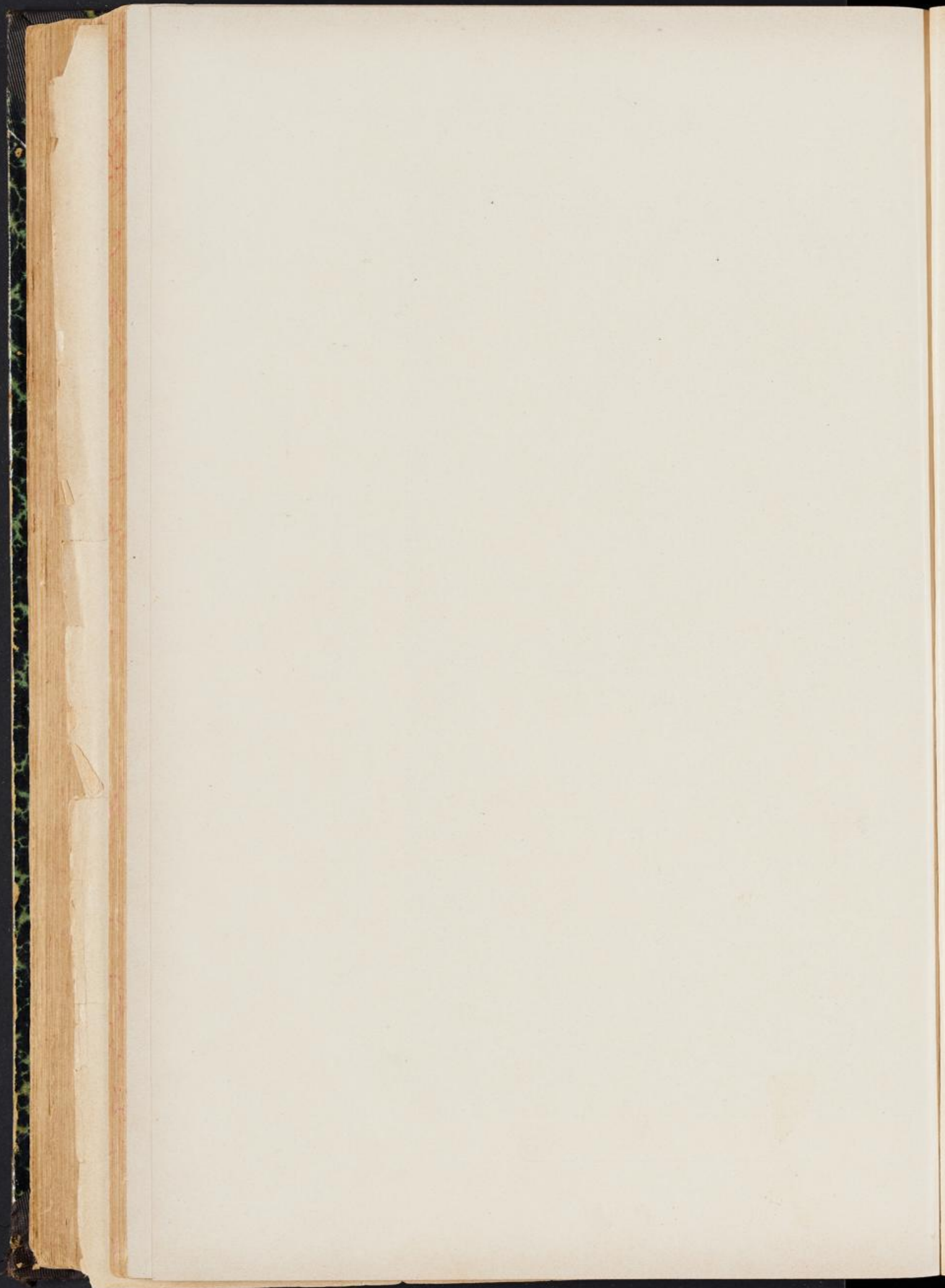
nter
fest

tefer
aren
r se
alle,
sich
wohl
enen

sicht.



Die zwei Kitten: III. Kitten. Nach dem Gemälde von Julius M. 1891.



Hubert, im Punkt der Gesellschaftsregeln nie ganz taktfest, erschrat hinterher über seine Stübnheit. Vielleicht hatte er etwas gethan oder gesagt, was in diesen vornehmen Kreisen verpönt war.

„Verzeihen Sie,“ sagte er schnell und unsicher. „Sie sehn mich heut zum erstenmal. Und es ist vielleicht eine Unart, wenn ein Wildfremder . . .“

Sie schüttelte den Kopf. „Fremd? Ich kenne Sie ganz genau.“

„Sie meinen — meine Sachen?“

Sie nickte.

„Herrgott! Für Frauen hab' ich ja nie . . . nicht mal meine Gedichte gehören auf den Schreibtisch einer Dame.“

„Eine Dame' bin ich auch Gott sei Dank nicht,“ sagte Lotte in ihrer schnellen, heiteren Art. „Als Backfisch hatte ich zwar die größte Lust, eine 'rauszubeißen. Aber Papa — Sie kennen Papa noch nicht genug —“

„Ich verstehe ihn schon.“

„Sehn Sie, und deshalb liegt auf meinem Schreibtisch auch so allerlei, was auf diesen unnützen Möbeln sonst nicht zu liegen pflegt. Und deshalb . . . nein, das sag' ich Ihnen nicht . . . Uebrigens,“ unterbrach sie sich plötzlich weich und vorwurfsvoll, „warum wollten Sie nicht zu uns kommen?“

„Einfach, weil ich Sie nicht kannte und mir ganz falsche Vorstellungen . . . und dann — meine Verhältnisse . . .“ Ein tiefer Seufzer stieg aus seiner Brust.

Sie streifte mit einem flüchtigen Blick seinen bescheidenen Anzug und blieb an seinem Kopf hängen. Er war nicht eigentlich schön, obgleich er kräftige und regelmäßige Formen zeigte. Ueber seinen dichten Brauen hatten die Widrigkeiten seiner Jugend allerlei abgelagert: Troß, Verachtung, Verbitterung. Aber höher hinauf war die Stirn hell, friedvoll und von seltener Schönheit.

„Ihre Verhältnisse!“ rief sie. „Nein, so kleinlich dürfen Sie nicht sein. Nein, Sie nicht! Warten Sie nur — in ein paar Jahren sehn Sie uns alle über die Achsel an!“

Sie schwieg verwirrt, beschämt, kam sich entfesslich taktlos vor, an seine Armut gerührt zu haben. Und er hatte es anders gemeint. Die Ketten, mit denen er gebunden war, fielen ihm ein.

„Wie sollst du das verstehn?“ dachte er. Es kam ihm vor, als betrüge er sie. Er atmete auf, als die Thür sich öffnete und das Zwiegespräch, das eine so unerwartete Wendung genommen hatte, ein Ende fand.

Der Konsul trat ein, eine ältere Dame führend, die etwas unbehilflich auf den Füßen schien. Lotte sprang ihnen entgegen, schob ihren Arm unter den der stattlichen Frau und begleitete sie zum Sofa.

„Hier meine Schwester und Antipodin, Frau von Nienstedt,“ rief der Konsul. „Liebe Sophie, dieser Herr empfiehlt sich deiner Huld. Nicht wahr, Herr Hubertus? Thun Sie's nur gleich im Anfange. Versichern Sie sich ihrer Gunst!“

Frau von Nienstedts ruhiger und etwas strenger Blick ruhte lange prüfend auf dem Gast. Hubert

Ueber Land und Meer. 31. Okt.-Hefte. XIV. 9.

verneigte sich schweigend, steif und durchaus nicht verbindlich. Er hatte nicht die geringste Lust, sich irgend jemandes Huld zu empfehlen. Frau von Nienstedt merkte ihm an, daß diese Einführung durchaus nicht nach seinem Sinne war.

Sie hatten sich alle zwanglos in dem Eckchen mit der Phönixpalme niedergelassen. Lolo saß, kaum sichtbar für Hubert, etwas im Hintergrunde. Doch hatte er fortwährend das Bewußtsein ihrer Gegenwart, wohlthuend, schmeichelnd, als ließe er sich von der Frühlingssonne bescheinen.

Der Konsul war heiter und gesprächig. Alles strömte bei diesem Mann aus dem Vollen. Und verwunderlich war's Hubert, daß das vornehme Haus ihn nicht bedrückte. Aber das bißchen Drum und Dran kam neben diesen Menschen gar nicht in Betracht.

Er suchte sich auch mit der Schwester des Konsuls ins reine zu setzen. Ihr volles Gesicht hatte etwas Geschlossenes. Sie sprach wenig, doch jedes Wort war „wie in Erz gegossen“.

„Wo ist denn Kläre?“ fragte Berghauer auf einmal.

„Sie hat die Wirtschaftswoche. Gleich wird sie kommen.“

„Das arme Ding!“ sagte er gutmütig bedauernd.

„Lieber Wilhelm —“

„Pardon, Sophie. Na, der macht's wenigstens Spaß. Aber die Lolo, wenn die die Aufsicht hat — der reine Pegasus im Joche.“

Ein schlanke Mädchen kam hereingelaufen, ein halbes Kind noch, die vollen Wangen dunkelrot vom jungen warmen Blut. Sie grüßte ein wenig luntisch, und Spott und Befangenheit sahen ihr aus den braunen Augen. Dann ging sie zur Tante und flüsterte ihr etwas ins Ohr.

„Sie essen natürlich einen Löffel Suppe mit uns,“ sagte Berghauer und wollte von einer Weigerung nichts wissen.

Hubert blickte einen Moment unschlüssig auf Charlotte. Sie schwieg. Aber ihre lebhaften Augen sagten: so bleib doch!

Berghauer hatte mehrmals nach der Thür gesehn.

Jetzt, als sich draußen im Korridor ein Geräusch vernehmen ließ, sagte er zufrieden: „Aha! Sie kommt also, die Ueberraschung.“

Er hatte seiner Schwester den Arm gereicht. „Bitte, noch einen Augenblick. Wir haben noch einen Gast. Ich hab' ihn mir noch schnell gekapert, als ich unsern Dichter glücklich erwischt hatte.“

Kläre rief: „Ich weiß, Papa!“

Sie umschlang ihre Schwester und tuschelte, und als sich jetzt die Thür öffnete, lachte sie: „Da ist er!“ Karl Bedekind erschien auf der Schwelle und blieb einen Augenblick wie angedonnert stehn.

„Na? hab ich's recht gemacht?“ fragte der Konsul.

*

Jetzt kamen ein paar Stunden, wie Hubert sie noch nie erlebt hatte. Nein, noch nie! sagte er sich, wenn er einen Moment aus dem Glücksrausch zu sich selber kam. Das prächtige Zimmer, die feinen Tafelgeräte, die Treibhausblumen, die vorzüglichen

Speisen! Dazu der Wein, der ihm, so vorsichtig er auch trank, gleich zu Kopfe stieg.

Allmählich geriet Hubert in einen wahren Taumel der Beredsamkeit. Gleichgültigen oder antipathischen Leuten gegenüber erstarrte ihm das Wort auf der Zunge. Heut aber sprudelte sein Bestes wie aus tiefsten Schächten Vater und Tochter zu.

Frau von Niensteds beobachtende Augen störten ihn nicht. Doch regte sich sein Kampfmuth, wenn sie ihre Bemerkungen machte mit der unfehlbaren Ruhe einer Sibylle.

Er konnte seine Verwunderung über die Verschiedenheit der Geschwister nicht verhehlen.

„Ja, die Sophie,“ meinte Berghauer. „Die hat auch ihr Lebtag auf ihrer Scholle gefessen — eine Königin im kleinen, ja die höchste Autorität in Sachen der Moral, des Geschmacks und so weiter auf zehn Meilen in der Runde. Sie ist so positiv. Sie hat nie Zweifel. Es steht alles so bei ihr — es ist 'ne wahre Freude! Deshalb brauch' ich sie ganz notwendig als Korrektiv. Denn ich bin leider Gottes draußen ein Durchgänger geworden . . . hab' heute die und morgen die Ueberzeugung, bin mir nie zu alt oder zu geistig, das Bessere anzunehmen, wo ich's finde, und schäme mich nicht, mit sechzig Jahren noch beim Leben in die Schule zu gehn. Und die Lolo — er traute sich mit humoristischer Zerknirschung hinterm Ohr — „die ist mir nachgeraten.“

„Gott sei Dank, Papa!“ lachte Lotte. Sie strahlte vor Lebensfreude, vor sprühender Ausgelassenheit. Es war ein fortwährender Wechsel in ihrem Wesen, bald Heiterkeit, bald Ernst. Wie eine Landschaft an einem stürmischen Frühlingstage.

„Leider!“ sagte Frau von Nienstedt nachdrücklich.

In Hubert schwall die Kampflust mächtig auf.

„Fräulein Lolo,“ wandte er sich an die würdige Dame auf dem Sofa, „hat ja am Ende auch das Recht, ein bißel ‚Durchgängerin‘ zu sein.“

„Weshalb?“ Frau von Nienstedt hob den Kopf.

„Nun — als Künstlerin —“

„Wollen Sie etwa für die ‚Künstlerin‘ besondere Gesetze gelten lassen? Soll nicht gerade sie immer in erster Linie Frau sein?“

„Mann oder Frau — über dem Menschen steht immer der Künstler. Wer dem nicht recht giebt, wenn er mit dem Menschen handgemein wird, der mag sich schimpfen wie er will — ein Künstler ist er nicht.“

„Sie werden mir aber doch zugeben müssen,“ sagte Frau von Nienstedt etwas scharf, „daß jeder noch so hoch begabte Mensch vor allem die Pflicht hat, ein Priester der Moral zu sein.“

Dies Diktum traf Hubert an seinem wundesten Punkt. Pharisäerin! dachte er zornig. Aber er nahm sich gewaltig zusammen. Er sah kläres Augen mit kindlich unbefangener Neugier auf sich gerichtet, während sie von einer Weintraube langsam Beere auf Beere pflückte und zierlich, mit spitzen Fingern, in den roten Mund schob.

Neben ihr saß Karl Wedekind, rund und rötlich, in einer Hand das Dessertmesser, in der andern eine halbgeschälte faustige Birne. Doch hatte er das

Vorhaben, die schöne Frucht zu verpeisen, vor Schreck ganz vergessen.

Hubert war's, als er seines Freundes betroffene Augen sah, als müsse er verteidigen, was er sich als das Recht seiner höheren Natur herausgenommen hatte. „Kunst, gnädige Frau, ist ja höchste Sittlichkeit. Und Künstler sind Zukunftsmenschen. Vorposten ihrer Generation, ja vielleicht vieler Generationen. Wie langsam humpelt der Koloss der andern ihnen nach, versteht sie nicht, verlästert, verletzert sie — steinigt sie. Weil das, was sie thun müssen, was in Zukunft als Gesetz höherer Menschlichkeit gilt, von der dumpfen Zeit noch nicht begriffen, ja vielleicht unter irgend einen Paragraphen des Strafgesetzbuchs gestellt wird . . .“

Er hielt inne, von Lottes leuchtenden Augen getroffen.

Dann schloß er energisch: „Wo eines Menschen höchste Kraft ist, da ist auch seine höchste Pflicht.“

„Bravo,“ sagte Berghauer.

„Für Ausnahmenaturen — Ausnahmegesetze! Ihr vernichtet das Talent, wenn ihr's unters Militärmaß dicken wollt!“

Wenn er Alltagsmenschen sich über das, was der Künstler thun oder lassen soll, wichtigthuerisch verbreiten sah, erschien ihm das gerade so wahnsinnig vermessend, als wenn ein Taubgeborener sich unterfinge, eine Beethovensche Symphonie zu befrüchten.

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ wandte er sich mit einer kleinen Verbeugung an die Taute, die spöttischfalt, in jedem Zug schweigende Opposition, ihm gegenüberjaß. „Mir scheint, ich hab' mich da einer argen Kezerei schuldig gemacht. Aber es wird mich gewiß entschuldigen in Ihren Augen, wenn ich sage: mein bißchen Weisheit hab' ich mir errungen, wie einer, der, Wissenschaft halber, auf den Montblanc geklettert ist. Mit seinen gefunden Gliedern hat er vielleicht die Erfahrung bezahlt. Aber über den ‚Montblanc‘ kann er jetzt reden. Und mit besserem Recht als die Leutchen, die klüglich unten geblieben sind.“

„Ja!“ rief, ehe noch jemand anders hatte zu Worte kommen können, Karl Wedekind mit dem Brustton der Ueberzeugung. Es war sein Schicksal, Hubert glauben zu müssen. Sein empfänglicher Geist konnte den kräftigen Ideen des Freundes nicht widerstehn. Der stand wieder einmal gerechtfertigt vor ihm.

Er hatte bisher mit sehr gemischten Gefühlen am Tisch gefessen. Ein ehrlicher Stolz schwellte ihn, zu sehn, wie sehr Hubert seiner Empfehlung Ehre machte. Immer war er der Mittelpunkt des Interesses. Und Berghauer sah man's an, daß er schon förmlich ‚einen Narren gefessen‘ hatte an seinem Dichter.

Wloß in Lottes glänzende Augen durfte Karl nicht sehn. Dann überkam ihn ein seltsam beklommenes Gefühl. Sie ließ sie oft so selbstvergessen auf Huberts Gesicht ruhen. Aus ihrer sprühenden Lebhaftigkeit versank sie manchmal in ein kurzes Träumen.

Er hatte sie beobachtet während Huberts Rede. Eine stille, weltentrückte Verklärung hatte auf ihrer Stirn, über den gesenkten Augenlidern gelegen.

„Sie ahnt ja nichts,“ dachte er, „von dem tieferen Sinn seiner Worte.“ Auch Berghauer und die Tante nahmen sie ganz harmlos als allgemeine Betrachtungen.

Kläres lustige Plaudereien störten ihn fast. Heut wollt' er nur sehen, hören, beobachten. Darüber war er allmählich ganz einsilbig geworden, und sein energisches, unvermutetes „Ja!“ zog ihm die erstaunten Blicke aller zu.

In Hubert erweckte dies Wort eine plötzliche, unliefsame Erinnerung. Wie ein dunkler Schatten tauchte es auf — aber es hatte keine Macht — schnell zerrann es wieder.

„Ich bin — um bei Ihrem Bilde zu bleiben — keine Freundin vom Bergsport,“ sagte Frau von Nienstedt ablehnend. „Und wenn so ein Tollkühner sich den Hals bricht — man liest das ja alle Augenblick in der Zeitung —, hab' ich ihn beim besten Willen nicht so bedauern können wie zum Beispiel einen ehrlichen Arbeiter, der in seinem Beruf, für Weib und Kind verunglückt ist.“

Hubert zuckte die Achseln. „Beschränkt!“ dachte er verächtlich. „Als wenn unser Bergkrazeln nicht auch ehrliches Arbeiten wär! Aber wie sollst du das verstehen!“

„Ich glaube, wir einigen uns nicht, gnädige Frau,“ sagte er, das Gespräch abbrechend. „Dafür will ich Ihnen aber das Recht zugestehn, mich gehörig auszulachen, wenn ich mir mal bei so 'ner Kletterpartie — bildlich — den Hals brechen sollte.“ „Dummes Zeug!“ schrie Berghauer und hielt Hubert sein Glas hin. „Auf einen glücklichen Aufstieg, Meister Hubertus!“

Von allen Seiten wurden ihm Pokale entgegengehalten. Auch seine Widerjacherin war Weltbame genug, aus der Ferne ihr Glas gegen ihn zu erheben.

Ganz zuletzt erst wagte er's, Lolo anzusehn. Wie ein Schwindel ergriff es ihn. Etwas war in diesen lebensprühenden Sternen wie: Wir beide, nicht wahr, wir beide finden den Weg da hinauf!

In diesem Augenblick hob die Tante mit der ihr eignen Würde die Tafel auf.

Während des Kaffeetrinkens bewegte sich die kleine Gesellschaft zwanglos in den schönen Räumen.

Klären hatte es längst das Herz abgedrückt, ihrem Freunde Karl, mit dem sie noch voriges Jahr Haschen und andre wilde Spiele gespielt hatte, ihre Meinung über Hubert auszusprechen.

„Also der ist Ihr Freund?“ flüsterte sie, als sie beide allein im Zimmer zurückgeblieben waren.

Er nickte zerstreut. „Gefällt er Ihnen nicht?“ fragte er, bloß aus Gutmütigkeit. Denn was diese Schwester über Hubert dachte, war ihm sehr gleichgültig.

„Gefallen?“ Sie hob die vollen Schultern. „Ich weiß nicht... Aber interessant ist er! Riesig! Fabelhaft!“

„So,“ sagte er trocken.

„Ich hab' mal den Don Karlos gesehn. So

sieht er gerade aus. Bald wie: ‚Hier liegen meine Reiche!‘ Und dann wieder: ‚Königin, das Leben ist doch schön!‘“

„Das letzte hat meines Wissens der Marquis Posa gesagt. Oder meinen Sie den vielleicht?“

„Pfui! Ich weiß ganz genau, was ich meine. Ich will auch bloß sagen: er hat so was Besonderes. So à la Ritter Blaubart. Wissen Sie, mit dem Schlüssel: Und wie sie aufschließt, liegen da alle seine zwölf toten Frauen.“

Karl mußte lachen und wurde dann wieder sehr ernst. Diesem Kinde, das noch ganz voller Märchen steckte, war der unerbittliche Zug in Huberts Gesicht nicht entgangen. Jetzt machte sie ein paar Schritte nach der Tafel, auf der noch die Reste des Desserts standen.

„Die Lolo scheint sich gar nicht vor ihm gefürchtet zu haben,“ plauderte sie weiter. „Die mag solche Leute. Ich nicht.“

Sie steckte eine gebrannte Mandel in den Mund und knabberte vergnügt darauf los. Dann vertiefte sie sich in die Prüfung der übrigen Süßigkeiten.

„Wenn das die Tante sieht!“ warnte er.

„Gehn Sie nur!“ flüsterte sie. „Sie haben nichts gesehn.“

Er ging ins Nebenzimmer, das schweigsam dalag in seinem hellen Lichtglanz. Schon glaubte er, es sei leer. Da sah er Charlotte in der Nähe des Fensters stehn — ganz allein.

Sie stand da wie ein schönes Bild träumerischer Verfunkenheit, regungslos, den Kopf etwas gehoben, die Augen weitgeöffnet ins Leere gerichtet. Erst als Karl, dessen Schritte der weiche Teppich gedämpft hatte, dicht neben ihr war, schreckte sie zusammen und sah ihm in das ehrliche, ein wenig blaße und ernste Gesicht.

Es fiel ihr wohl ein, daß sie ihm heut erst wenig Worte gegönnt hatte. Sie lächelte zerstreut. „Ach, Herr Doktor!“ rief sie.

„Sie waren so in Gedanken, Fräulein Charlotte.“

„Bloß müde. Ein bißchen abgepannt. Nach dem Wein, wissen Sie.“

Sie fühlte sich durch seinen ernsten Blick bedrückt, wurde unruhig und suchte augenscheinlich nach einem Vorwand, das Tete-a-tete abzukürzen.

Vor acht Tagen hatte sie noch stundenlang freundschaftlich mit ihm geplaudert. Diese ganze Woche war er herumgegangen wie ein Kind vor Weihnachten.

„Fräulein Lolo,“ fragte er, „wie weit ist Ihr Bild?“

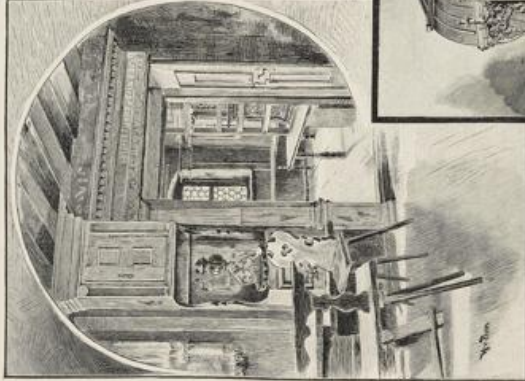
„Welches Bild?“ Ihre Augen schweiften umher. Sie schien zu horchen.

„Ihr letztes. Von dem wir neulich sprachen.“

„Ach so!“ Eine plötzliche Lebhaftigkeit kam in ihr Gesicht, ihre Glieder, ihr ganzes Wesen. Sie war wie verwandelt. „Kommen Sie,“ rief sie, „ich zeig's Ihnen.“

Sie lief ihm fast voran, mit ihren schönen, leichten Bewegungen, die an Schwalbenflug erinnerten. Das letzte Zimmer in der Flucht lag nach Norden. Sie bemühte es gelegentlich zum Malen. Ihr eigentliches Reich war im Oberstoc.

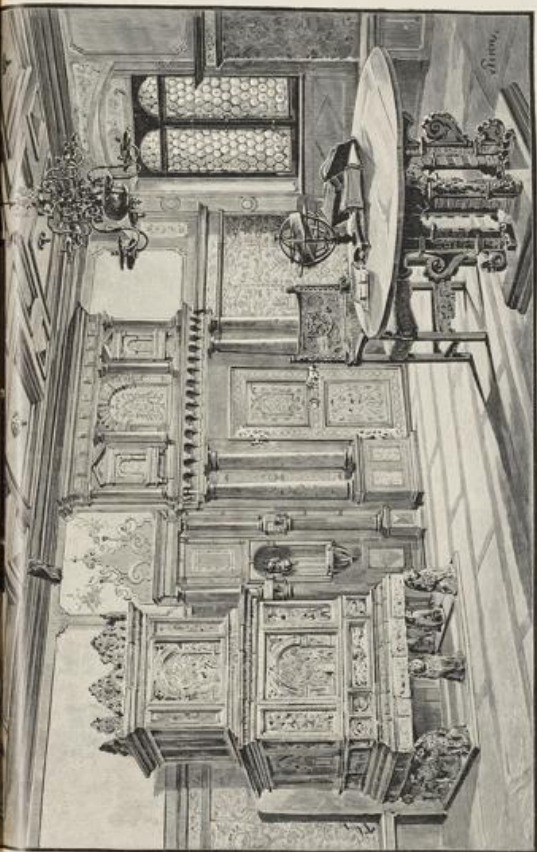
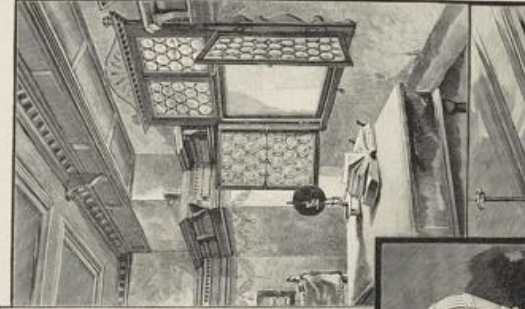
Stadthalle von Jüter 1873.



Die Kirchhofkirche-Bühne.



Buchzimmer einer Bibliothek von Jüter 1897.



Zwei Kormantische Holzschleifer und Kunstschreinerarbeiten am Nannum in Gies. Originalzeichnungen von K. v. Preen.
Bücher der Bibliothek III.
Zweites und drittes Stockwerk in Jüter von Jüter 1884.

Das Aroma feiner Zigarren drang ihnen entgegen. Laute Männerstimmen schollen aus dem Zimmer.

Als sie eintraten, fanden sie die beiden Herren vor einigen Bildern, die an den Wänden aufgehängt oder an passenden Plätzen aufgestellt waren.

„Also er ist begeistert, Lolo!“ rief Berghauer vergnügt. „Warum hast du dich denn verkrochen? Hatte ich wohl bange, daß er dich 'runterreißen könnte?“

Es war beinah, als hätte sie derartiges gefürchtet — so sehr verklärte sich jetzt ihr Gesicht.

„Ist's Ihnen nicht zu . . . zu groß?“ fragte sie zaghaft.

„Na, Gott sei Dank, Damenarbeit ist's nicht,“ rief Berghauer statt seiner. „So tipp, tipp . . . und alles hübsch ausgeführt und ‚verschönert‘.“ Der Konsul legte einen unglaublichen Hohn in das Wort.

„Für jeden ist's ja nicht,“ sagte Lotte leise, fast demütig.

Huberts „Begeisterung“, die sich bis jetzt bloß pantomimisch, in einem Händedruck, geäußert hatte, fand nun auch ein paar Worte. „Ich bin ja kein Kenner,“ sagte er. „Ich kann bloß sagen: es ist echt.“

Lottes Augen sprühten wie ein paar kleine Sonnen.

Und nun gerieten sie in ein Kunstgespräch, und es fand sich eine solche Harmonie in ihren Anschauungen, ihrem Wollen, ihren Urteilen, daß sie sich nur immer von neuem mit glücklichem Erstaunen in die Augen sahen.

Karl Webekind stand dabei und hörte zu und hatte eine Zigarre, die der Konsul ihm angeboten, abgesehen und angezündet. Aber er legte sie plötzlich nieder.

„Verzeihen Sie,“ murmelte er mit einem fahlen, müden Gesicht, „aber es wird nun doch Zeit. Wir dürfen nicht länger stören.“

Hubert fiel wie aus dem Himmel. Unwillkürlich seufzte er. Aber es mußte sein. Einmal mußte er ja doch heraus aus dem Paradiese, zurück in seine Dede, Kälte und Unwirtlichkeit.

„Warten Sie,“ sagte Berghauer, „ich geh' mit. Muß noch zu 'ner Ausschussigung. Haben mir da wieder 'nen Posten aufgehängt —“

„Aber Papa, du mußt doch auch an dich denken!“ „Ach was! Wenn sie mich brauchen können! Mich daher zu setzen und mein Podagra zu pflegen, dazu bin ich in zehn Jahren noch nicht alt genug.“

Sie verabschiedeten sich von der Tante, die würdevoll in ihrem Sofaplatz thronte. Die Mädchen gingen mit ins Vorzimmer und halfen ihrem Vater, sich reisefertig zu machen.

Der Konsul, ganz voll von seinen Ideen, sprudelte währenddessen allerlei Konterbande hervor.

„Hab' mir da draußen den Geschmack am alten Europa ein bißel verdorben,“ rief er. „Herrgott! Wo man hinguckt, hängt ja noch 's Mittelalter in großen Fetzen. Aufräumen, Platz machen, Luft schaffen, das ist 's Notwendigste! Der alte Moder muß weg, daß das junge Leben durch kann.“

„Papa,“ lachte Lotte schelmisch, „versündige dich nicht am ‚geheiligten Alten‘.“

„Teufel, ja!“ brummte er. „Wir haben ja unsre ‚Pietät‘ — ein wohlklingender Ausdruck für Denkfaulheit und Gefühlschlandrian übrigens. Pietät! Unter der Firma sind mehr Sünden begangen worden, als die Menschheit sich träumen läßt. Wenn wir einen Schritt vorwärts gemacht haben, kugeln wir drei zurück. Das macht, die Arrieregarde zerrt und zerrt. Am besten paßte ihr's, wenn zum Rückzug geblasen würde. Dann käm' sie ja auf einmal an die Spitze. Und brauchte keinen Schritt gemacht und keinen Finger gerührt zu haben. O je! Ich sag's ja, 's ist mein Schicksal: zu früh geboren! So um tausend Jahr zu früh!“

Lachend und scherzend verabschiedete man sich.

*

Es war Schnee gefallen.

Hinter den Eisengittern der Gärten lagen die mit Tanneneisig geschütteten Beete wie Gräber unter der dicken, weißen, weichen Decke. Schwarzen Flecken gleich hoben sich Koniferengruppen von dem faltgrauen Grunde ab. Mal ein rötlich warmes Leuchten hinter den Fenstern, mal ein gelbes, langgestrecktes Streiflicht: Farbe und Leben in all den toten, blaffen Schattten.

Die Herren trennten sich vor der Gartentür. Hubert und Karl gingen durch die Marschallsstraße, über die Brühlische Terrasse, der Brücke zu.

Ganz stumm. Hubert, als wär' er der Welt entrückt. Nach innen gekehrt, ohne Blick, die Stirn in finsternen Falten. Manchmal bewegten sich seine Lippen, oder er machte eine schnelle, zwecklose Geste.

Karl Webekind mußte ihn immer wieder ansehen, und konnte es ganz unerhohlen. Für Hubert war er gar nicht vorhanden. So wenig, als sähe er auf dem Sirius.

Was hätte Karl drum gegeben, einen Blick in die siebenfach verschlossene Seele dieses Menschen zu thun! Was spann der da wohl für Gedanken?

Ihm war, als sähe er eine große, unheilbare Verwirrung vor sich. Alles, was vor ein paar Stunden noch hell und klar und hoffnungsvoll gewesen, schien ihm durcheinander gekommen. Nirgend Anfang und Ende. Er wußte gar nicht mehr, wie er das Leben anpacken sollte. Dazu that er sich selber leid, wie als Kind, wenn ihm irgend ein frecher Bursch sein bestes Spielzeug weggenommen hatte.

Von der Höhe der Terrasse sahen sie auf den Strom hinab. Er war noch gewachsen seit neulich, als Hubert ihm von den Hungersteinen erzählt hatte. Wieder dachte er, daß Regen und Schnee und alle Bäche und Flüsse so einem mächtigen Ungeheuer tributpflichtig seien. Daß Naturgesetze sie ihm zutrieben, alle, alle, und daß dies Ungeheuer, genährt mit ihrem Leben und ihrer Kraft, immer stolzer und gewaltiger seinem Ziel, dem Meere, zuströme.

Ganz ebenso, auch wie dem Zwange einer Naturgewalt folgend, waren die Berghauers heut wieder in Huberts Bann geraten.

Und er selber, wie sehr er vielleicht Grund hatte, ihm zu zürnen, er that's nicht. Zornig, widerwillig und doch bezwungen, bewunderte er ihn.

„Hubert,“ sagte er, während sie langsam, an den goldfunkelnden Gruppen der ‚Tageszeiten‘ vorüber, die breite Treppe hinabstiegen zum Schloßplatz, „was meinst du, gehn wir noch ein Stündchen zu Johanna?“

Hubert sah ihn an, als käme er eben von irgend einem Fixstern auf die Erde zurück.

„Sieh mal, zum Arbeiten hat man doch keine Stimmung mehr heut' abend. Und dann — sie würde sich so freuen — du mußt ihr doch erzählen . . .“

„Wer würde sich freuen?“ fragte Hubert auf einmal mißtrauisch und finster.

„Johanna natürlich.“

„Johanna?“ Tief verwundert klang die Frage, so, als müsse er lange in seinem Gedächtnis nach einer Johanna suchen.

„Nein,“ sagte er dann, langsam den Kopf schüttelnd. „Ich arbeite noch. Aber geh du. Grüße sie von mir. Adieu!“

Und als lasse es ihm keine Ruhe, bis er nicht wieder vor seinem Schreibtisch säße, gab er ihm flüchtig die Hand und ging mit schnellen Schritten der Brücke zu.

Karl Webekind stand einen Augenblick ganz verdutzt über den plötzlichen Abschied. Dann schlenderte er unschlüssig weiter, an der Hofkirche vorüber, die sich seltsam ausnahm mit all ihren weißbeschnittenen Heiligen und dem barocken Turm. Er hatte das Gefühl, daß Johanna ihm heut' abend gutthun würde. Er sehnte sich nach ihr wie nach seiner Mutter. Und ehe er's wußte, stand er vor dem kleinen Laden in der Marienstraße.

Es war schon alles dunkel, die Holzjalousien geschlossen. Aber aus dem Stubenfenster schimmerte Licht.

Er mußte durch den Hausflur und an der hinteren Thür klingeln, die zu ihrer Wohnung führte. Es war dort fast ganz finster. Der Winkel lag hinter der Treppe, und das Licht reichte nicht bis hierher.

Nach einer Weile wurde geöffnet.

„Hubert!“ rief Johannas Stimme in einem durchdringenden, von Freude förmlich gefättigten Flüster-ton.

Karl zog den Hut, tieferschrocken über ihren nur zu begreiflichen Irrtum. Sie hatte diesen auch im nächsten Augenblick schon eingesehn und flüsterte beschämt: „Verzeihen Sie, Herr Doktor!“

„Ja, leider bin ich es nur,“ murmelte Karl. „Aber ich bringe Ihnen Grüße von Hubert. Er ist heut' wieder ‚drüber‘, wissen Sie. Da darf man nichts von ihm verlangen.“

„Ach nein,“ sagte sie leise, und ein schwerer Seufzer drängte sich aus ihrer Brust. „Ich bin ja die Letzte . . . wenn er arbeiten kann . . .“

Sie schloß die Thür hinter ihm. Er stand in einer kleinen, einfachen Küche. Ein grelles Lämpchen beleuchtete allerlei Blühendes. Nun hob sie warnend den Finger an die Lippen: „Bitte, leise!“

Felix schläft!“ hauchte sie ihm zu. Das Lämpchen mit der Hand schützend, ging sie ihm auf den Zehenspitzen voran durch das armselige Schlafkammerchen. Nur das Notwendigste war darin, ihr Bett, mit einer weißen Decke verhüllt, und des Kindes kleines Lager.

Daran konnte sie aber nicht vorübergehn, ohne einen Blick hineinzuwerfen. Der blonde Lockenkopf mit den schlafroten Wäckchen, auf denen die langen Wimpern wie zarte Schatten lagen, schien unruhig zu träumen. Er hatte die kleine Stirn in Falten gezogen, und um den Mund lag es wie Trost und Schmerz. Die Ähnlichkeit mit Hubert war Karl noch niemals so zum Bewußtsein gekommen.

„Sein Kind . . . sein Weib!“ dachte er. Und es war ihm förmlich, als würde das Herz ihm leichter. Ja, er wußte jetzt, warum es ihn hergetrieben hatte. Das hatte er sich recht eindringlich zu Sinne führen wollen.

Und dann saßen die beiden ganz gemüthlich nebeneinander auf dem Sofa in der Wohnstube. Johanna hatte nicht geruht, bis er nicht Huberts Platz eingenommen hatte. Sie strickte, und die Nadeln klapperten in ihren mageren weißen Fingern. Im eisernen Ofen glühten die Kohlen und sanken von Zeit zu Zeit mit leisem Gepolter in sich zusammen. Es duftete wieder nach Aepfeln. Die weiße Tischdecke glänzte, nirgends lag ein Stäubchen.

„Mit wie wenigem weiß sie es traulich zu machen um sich her,“ dachte Karl bewegt. „Die, in Glück und Ansehn, mit ihrem feinen Herzenstakt, der hundertmal mehr wert ist, wie die Dressur unsrer ‚höheren Töchter‘ — was kann denn Hubert sich Besseres wünschen!“

Da fragte sie gerade nach ihm.

„Haben Sie ihn lange nicht gesehn?“ fragte er zurück.

Sie zögerte mit der Antwort. Dann sagte sie: „Die ganze Woche nicht.“ Und dabei erglühete sie über und über aus Scham, daß er sie so vernachlässigt hatte. Ihre Stimme hatte leicht gezittert.

Sie that ihm bitter leid. „Er wohnt so weit,“ sagte er, als könne ihn das entschuldigen.

Sie ließ die Nadeln sinken und blickte in die Lampe.

„Natürlich, das ist's ja,“ sagte sie vor sich hin. Ihre Lippen zuckten leise. „Sehn Sie, das war früher ganz anders. Da hatte er im Nebenause sein Zimmer. Und zu allen Mahlzeiten kam er herum, und ich kochte das Kräftigste und Beste. Es hat ihm ja auch immer so gut geschmeckt,“ fügte sie mit einem glücklichen Lächeln hinzu. „Und wenn er nicht arbeiten konnte, so kam er doch und spielte mit dem Kleinen, und wir schwagten zusammen. Er hatte doch einen Menschen um sich, der ihn verstand. Wenigstens“ — und wieder huschte es rosig über ihr Gesicht — „hat er sich immer gewundert, wie gut ich ihn begriff. Wenn ich auch nicht viel gelernt habe — ich war ja selber erstaunt, wie mir so allmählich die Lichter aufgingen. Aber dann zog er fort. Er sagte, die ‚Familiensimpel‘ lenke ihn ab. Auch wollte er meine ‚Wohlthaten‘ nicht länger

annehmen . . . lieber Gott! Als wenn er mir nicht größere Wohlthaten erwiesen hätte mit seinem Kommen . . .“

Sie brach plötzlich ab und preßte die Lippen fest zusammen. Auf den rosigen Kinderstrumpf fiel ein Tropfen.

„Johanna,“ sagte Karl etwas unvermittelt, „das Neueste wissen Sie ja noch gar nicht.“

Sie fuhr sich wie zufällig mit dem Handrücken über die Augen und versuchte zu lächeln. „Das Neueste?“ Es kam ein bißchen besorgt heraus, als sei sie's nicht gewöhnt, gute Neuigkeiten zu hören. Karl Webekind erzählte.

Johannas fleißige Hände sanken in den Schoß. Ihre Augen erweiterten sich, und ihre ausdrucksvollen Züge spiegelten alle Seelenregungen vom ersten ungläubigen Staunen bis zur hellen Glückseligkeit über die hoffnungsvolle Botschaft rührend wider.

Hubert hatte einen Freund gefunden, einen Gönner, einen einflußreichen, thatkräftigen Verehrer! Doch bald kamen dieser des Glückes so ungewohnten Seele wieder allerlei Bedenken.

„Aber es ist so schwer, Hubert zu helfen. Und dann — er stößt seine besten Freunde so leicht vor den Kopf. Sie wissen's ja selbst, Herr Doktor.“

„Ja,“ nickte Karl, gedankenvoll an seinem rötlichen Schnurrbart zerrend. „Aber — na! Ein Mensch wie der Berghauer, der den Leuten bis in die Eingeweide sieht . . . Ueberhaupt, nicht wahr, wenn man so den Zusammenhang kennt — Herrgott, ja! Man ärgert sich mal! Aber man denkt doch: Menschen! Jeder hat seinen Sparren, seine ‚Hungersteine‘.“

Er wunderte sich selbst, wie ihm das Wort in den Mund gekommen war. Mußte er denn immer Huberts Gedanken nachbeten?

Johanna lächelte. „Kennen Sie die auch? Hat Ihnen Hubert erzählt? Und Sie meinen, daß der Herr Konsul . . .“

„Verlassen Sie sich drauf! Dem kann der Hubert meinetwegen die impertinentesten Gesichter schneiden oder die größten Grobheiten an den Kopf werfen — das rührt den nicht. Das ist er schon längst gewöhnt. Wer's wirklich gut meint mit den Menschen — o je, Johanna, was muß der sich alles gefallen lassen!“

Karl Webekind fuhr sich, als er an all die bösen Erfahrungen dachte, die seine eigne Menschenliebe ihm schon eingetragen hatte, mit zorniger Gebärde durchs Haar. Das sah so komisch aus zu seinem gutmütigen, harmlosen Gesicht, daß Johanna leise lachte.

„Sie guter Mensch!“ sagte sie. Dann schien ihr etwas durch den Kopf zu gehen. „Und eine Tochter, sagten Sie, ist auch da?“

„Zwei sogar,“ antwortete er. Seine eignen Gedanken hatten auch eben bei Lolo geweilt, voll Kummer und Unruhe. Und um sich nicht zu verirren, scherzte er: „Sie sind doch nicht eifersüchtig?“

„Nein,“ sagte Johanna ernst, „dazu habe ich kein Recht.“

„Nun, ich dachte doch!“ fuhr er auf.

„Früher, ja,“ sagte sie leise. „In Göttingen besonders, da bin ich furchtbar eifersüchtig gewesen. So ein schöner Mensch, und als Dichter — das darf ich ihm ja nicht übelnehmen . . . wenn er nur ein schönes Gesicht sieht, ist er begeistert . . .“

„Natürlich, natürlich!“ bekräftigte Karl. Immerlich aber erbot er sich gewaltig, daß sie Hubert auch noch recht gab, wenn er ihr untreu wurde, auch nur in Gedanken.

„Ich bin ja nicht hübsch genug für ihn,“ sagte sie ruhig, „und nicht klug und nicht gebildet genug.“

„Oho!“ warf er ein.

„Aber etwas hab' ich doch, das keine Frau der Welt besser haben kann: meine Liebe für ihn. Und die ist doch schließlich auch was wert.“

„Na, ich dachte!“ brummte er gerührt.

„Und da hab' ich manchmal gedacht, wenn er mir schrieb, daß ein Mädchen ihm gefiele — Sie wissen wohl, als ich in Leipzig war, haben wir zwei Jahre lang korrespondiert — du darfst ihn nicht an dich fetten, hab' ich gedacht. Er ist zu Höherem berufen. Ich wär' auch viel zu stolz, um einen festzuhalten, der nichts mehr von mir wissen will. Und das hab' ich ihm damals oft gesagt. Er wollte aber nie etwas davon hören.“

Karl Webekind betrachtete sie, wie sie das alles so still und zuversichtlich vor sich hin sagte. Und was ihm noch vor ein paar Stunden den Kopf heiß gemacht hatte, erschien ihm jetzt wie ein bunter Fiebertraum.

„Sie ist seine Frau,“ dachte er. „Das wäscht ihm kein Regen ab. Und wenn er mal zu Gelde kommt, er wäre ja der gemeinste Lump, wenn er sie nicht heiratete!“

„Und jetzt,“ sagte Johanna, wandte den Kopf nach der Kammerthür und nickte, „seit der da drin auf der Welt ist, ich thäte Hubert ja das schwerste Unrecht an, wenn ich eifersüchtig wäre oder ihm gar zutraute —“

Sie sprach nicht zu Ende. Aber ihr Gesicht war ganz hell und heiter.

„Und ich,“ dachte Karl Webekind, „wäre im Stande und schließe ihm alle Knochen im Leibe entzwei, wenn er dir dein Opfer nicht lohnte, wie du's verdienst, armes Weib!“

(Fortsetzung folgt.)

S p r ü c h e.

Von

A. Stier.

Gieb zu jeder Gabe den Sonnenschein
Eines gütigen Wortes obenein!

Wer anderer Schätzung traut, der handelt oft verkehrt;
Ein freier Geist bestimmt sich selbst der Dinge Wert.

Von der Junge, aus der Feder
Fliegt das Wort;
Unberechenbar trägt's jeder
Windhauch fort.
Schicke keins drum in die Weite,
Das nicht kam
Aus dem Herzen, zum Geleite
Den Verstand nicht nahm!

Das steiermärkische kulturhistorische und Kunstgewerbemuseum am Joanneum in Graz.

(Siehe die Abbildungen Seite 384 und 385.)

Als sich im Laufe des letzten Jahrzehntes eine zeitgemäße Um- und Ausgestaltung des Grazer Joanneums, dieser ehrwürdigen Schöpfung des unvergessenen Wohltäters der Steiermark, Erzherzogs Johann, als notwendig erwies und zur Durchführung gelangte, war wohl die Errichtung eines neuen kulturhistorischen und Kunstgewerbemuseums das wichtigste Ergebnis dieser durchgreifenden Maßregel. In der Neuthorgasse, gegenüber dem alten Joanneumsgebäude, wurde ein stattlicher Neubau im Barockstile für die neugegründete Landesanstalt errichtet und, nachdem er die mittlerweile von Professor Karl Lacher, dem neu ernannten Direktor des Museums, mit ebensoviel Verständnis als Gläd gesammelten Gegenstände in zweckentsprechender Anordnung aufgenommen hatte, im Juni 1895 in Gegenwart des Kaisers Franz Joseph feierlich der Öffentlichkeit übergeben. Seither haben schon viele Tausende die hier angehäuften Schätze bewundert und die Erkenntnis in weiteste Kreise getragen, daß das neue Museum für Graz und ganz Steiermark eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges bedeuete. Zahlreiche hervorragende Fachleute des In- und Auslandes haben ebenfalls über das Museum die günstigsten Urteile gefällt und sowohl den zur Schau gestellten Gegenständen als auch namentlich ihrer vorzüglichen Aufstellung uneingeschränkte Anerkennung spendet.

Diese Aufstellung, die ein Verdienst Direktor Lachers ist, vereinigt in äußerst glücklicher, durchaus origineller Weise die ethnographische Seite mit der systematischen und ermöglicht es, einerseits dem Beschauer ein ebenso anziehendes als lebensvolles Bild von dem Wohnen, dem häuslichen Leben und Schaffen der Bewohner von Steiermark in den verschiedenen Gesellschaftsschichten vom Ausgange des Mittelalters bis auf unsere Tage zu bieten und daneben andererseits kunstgewerbliche Muster- und Vorbilderansammlungen zur Anschauung zu bringen.

Eine Reihe vollständiger Wohnräume, von dem adeligen Brunnstalle, dem bürgerlichen Zimmer, der Wirts- und Bauernstube des sechzehnten Jahrhunderts an bis herauf zum Empireszimmer im Anfange dieses Jahrhunderts, kann der Besucher durchwandern und sein Auge an ihrer vollständigen Einrichtung erfreuen. Den Tisch, Geschirr, kurz aller Hausrat ist darin so aufgestellt, wie es der Zeit und Herkunft entspricht. Mit Recht bilden diese altsteirischen Wohnräume den größten Anziehungspunkt des Museums — kann sich doch keine andre Schausammlung in deutschen Landen, weder im Reiche noch in Oesterreich rühmen, etwas Ähnliches zu besitzen. Wenn der Besucher diese trauten, stimmungsvollen Wohnräume durchwandelt, mag er sich im Geiste in die Jahrzehnte vor dem unglücklichen Dreißigjährigen Kriege versetzt fühlen, also in jene Zeit, in der das deutsche Bürgertum und mit ihm das deutsche Kunstgewerbe ihre schönste Blüte entfaltet haben. Jene Einrichtungsgegenstände, die in den Wohnräumen nicht untergebracht werden konnten oder ihrer Art nach nicht hineingehören, wurden, nach Herstellungsstoff und Gebrauchszweck geordnet, in eignen Gruppen vereinigt.

In den drei Stockwerken des Museumsgebäudes sind die vollständig eingerichteten Wohnräume und die Gruppen einzelner Gegenstände in der Art verteilt, daß im Erdgeschoß der vornehme, im ersten Stock der bürgerliche und im zweiten Stock der bäuerliche Besitz vorherrschen.

Im Erdgeschoß fesselt das Auge des Beschauers vor allem der große, aus dem Schlosse Radmannsdorf bei Weiz herrührende Brunnstall, eines der hervorragendsten Schaustücke des Museums. Es ist schwer, sich einen Raum zu vergegenwärtigen, der reiche, geschmackvolle Vornehmheit mit wohllichem Behagen in so harmonischer Weise verbindet, als dieser prächtige Saal, dessen innere Ausstattung,

in den Jahren 1563 und 1564 gearbeitet, durchaus das Wesen der deutschen Renaissance zeigt. Eine reichgegliederte Kassettendecke, zwei bis zur Decke reichende, mit reichem Intarsienschmuck gezierte Portale, denen sich ein Waschkasten und zwei Wandchränke anreihen, bilden den gesamten Holzschmuck des geräumigen, mit einem traulichen Erker versehenen Saales. Die Wand unterhalb des Frieses ist mit einem brotartigen Stoffe behängt und oberhalb desselben mit Wandmalereien geziert, die genau nach der ursprünglichen Radmannsdorfer Bemalung ausgeführt sind und, von reichem Ornament umgeben, die Porträtköpfe der Kaiser Albrecht II., Friedrich III., Maximilian I. und Karl V. sowie das Radmannsdorfer Wappen zeigen.

An den Brunnstall reiht sich eine Halle mit größeren, kulturgeschichtlich bemerkenswerten Gegenständen, unter denen der erste Platz entschieden dem Wagen Kaiser Friedrichs III. gebührt, einem hervorragenden Werke der Wagenbaukunst des fünfzehnten Jahrhunderts, das, im gotischen Stile ausgeführt, mit architektonischen Motiven, dem Reichsadler und zahlreichen Wappen geschmückt ist. Auch des Kaisers Wahlspruch, „A. E. I. O. U.“ (Austriae est imperare omni universo, Oesterreich geizmet es, dem Weltall zu gebieten), fehlt nicht.

Somit enthält das Erdgeschoß noch die Gruppen für Rechtspflege, Jagd, geschichtliche Bildnisse und dergleichen mehr, die steirischen Thondosen und eine Musteransammlung von Ofenfacheln.

Von den vier im ersten Stockwerke befindlichen vollständigen Wohnräumen, zwei Renaissancestuben, einem Rokoko- und einem Empireszimmer, gebührt den beiden zuerst erwähnten die Palme. Die eine von ihnen, die sogenannte Bürgerstube, bildete ursprünglich die Zierde des bei Neumarkt gelegenen Wohnhauses der Eheleute Matthäus und Katharina Latacher, auf deren Veranlassung sie 1607 angefertigt wurde. Sie besitzt eine vollständige Holzvertäfelung und eine Balkendecke und enthält an zwei Seiten je zwei Fenster mit schmiedeeisernen Gittern und Bugenscheiben, mehrere Wandlächchen und Schränkchen, sowie eine umlaufende Bank mit gedrehten Füßen. Den Hauptschmuck bilden an den beiden fensterlosen Wänden zwei architektonisch gegliederte Portale, deren Frieze mit Sprüchen und den Namen der Besitzer geziert sind.

Mit dem Latacherischen Zimmer durch eine Thür verbunden ist die altsteirische Wirtsstube vom Jahre 1577. Sie stammt aus dem Einkehrwirtschause zu Möna im Großföllthale und hat bis zu ihrer Erwerbung im Jahre 1885 durch Direktor Lacher ihrem ursprünglichen Zwecke als Wirtsstube gedient, zuletzt allerdings nur bei besonders festlichen Anlässen. So wurden namentlich Hochzeiten in ihr gefeiert, weshalb sie auch die Hochzeitsstube genannt wurde. Sie enthält eine vollständige Wandvertäfelung aus Zirbenholz mit Einlagen von Nuß-, Eichen- und Ahornholz, eine Balkendecke mit kräftigem Durchzug und zwei reichgegliederte Portale. Neben einem derselben befindet sich ein Waschkästchen mit Handtuchrolle und an der gegenüberliegenden Wand ein Schränkchen. Die Fenster sind sogenannte Schubfenster, mit schmiedeeisernen Gittern und Bugenscheiben versehen.

Zu diesen vollständigen Wohnräumen des bürgerlichen Besitzes gesellen sich im ersten Stockwerk einzelne Teile aus solchen Wohnräumen, Kunst- und Herbergszeichen, Maße und Gewichte, Bronze- und Zinnarbeiten, die Abteilung für kirchliche Kunst, die Musteransammlung für die Holzindustrie und die besonders prächtige Eisenansammlung, die in ihrer Fülle und Mannigfaltigkeit ebenso eine Besonderheit des Museums bildet wie die altsteirischen Wohnstuben. Die zahlreichen kunstreichen, für die verschiedensten Zwecke bestimmten Werke, die in der Eisenansammlung aufgespeichert sind, lassen den Beschauer erkennen, daß die Steiermark nicht nur ihrem Erzreichtum, sondern auch der hohen

Kunstfertigkeit ihrer Bewohner in der Bearbeitung des heimischen Erzes den stolzen Namen der eisernen Mark verdankt. Welche Mannigfaltigkeit der Verwendung, welche Fülle urwüchsigter Kraft, aber auch welcher Formenreichtum, welche zierliche Anmut sind hier zu finden! Alles ist mit einer solchen Liebe und Sorgfalt gearbeitet, als hätten die alten wackeren Meister in das tote Metall ein Stück ihres eignen Wesens legen wollen.

Ein architektonisch und künstlerisch schön ausgestatteter Kuppelsaal bildet gewissermaßen die Schatzkammer des Hauses und enthält eine Reihe wertvoller Gegenstände aus Bronze, Eisenbein und Edelmetall, darunter das Kleinod des Museums, den berühmten Landshadenbund-Becher, den schönsten Becher der deutschen Renaissance. Er ist aus Silber, schwer vergoldet, erreicht samt Deckel die Höhe von einem Meter und fünf Centimeter und besitzt ein Gewicht von zwölfsechshalb Kilogramm. In reicher getriebener Arbeit, umgeben von Karyatiden, zieren eine Reihe biblischer Darstellungen das herrliche Gefäß. Wie daselbe — es ist in Augsburg geschaffen worden — in den Besitz des Landes Steiermark, wie es zu dem Namen „Landshadenbund-Becher“ gekommen ist, wer weiß es? Man vermutet, daß Erzherzog Ferdinand den Becher 1602 den Ständen zum Geschenk gemacht hat. In den letzten Jahrzehnten trat wiederholt die Veruchung an die Landesverwaltung heran, dieses Meisterwerk altdeutscher Goldschmiedekunst gegen einen Kaufpreis von mehreren hunderttausend Gulden zu veräußern. Mit Recht sind jedoch alle derartigen Anerbietungen abgelehnt worden.

Auch das zweite Stockwerk, das vorwiegend dem bäuerlichen Besitze gewidmet ist, birgt noch zwei vollständige Renaissancestuben. Die eine, aus Schönberg bei Oberwölz stammend, enthält eine vollständige Vertäfelung aus Zirbenholz, mit Einlagen von Eichenholz. Das Portal ist reich gegliedert, die Thür mit eingelegter Arbeit und sehr reichen Eisenbeschlägen geziert, die noch gotische Anklänge zeigen. Im Jahre 1568 entstanden, ist diese Stube die älteste im Besitze des Museums. Wie sie durch ihr Alter, so zeichnet sich die ihr benachbarte letzte durch besondere Originalität aus. Denn während alle übrigen — mit Ausnahme des Brunnssaales — vollständig mit Holz verkleidet sind, zeigt diese, aus dem sogenannten Buchhause im Geistthal herrührende Stube nur zwei Wände teilweise bis zur Holzdecke getäfelt, während bei den übrigen Wänden der Holzschmuck sich auf die Bank, den Fries und die Fensterbekleidung beschränkt. Die nicht mit Holz verkleideten Flächen sind mit gemalten Festons und einem Kreuzigungsbild geziert, die genau nach der ursprünglichen Bemalung hergestellt sind. An das mit Doppelpilastern und der Jahreszahl 1596 gezierte Portal reihen sich eine Truhe mit Schränkchen und Waschkasten, sowie ein Kasten, der mit zahlreichen Fächern zur Aufbewahrung von Schriftstücken ausgestattet ist. Die Fenster sind mit Bogenstücken versehen. Infolge dieser von der gewöhnlichen Schablone abweichenden originellen Anordnung gewährt diese Stube einen überaus malerischen Anblick.

Sonst findet man im zweiten Stocke noch Teile von Wohnräumen und zahlreiche Gegenstände aus bäuerlichem Besitze, Trachten, Bildnisse, ländliche Musikinstrumente, sowie die Musterammlungen für Thon- und Glasindustrie, Bucheinbände, Webereien, Stickerien und andres mehr.

Während in der Abteilung der vollständigen Wohnräume ausschließlich steirische Arbeiten oder Gegenstände aus steirischem Besitze aufgenommen wurden, sind in den Fachabteilungen, die als Muster- und Vorbildersammlungen zu dienen haben, auch die hervorragendsten fremden Betriebsstätten des Kunstgewerbes vertreten. Doch sind auch hier die steirischen Arbeiten vorherrschend und fremde nur insoweit einverleibt, als sie zur Ergänzung notwendig waren.

Auf diese Art sind die reichen Bestände des Museums ganz besonders geeignet, den heimischen Beschauer nicht nur zu eignen Leistungen auf dem Gebiete kunstgewerblichen Schaffens anzueisern, sondern auch ihm ein treues Bild von dem Thun und Treiben seiner deutschen Vorfahren zu bieten und ihn mit vaterländischem und nationalem Stolz zu erfüllen — ein Umstand, der gerade hier, in dem südöstlichen Gebiete der deutschen Zunge, in unmittelbarer Nähe der magyarischen und slavischen Sprachgrenze, nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Für den fremden Besucher aber sind namentlich der Brunnssaal, die altsteirischen Stuben und verschiedene einzelne Prachtstücke Sehenswürdigkeiten, die auch im Wettbewerbe mit andern großstädtischen Sammlungen in Ehren bestehen können, so daß das neue Museum in der kurzen Zeit seines Bestehens bereits mit Recht ein nicht unwesentlicher Anziehungspunkt der schönen steiermärkischen Landeshauptstadt geworden ist.

Karl W. Gawatowski.

Zur Pflege des Hundes.

Wenn uns heute auch jene weitgehenden jeelisch-gemüthlichen Beziehungen, die den Menschen früherer Tage mit der Tierwelt verbanden, abhanden gekommen sind, so liegt doch in eines jeden Brust eine gewisse Teilnahme für unsre vermeintlich „sprachlosen“ Mitgeschöpfe. Allerdings dürfte sie oft in einem wenig rühmlichen Eigennutz begründet sein, der es bis auf den heutigen Tag auch verhindert hat, dem Tier irgend einen subjektiven Rechtsanspruch auf Schutz und Schonung zu gewähren. Roheiten und Brutalitäten aller Art sind ja auch in den zivilisierteren Ländern noch an der Tagesordnung; indessen macht sich in weiten Kreisen auch ein erfreuliches Streben geltend, nicht nur bei sich eine vernünftige Haltung und Pflege der eignen Tiere anzustreben, sondern auch durch Bildung von Vereinen den ärgsten Ausschreitungen und Grausamkeiten entgegenzuwirken. Dazu gehört aber vor allem, daß man sich mit den Bedürfnissen und Gewohnheiten des Tieres bekannt mache, sich in sein Geistesleben einen Einblick verschaffe, seine Sprache und Gebärden kennen lerne.*)

Ein Tierbesitzer muß auch ein verständiger Tierliebhaber sein, das heißt, er muß stets die rechte Mittelstraße zwischen Härte einerseits und Verzärtelung andererseits einzuhalten wissen, und dazu sollen ihm die nachfolgenden Winke einen gewissen Anhalt geben. Wir beschränken uns dabei auf den Hund, der die meisten Liebhaber zählt und, obwohl am längsten mit uns vertraut, trotz alledem den meisten Mißgriffen ausgesetzt ist. Mutatis mutandis gelten diese Bemerkungen aber auch für die Katzen, die Hufstiere und alles, was da kreucht und fleucht und dem Menschen überantwortet ist, damit er sich als solcher, nach Goethe, daran erweise:

Edel sei der Mensch,
Hilfreich und gut,
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen.

Daß ein gutes, reinliches, zug- und feuchtigkeitsfreies Lager für alle Tiere erste Bedingung ist, haben schon mehrere Behörden anerkannt, insofern sie verordneten, daß beispielsweise für Ziehunde, außer einem Tränkgefäß, im Winter und bei schlechtem Wetter ein Unterlagebrett mit Schutzdecke mitzuführen ist. Es sollte sich jeder human denkende Mensch, besonders aber die Mitglieder der Tierchutzvereine, zur Pflicht machen, überall auf die Einführung und Nachachtung dieser Verordnung zu Gunsten jener pflicht-treuen und arbeitseifrigen Tiere hinzuwirken.

*) Wer sich eingehender darüber unterrichten will, dem seien das unlängst erschienene Werk des Professors Freih. Schulze: „Seelenkunde der Tiere und Pflanzen“ und besonders Professor Romanes' „Geistige Entwicklung im Tierreich“ empfohlen.

Eine zweckmäßige Ernährung kann die Behörde aus naheliegenden Gründen nicht vorschreiben. Indessen scheinen die Besitzer, nach dem Aussehen der Tiere zu urteilen, in der Mehrzahl einzusehen, daß ihr eignes Interesse für eine gute Ernährung der Hunde spricht. Luxus Hunde werden es in dieser Beziehung oft nicht besser haben, insofern jede Verfehlung gegen das richtige Maß gleich ungünstige Folgen nach sich zieht. Junge Hunde sind mit sechs Wochen unbedingt von der Mutter zu trennen und auf eigne Füße zu stellen. Man setze ihnen dann täglich drei- bis viermal in einem weiten Napf laue Milch vor, die nach einigen Tagen zweckmäßig mit Hafermehl, abwechselnd mit Gerstemehl oder geriebenem Roggenbrot, versetzt wird. In den folgenden Wochen kann, zumal bei größeren Hunden, daneben auch Brot und mageres Fleisch gereicht werden. Am letzteren ist, wenn man auf reiches Wachstum der Tiere reflektiert (Bernhardiner, Doggen und so weiter), etwa vom dritten Monat ab nicht zu sparen. Je sorgfältiger und reichlicher die Ernährung im ersten Jahre erfolgt, desto sicherer wird die Erreichung größtmöglichen Wachstums erzielt werden. Jedoch gewöhne man den Hund bald an bestimmte Mahlzeiten. Morgens genügt auch für die verwöhntesten Tiere etwas Milch mit Brot, mittags Suppe (Brühe mit Hafergrütze, Bruchreis, Knochenmehl oder zerstoßenen Kalbsknochen, Brot, zerbröckelten Hundebrotchen und Küchenabfällen) und eine Portion Fleisch, die für kleine Stuben Hunde auf ein Minimum, für große Hunde, besonders im ersten Jahre, wie gesagt, auf ein Maximum (zwei bis drei Pfund) festzusetzen ist. Abends wie morgens alles in mäßig lauer Temperatur, ohne Fett und jegliches Gewürz, abgesehen von ein wenig Salz. Für Abwechslung ist dabei stets zu sorgen. Dagegen sehe man von Knochenfütterung am besten ganz ab; höchstens lasse man bei größeren Hunden, und auch da nicht vor Ablauf des ersten Jahres, Kalbsknochen zu. Fischgräten sowie die leicht splittenden Wild- und Geflügelknochen sind Hunden niemals zu geben, ebensowenig harte Röhrenknochen (von Hind oder Hammel), da bei dem gierigen Benagen derselben nicht nur die Zähne leiden, sondern durch Ueberanstrengung der betreffenden Muskeln auch Triefaugen häufig die Folge davon sind. Als Vorbeugungsmittel gegen Verstopfung gebe man dann und wann einen Löffel gutes Speise-Öl ins Futter, bei dringenderen Fällen zwei bis drei Löffel Ricinusöl; dagegen vermeide man durchaus alle andern Mittel, als Schwefelblüte, Seifenwasser und dergleichen.

Mehrmaliges Baden in der Woche ist den Hunden ebenso heilsam wie angenehm. Man kann es bei der Nähe eines Flusses und bei trockenem Wetter vom Mai bis tief in den Oktober fortsetzen, Sorge aber danach für reiches Abtrocknen durch Abreiben oder Springen- und Laufen- respektive Apportierenlassen auf benachbarten trockenen Rasenplätzen. Man lasse die Hunde freiwillig ins Wasser gehen und zwinge sie nicht oder werfe sie gar hinein; man macht sie dadurch nur wässriger; dagegen helfe man durch anfangs nicht zu weit in den Strom hineingeworfene Stöcke oder Brötchen ihre Jaghaftigkeit befriedigen. Beim Waschen — stets in lauem Wasser mit Bürste — vermeide man die Seife! Das Fell bleibt, besonders wenn diese Regel von Anfang an beobachtet wird, viel länger rein. Verfolgt man noch andre Zwecke, so setze man lieber ein paar Löffel dreiprozentiger Karbolsäurelösung hinzu (die Augen dabei zu schützen!).*) Das selbe Mittel wende man auch beim Reinigen der Ohren an, besonders wenn das Tier durch häufiges Schütteln eine Affektion derselben anzeigt.

Vor allem gewöhne man den Hund an sorgfältiges,

*) Nicht entschieden genug kann gegen die irrige und unwissenschaftliche Meinung angeführt werden, daß der Hundesloch (pulex canis) Menschen lästig werde.

mindestens allwöchentlich vorzunehmendes Durchkämmen. Das selbe beseitigt nicht nur die verfilzte Wolle mit einem großen Teil von Schmutz- und Staubteilen, sondern stellt auch die Porosität der Haarbekleidung her, die das Tier die Hitze keineswegs so empfinden läßt, wie es den Anschein haben könnte.

Viele Besitzer lassen langhaarige Hunde, besonders Pudeln, im Sommer scheeren. Abgesehen davon, daß das Haar dadurch dicker und härter wird, bei Halbgeschorenen im Nachwachsen auch länger als das Vorderhaar, möchte ich die Anfrage an die Betreffenden richten, ob sie ebensowenig Anstand nehmen würden, sich oder ihren Kindern Kopf und Hals zu bepacken, die unteren Extremitäten aber möglichst unbekleidet zu lassen? Sie würden jedenfalls mit der Antwort bei der Hand sein, daß dieses Verfahren den einfachsten Gesundheitsregeln widerspreche. Genau das selbe gilt auch für das Tier. Man sollte meinen, daß das deutlich zur Schau getragene Unbehagen (um nicht zu sagen Schamgefühl) es vor einer Prozedur schützen müsse, die auch allen Schönheitsgesetzen Hohn spricht. Von der Unsitte, den Tieren Schwanz und Ohren zu stutzen, die sich leider bis auf unsere Tage erhalten hat, will ich gar nicht sprechen. Sie ist nur als eine grausame Verstümmelung zu bezeichnen, die das Tier weder schöner noch irgendwie tauglicher macht.

Die Hunde sind recht empfindliche Tiere. Sie wissen eine freundliche Behandlung sehr wohl zu schätzen und erwidern sie durch Dankbarkeit und Gehorjam. Zuneigung kann man aber nur bei Gegenseitigkeit verlangen und erwarten. Ein Hund an der Kette wird zum wilden Tier und verliert auch seinerseits das Wohlwollen und die Liebenswürdigkeit, die ihm der Mensch bei einer solchen Behandlung vorenthält. Wie der Herr, so der Hund. Einen guten Hund kann nur ein guter Mensch ziehen.

Man unterjage aber auch seinen Angehörigen keine Quälereien und Neckereien. Die Hunde sind nervöse Tiere. Vor allem hängt damit die sogenannte Hundekrankheit, die Latne oder Staupe, zusammen. Wenn auch deren Ursache noch nicht völlig erforscht ist und viele Fälle von Ansteckung herrühren, so ist doch gegen diese Krankheit das beste Vorbeugungsmittel eine ernste und doch gütige und konsequente Behandlung. Ich kenne einen großen Hundepark, in dem nie ein Fall von Staupe vorgekommen ist. Dadurch wird eine ausgiebige Erziehung des Hundes keineswegs ausgeschlossen. Man vermeide aber dabei jede leidenschaftliche und rohe Züchtigung, helfe dem Tier vielmehr, über seine angeborenen Fehler hinwegzukommen, indem man es zum Beispiel anfangs nach eingetommener Mahlzeit an einen bestimmten Ort in den Hof bringt und bei Rückfällen sich damit begnügt, unter ernster Zurechtweisung seine Nase über — nicht etwa in — sein „Fehl“ zu drücken; ebenso indem man bei den übrigen Kommandos: „komm, leg dich, apport, setz dich, gieb!“ und so weiter, es unter fortwährender Wiederholung des Befehls ruhig in die gewünschte Lage versetzt und dort durch Streicheln und „so schön“ belohnt. Welch angenehme Empfindung erwecken Herr und Hund, wenn letzterer auf den Ruf fröhlich wedelnd herbeigesprungen und mit seinen treuen, glänzenden Augen den Herrn fragend und erwartungsvoll anschaut, gegenüber dem peinlichen Eindruck, den beide gewahren, wenn das Tier auf den rauh hervorgestohlenen Befehl mit eingezogenem Schwanz, scheu und furchtjam herankriecht.

Möchte es mir gelingen sein, die Ueberzeugung zu festigen, daß ein ruhiges Verständnis, eine nutzbringende Behandlung des Tieres nur auf einen gewissen Grad von Achtung vor dem Tier gegründet sein kann, wie denn schon ein altindischer Spruch lautet: „Selig ist, wer alle Wesen achtet und keinem etwas zuleide thut, weder durch Handlungen noch in Worten und Gedanken.“

Das Kreuzigungsbild in den Ruinen des Tiberius-Palastes zu Rom.

Vor einiger Zeit kam aus Rom die überraschende Kunde, Professor Marucchi, der Archäologe des Vatikans und Direktor des ägyptischen Museums daselbst, habe in einem unterirdischen Gemache des Tiberius-Palastes eine in die Mauer geritzte große und ausführliche Darstellung der Kreuzigung Christi entdeckt. Wie es hieß, sollten sich darauf alle Einzelheiten des Vorganges, sowie die Namen aller bei dem Kreuzigungsakte beteiligten Soldaten wiedergegeben finden; zur Zerstreung jedes Zweifels sei über dem Bilde eine auf den Vorgang bezügliche und den Namen Christi erwähnende lange lateinische Inschrift angebracht.

Die erwähnte Darstellung, ein sogenanntes Sgraffito, das heißt eine in roher Weise mit einem scharfen Instrument, einem Nagel oder einer Messerspitze in den Mauerwurf eingeritzte Zeichnung, ist schon seit längerer Zeit bekannt. Der erste, der sie entdeckte, war der 1891 in Rom verstorbene Archäologe Pietro Noia, der sich vielfach mit den römischen Sgraffiti beschäftigte und auch ein Werk über dieselben herausgab. Wie es scheint, legte er dem nunmehr als Kreuzigungsdarstellung angesehenen Bilde keine sonderliche Bedeutung bei, und gleiches muß auch wohl bei dem deutschen Gelehrten der Fall gewesen sein, den Professor Mommsen nach Rom sandte, um dort Studien über die Sgraffiti für sein *Corpus Inscriptionum Latinarum* zu machen.

Unter diesen Umständen dürfte Professor Marucchi als der eigentliche Entdecker des in Rede stehenden Sgraffito anzusehen sein, insofern er der erste war, der die Bedeutung desselben erkannte. Aber ist es um die Bedeutung der Darstellung in der That so bestellt, wie man im ersten Augenblick glaubte? Vorerhand ist das noch nicht zu entscheiden, wenigstens nicht mit einem einfachen Ja oder Nein. Die Schwierigkeiten häufen sich hier von allen Seiten, zumal das Sgraffito sich in einem dunkeln, unterirdischen Gange befindet, der nur künstlich zu beleuchten ist. In untern Abbildungen geben wir die Lage desselben nach

einer Photographie, den Innenraum selbst aber und die bildliche Darstellung darin nach Handzeichnungen wieder. Auf dem Sgraffito gewahrt man acht Persönlichkeiten, von denen jede etwa gegen 15 Centimeter hoch ist. Die Mitte der Darstellung nimmt ein kreuzartiges Gerüst ein, an das zu beiden Seiten Leitern angelehnt sind. Auf dem rechten Luerholz steht ein Soldat, der sich mit einem Hammer zu schaffen macht; ein anderer, der die Leiter emporsteigt, trägt ein Brett oder eine Tafel, die Professor Marucchi für die Tafel mit der bekannten Inschrift des Pilatus hält. Ein dritter Soldat schleppt die Figur, die nach der Ansicht Marucchi's Christus darstellen soll, nach dem Gerüst hin. Etwas abseits davon steht eine Gestalt, in der der römische Professor den Landpfleger Pontius Pilatus erkennen will. Ueber derselben ist eine Inschrift angebracht, doch von sehr zweifelhafter Lesart, da sie sowohl Pilatus wie Pileus lauten kann. Ueber dem Kopf des auf der Leiter stehenden Soldaten gewahrt man das Wort Pilus, über dem, der die Tafel trägt, das Wort Nestulus. Der Soldat, der die Figur heranschleppt, wird als Eulogus bezeichnet.

Ueber der bildlichen Darstellung ist eine Anzahl von Inschriften angebracht; in ihnen muß der Schwerpunkt für die Deutung des Bildes gesucht werden, und über sie ist denn schon ein ziemlich heftiger Kampf der Meinungen entbrannt. Als Geg-

ner Professor Marucchi tritt namentlich der Direktor der palatinischen Ausgrabungen, Professor Gatti, auf, der in der ganzen Darstellung nichts als die Zurüstung zu einer Seiltänzervorstellung erkennen will.

Damit steigen die Schwierigkeiten derart, daß es sich fragen muß, ob man je zu einer befriedigenden Entwirrung derselben gelangen wird. Sehr bezeichnend und nicht zu Gunsten Professor Marucchi's sprechend ist es, daß die Inschriften, soweit sie eine einwandfreie Lesung gestatten, zu großem Teil derb-erotischen Inhalts sind. So verwißt in einem Distichon, das mit den Worten „Quisque meam“ beginnt, der Schreiber in einer hier nicht gut wiederzugebenden Weise denjenigen, der ihm seine Geliebte abspenstig machen will, daß ihn in einer wilden Vergessend ein Bär zerfleischen möge. Ein andres Distichon lautet:



Äußerer Zugang zu dem unterirdischen Gange.

Ein Sinn ist denselben nicht zu entnehmen. Professor Gatti hat nicht unrecht, wenn er den Verstellungsverjuch Professor Maruchis gewagt und phantastisch nennt.

Das Gefrikel dehnt sich fast über die ganze Wand aus. Auch die Seitenwand ist zum großen Teile mit Inschriften bedeckt, und es kehrt unter denselben mehrfach der Name Crestus oder Crescens wieder mit dem darunter gesetzten oböönen, mit den Worten „Quisque meam“ beginnenden Distichon.

Man sieht, die Sache ist nichts weniger als klar, und es scheint einstweilen gar manches gegen die Deutung zu sprechen, die Professor Maruchi sowohl der bildlichen Darstellung wie den Inschriften geben will. Der erwähnte seit langer Zeit mit dem römischen Inschriftenwesen befaßt und auf diesem Gebiete mehr als einen Erfolg zu verzeichnen hat, bereitet ein ausführliches Werk über seine Entdeckung vor, und dieses ist jedenfalls abzuwarten, bevor sich ein Urtheil über die Stichhaltigkeit der von ihm ins Treffen geführten Gründe abgeben läßt. Einstweilen haben wir geglaubt, unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, indem wir sie mit dem thatsächlichen Material des hochinteressanten Streifalles, soweit es sich einstweilen beschaffen ließ, bekannt machten.

2. 5.

Die Bindekunst.

Von

Gustav Seidl.

Wer denkt wohl, wenn Freudentage, Verlobung, Hochzeit, oder auch traurige Tage duftige Blumenpenden in reicher Zahl ins Haus bringen, wer denkt dann wohl daran, sich weiter mit dem Wesen der Bindekunst zu befassen? Wohl werden die künstlerischen Blumenarbeiten mehr oder weniger bewundert, aber wie viel Arbeit und Mühe, Kenntniß und Kunstsinne erfordert, eines dieser leider so schnell vergänglichen Kunstwerke zu schaffen, und welch wichtiges Glied in dem heutigen Kulturleben die Bindekunst überhaupt ist, davon haben wohl die wenigsten eine Ahnung.

Zu einer wirklichen Kunst ist die Bindekunst heute emporgestiegen, zu einer schönen, anmutigen Kunst. Der Bindekünstler braucht sich nicht mit kaltem, sprödem Stein oder mit Farben, Oel und Terpentin abzumühen, die bunten, duftenden Blumen, farbenjatte Blätter und Zweige sind sein Werkstoff. Und der echte Künstler weiß sein duftiges Werk so zu gestalten, daß es eine gar köstliche Sprache zum Herzen redet und Freude und Liebe, Trauer und Trost ergreifend auszudrücken vermag.

Die Blumen, die Blumen- und Laubgewinde stehen mit dem Leben der Völker aller Zeiten in engster Verbindung; dem römischen und griechischen Sieger winkte der Lorbeerkranz, der Aegypter bekränzte die Götterbilder mit

der dem Osiris und der Isis geheiligten Lotusblume, und die ersten Christen schmückten die Grabstätten der Märtyrer mit Blumenkränzen und Palmzweigen. Bei den Bacchanalien der Römer, bei den festlichen Umzügen der Griechen, bei den Frühlingsfeiern der Germanen und den kirchlichen Festen des Mittelalters, überall wurden Blumen- und Laubgewinde zur Erhöhung der Freude und der Feier in reicher Menge verwendet. Besonders bei den Bacchanalien der Römer wurde der Blumenschmuck bis zur größten Verschwendung verwendet. Die Bacchanten und die bedienenden Knaben und Sklaven schmückten sich mit Wein- und Epheuranen, oftmals ruhten die Tafelnden auf einem Ruhebett aus lauter Rosenblättern, oder ein Rosenregen ergoß sich über die Festtafel und die darum Ruhenden. Es ist bekannt, daß bei einem Gastmahl des Nero für 600 000 Mark Rosen verwendet wurden.

Wenn nun auch heute eine solche Verschwendung nicht mehr getrieben wird, so werden dennoch ungeheure Summen, die sich aber mehr unter die verschiedenen Klassen der Bevölkerung verteilen, für Blumenschmuck ausgegeben, dabei wird aber auch ein viel ästhetischerer und künstlerischerer Schmuck geschaffen.

Wenn heute eine Neuzüchtung in Blumen erscheint, so wird zuerst ihr Wert als Schnittblume geprüft, wie denn ein großer Teil der Handelsgärtner sich vorwiegend mit der Kultur von Schnittblumen und Bindegemüsen befaßt. In den Wintermonaten gelangen eine Unmenge von Blumen aus Italien und dem südlichen Frankreich zu uns herüber, so daß ganz ansehnliche Summen durch die Bindekunst in Umlauf gesetzt werden und Tausende und Abertausende ihr Brot dabei verdienen.

Natürlich wird auch die Bindekunst von der Mode beherrscht, und wenn auch fast alle Blumen, die sich in Farbe und Form zu dieser Verwendung eignen, zur Verarbeitung gelangen, so werden doch immer einige Arten mehr oder weniger von der Mode begünstigt. Keine Blume ist zu kostbar, um als Werkstoff für eine Blumenzusammenstellung zu dienen, und wenn früher die Blüte einer tropischen Orchidee als ein kleines Blumenwunder angestaunt wurde, so sehen wir jetzt ganze Strauße dieser seltsamen Blüten in den Blumenarbeiten. Die Nachfrage nach Orchideen ist sehr groß, und es giebt Züchter, die besondere Häuser zur Schnittgewinnung derselben anlegen. Früher hielt man die Kultur der tropischen Orchideen für überaus schwierig, und ist dies bei einigen Sorten auch wirklich der Fall, bei vielen aber bereitet dieselbe doch nicht so sehr große Schwierigkeiten, obgleich eine genaue Kenntniß der Kultur der verschiedenen Arten durchaus erforderlich ist.

Wunderbar schön sind auch die tropischen und subtropischen Seerose, in Form unserer herrlichen weißen Seerose (*Nymphaea alba*) gleich, aber in den zartesten bunten



Unterirdischer Gang, in dem das Bild sich befindet.

Farbentönen, vom blassen bis zum tiefsten Rot, in duftigem Gelb und zartem Himmelblau — duftende Märchenblumen, geheimnisvolle Blüten, geeignet wie keine andern, zu einem Blumengebüsch gewunden zu werden. Woher aber soll der Bindekünstler diese zarten Kinder nehmen, die doch ihre glänzenden Tellerblätter und leuchtenden Blüten nur in stets warmem Wasser entfalten? Nun, der Gärtner schreckt auch vor solchen Ansprüchen nicht zurück, und so werden Warmhäuser gebaut, deren Inneres statt der Pflanzenbeete einen mit warmem Wasser gefüllten Teich hat, in dem diese Wasserpflanzen lustig blühen. Hier werden die Blüten geschnitten, um wohlverpackt ihre Reise nach den Bindegeschäften anzutreten, aber, o weh! die Blumen schließen ihre Kelche und sind auf diese Weise kaum mehr zu verwenden. Aber auch hier wieder ein Triumph. Einige Tropfen eines hierfür besonders zusammengestellten chemischen Präparates, auf das schwammige Gewebe des Blütenbodens geträufelt, verhindern das Schließen der Blüten.

Und so finden wir die japanischen Lilien in ihren wunderbaren Formen, Farben und Zeichnungen, das japanische Chrysanthemum mit seinen eigenartigen Blumen, die durch die Kunst des Züchters in immer wieder neuen Formen und Farben hervorgebracht werden, wie die leuchtende Blüte der Calla in ihrer fleckenlosen Weiße, ja sogar die schwarzpurpurne Blüte der sogenannten Trauercalla (*Arum sanctum*), einer Verwandten der bekannten Calla, und viele andre seltene und seltsame, buntgefärbte und duftende Blumen in den Arbeitsräumen der Bindekünstler sorgfältig aufbewahrt, um durch kunstgeübte Hand zu allerlei Formen zusammengestellt zu werden und hinauszuliegen, hier duftende Grüße, dort Trost zu bringen, dort die Sprache der Liebe zu reden.

Manchmal ist es auch eine Sorte einer artenreichen Blumengattung, die die Mode oder die Laune des Publikums begünstigt, eine Blüte, vielbegehrt, um dann wieder zur alltäglichen Verwendung zu gelangen oder ganz wieder vom Blumenmarkte zu verschwinden. So zum Beispiel die großblumige, weiße Federnelle „Mrs. Sinfins“, eine Blume von großer Schönheit, die, als Neuzüchtung noch wenig angeboten, in den allerfeinsten Blumenarbeiten verwendet und gut bezahlt wurde, jetzt aber, infolge des Massenangebotes, wohl noch sehr viel gebraucht wird, aber nur ganz geringe Preise erzielt.

Wird heute die Gardenie, morgen die Orchidee begünstigt, so bleibt doch die Rose unbestritten die Königin in dem Blumenreiche, und Sorten wie die wunderbar geformte rosa La France, die vollendet schöne, goldgelbe Marschall Niel oder die neuere, raffinierte Kaiserin Augusta Viktoria, eine deutsche Züchtung, Sorten von wunderbarem Bau und herrlichen Farben, erhalten sich lange als bevorzugte Lieblinge.

Auch das Pflanzengrün findet jetzt viel mehr Verwendung in der Bindekunst als früher, und in feinsinniger Anwendung wirkt es nicht minder wie die herrlichsten Blumen. Die zartgefärbten Zweigspitzen in der Frühlingszeit, die fatten Farben der buntblättrigen Gehölze im Sommer oder das in wunderbaren Farben leuchtende Herbstlaub, das Koniferengrün in allen Farbentönen, vom lichten Gelb bis zum tiefen Braun und matten Blaugrau, alles das wird zum Erzielen auffälliger oder zarter Farbenwirkungen benutzt. Auch hierin kommt immer wieder Neues in den Handel, so daß darin eine ebenso reiche Auswahl zur Verfügung steht wie bei den Blumen, so die kräftigen Wedel unserer heimischen Farne und die zarten der tropischen, die bunten Blätter der verschiedensten Warmhauspflanzen und das duftige Geranien des Zierpargels. Dieser Zierpargel in seinen verschiedenen Arten ist in der That ein Werkstoff, wie er anmutiger nicht gedacht werden kann; hier liegt er wie zarte, grüne Schleier über dem Blumen-

gebäude, dort windet er anmutig seine Ranken über die festlich gedeckte Tafel oder durchzieht wie duftige Wolken den strahlenden Kronleuchter. Kaum hat diese liebliche Pflanze sich eingebürgert, so ist auch schon wieder eine andre da, die sich zu gewissen Zwecken noch besser eignet: *Lygodium japonicum*, das in anmutigen Bogen gefälligerer Form sich duftig verwenden läßt.

Ein eigentümliches Spiel des Zufalls ist es, daß das Hauptgeschäft in der Blumenbinderei und den damit verwandten Zweigen, Blumen- und Pflanzendekorationen, in eine Zeit fällt, wo bei uns draußen kein Blatt mehr grünt, kein Blümlein mehr blüht. Gerade zur Winterszeit, wenn Eisblumen ihre seltsamen Blattformen auf den Fensterscheiben ausbreiten, dann geht es in den Bindegeschäften am lebhaftesten zu. Es sind die Winterfestlichkeiten, die Weihnachts- und Neujahrstage, vielfach die auf diese Tage fallenden Verlobungen, die erhöhte Anforderungen an diese Geschäfte stellen. Wo aber um diese Zeit die Blumenmenge hernehmen? Zwar werden in den Gewächshäusern der deutschen Handelsgärtner in großer Menge die Blumen getrieben, aber diese reichen doch bei weitem nicht aus, den großen Bedarf zu decken, und so müssen das südliche Frankreich und Italien ihre Blumenhülle liefern. Zwar dürfte die heimische Blumentreiberei immer mehr und mehr zunehmen, zumal die deutschen Schnittblumen viel gesucht sind als die eingeführten, sie sind, obwohl teurer, auch viel vollkommener, aber ganz wird wohl die Zufuhr aus dem Süden nicht entbehrt werden können. Rosen, Nelken, Veilchen, Rosen, Neveda, Levkojen, Narzissen, Anemonen, Margueriten, Goldlack, Orangenblüten, das ist der duftende Inhalt der aus dem Süden kommenden Sendungen, die an den Haupttagen, wie Weihnachten und Neujahr, massenweise an den Hauptplätzen des Blumenhandels eintreffen.

Während hier die Winterstürme tosen und im Freien die weiche Schneedecke alles Pflanzenleben leise deckt, blüht und duftet es an den Blumengesteben, an der Riviera, in Nizza, Bordighera und wie diese Blumenstädte und -plätze alle heißen, aber von der Witterung und Temperatur sind auch sie nicht unabhängig. Wenn dort die Tage gar zu milde und warm sind, dann schreitet die Entwicklung der Blumen zu rasch vorwärts, so daß zur Hauptbedarfszeit die meisten Blumen, die zu dieser Zeit vertrieben werden sollen, verblüht sind, und so wird alles geschnitten und verpackt und kommt in zu großen Massen zur Ansicht auf den Markt. Wenn nun auch bei uns, wie in diesem Jahre, ein so milder Winter herrscht, so kommen die Blumen vielfach in welchem, unbrauchbarem Zustande an, und es kann geschehen, daß trotz der Ueberfülle von Blumen ein Mangel an brauchbarer Ware eintritt und die Blumenzüchter drüben über schlechte Zeiten zu klagen haben. Wie bei allem, was zur Festzeit in Massen hergestellt wird, eine Ueberproduktion hervortritt, so auch bei der Schnittblumenkultur, und wie hier schon der Feldmäßige Anbau von Bindegrün betrieben wird, so besaß sich im Süden bereits der kleine Bauer mit der Heranzucht von Schnittblumen. Dies hat denn auch den Erfolg zeitigt, daß die Preise so sehr gedrückt sind, daß niemand bei diesen Kulturen die erhofften Reichthümer finden wird.

Daß die Liebe zu den Blumen und die Verwendung derselben bei Festlichkeiten noch heute recht große Summen in Umlauf bringen, das sehen wir an dem Blumenverbrauch in den großen Städten. Berlin verausgabt während der Ball- und Festzeit im Winter in einer einzigen Woche für Ballsträuße und -sträußchen, für Ausschmückungen der Festräume mit Blumen, Topf- und Kübelpflanzen über 70 000 Mark.

Wie bereits angedeutet, ist die Ausführung von Pflanzendekorationen und Ausschmückung von Festräumen ein wichtiger Teil der Blumengeschäfte und erfordert einen feinen

Kunstsim und immer wieder Ausführung neuer Ideen. Daß dabei auch häufig Geschmacklosigkeiten, die trotzdem nachgeahmt werden, unterlaufen, ist bei der Sucht nach Neuem und Originellem nur natürlich. So werden in Amerika auf der Festtafel Blumenläufer hergestellt, die in bunten Arabesken und Figuren sich über die ganze Länge des Tafeltuchs breiten. Hierzu werden die Blumenblätter fein zerschnitten, nach Farben gesondert, und aus diesem zerrissenen, des Duftigen und Anmutigen beraubten Material die Tafelverzierung zusammengestellt. Von einem „rosenfarbenen“ Diner einer berühmten Schauspielerin in Paris erzählte die „Bundekunst“, ein seit Jahresfrist erscheinendes Fachblatt, das sich nur den Interessen der Bindkunst zuwendet: die Damen waren gebeten, in rosa Kleidern zu erscheinen, die Salons waren mit rosenfarbenen Blumen, Rosen und Nelken geschmückt, die Lampen hatten rosa Schirme. Die Tafel war geschmückt mit kleinen rosa Chrysanthemum, die von den Stielen gepflückt und in Mustern auf den Damast des Tischtuches gelegt waren. Daß das Tafelgerät, die Gläser, die Tafelaufsätze, kurz alles, was sich auf dem Tisch befand, wie auch die Süßigkeiten, das Eis und die Cremes dieselbe Farbe hatten, daß auf jedem Teller ein mit rosa Band gebundenes rosa Sträußchen lag, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Ob die Laune dem rosafarbenen Anspatz entsprochen hatte, wurde nicht erwähnt, hoffentlich war es der Fall. In London ist die Blumenliebhaberei ebenfalls eine sehr große, und man findet dort eine sehr hübsche Verwendung für die bei Festlichkeiten, zum Beispiel bei Trauungen in den Kirchen verwendeten abgeschnittenen und nach der Feier noch frischen Blumen. Diese werden in die Krankenhäuser oder zu Geistlichen zur Verteilung an arme Kranke gebracht, auch viele Besitzer von Treibhäusern verwenden ihren Ueberfluß an Blumen auf diese hübsche Weise. Wie viel Trost und Lebenshoffnung mögen diese Blumen Spenden in die Herzen der Freundlosen und Leidenden bringen!

Wie ist doch die Technik des Bindens — wie der Fachmann diese Kunst benennt — eine andre geworden! Früher die abgegriffenen Tellersträuße, jede Blume an Draht gebunden oder mit Draht durchstoßen oder gar, wie es noch vor der Einführung des biegsamen Blumendrahtes geschah, die Blumen an dünne Stäbchen gebunden, und heute die lockeren, luftigen Sträuße, aus denen an langen Stielen die Blüten unbeeengt, frei wie die Vögelin hervorschweben. Langstielige Blumen, das ist das Lösungswort der Binder für die Schnittblumenzüchter, und darum sind auch unsre herrlichen Freilandstauben wieder zu Ehren gekommen; sie sind mit ihren schönen, farbenprächtigen Blüten auf langen, bei vielen fast drahtartigen Stielen so recht dazu angethan, den großen Anforderungen des heutigen Bindkünstlers zu entsprechen. Es genügt dem Züchter aber nicht, daß die Natur ihm freiwillig das Gesuchte bietet; dort wo sie mit langen Stielen sparsam ist, will er sie zu seinem Willen zwingen, und so sehen wir oft Rosen auf schlanken Stielen von einhalb Meter Länge. Der Draht kann aber nicht ganz entbehrt werden, und besonders bei Blumenstücken, die eine Unterlage aus aneinandergesetzten Blüten haben, oder bei solchen, deren Form in solcher Art gebildet ist, muß jede einzelne Blume noch an Draht befestigt werden. Die letztere Art von Blumenarbeiten nennt der feinsinnige Binder Pflasterarbeiten, und diese sind ihm ein Grauel; aber der Geschmack ist verschieden, und so verlangt der Käufer manchmal wunderbare Sachen. Ein Baugerüst aus Blumen hergestellt, zur Verlobung eines Baumeisters, eine Cognacflasche, vielleicht für einen Reisenden in diesem Artikel, oder ein Kohlenzug, alles das aus Blumen gebildet oder mit solchen ausgeschmückt, das gehört zu dem manchmal Begehrten.

Das sind böje Auswüchse der Bindkunst; betrachten

wir aber ihre oft wirkliche Kunstwerke darstellenden Erzeugnisse, wie erquicklich wirken dann diese auf Auge und Herz. Hier bei einem Kranke die feine Abtönung der Farben, goldenes Gelb, immer in mattere Töne übergehend, um in tiefes Braun auszuklingen, und dazu ein zartfarbiges Violett verwendet; oder eine Blumenstaffelei, den Blüschrahmen umrandt von leichten Laub- und Blumenranken, und auf der mittleren Fläche ein Blumenstrauß, als hätte eines Malers Pinsel ihn hingezaubert.

Wenn sonst bei allem, was die Menschen zum Erwerb ergreifen, eine Ueberfüllung vorhanden ist, so mangelt es bei der Bindkunst an tüchtigen Kräften, und hier dürfte der gebildeten, einen Erwerbszweig suchenden Frau noch ein Feld offen stehen. An Bindern und Binderinnen ist zwar durchaus kein Mangel vorhanden, aber die meisten derselben werden fabrikmäßig ausgebildet, und wenn ein Geschäftsinhaber oder eine Geschäftsinhaberin nach einer ersten Kraft sucht, so gelingt es ihr selten, das zu finden, was sie für ihr Geschäft braucht. Die geringeren Kräfte werden als Andrahterinnen, wie diejenigen bezeichnet werden, die die Blumen mit Draht versehen und das Bindgrün herrichten, verwendet, so daß der Bindkünstlerin nur obliegt, ihren Kunstsim bei der Zusammenstellung von Blumenstücken zu entfalten.

Es sind wohl auch vielfach männliche Personen in den Bindgeschäften thätig, und manche leisten geradezu künstlerisches, aber es ist doch die richtigere Aufgabe für eine zarte und geschickte Frauenhand, die Blumengebilde zu luftigen Werken zusammenzustellen. Und bei der Ausschmückung von Wohn- und Festräumen und der Festtafel wird wohl auch die Frau stets das Richtigere treffen; es ist gerade ihr Gebiet, wo sie zu walten versteht, sie wird es so anzuordnen wissen, daß stets bei aller Pracht das Trauliche nicht fehlen wird.

Als Frauenerwerb wird auch der Beruf der Gärtnerin vielfach in Betracht gezogen; das ist aber ein anstrengender und mühevoller Beruf, dem sich nur starke, kräftige Personen widmen sollten. Ein gärtnerischer Betrieb verlangt eine kenntnisvolle und umsichtige Leitung, eine Kenntnis auch der kleinsten der vielverzweigten Arbeiten. In der Bindkunst aber wird die Frau einen ihren Kräften, Kenntnissen und Neigungen entsprechenden Beruf finden, und je mehr die ersten Bindkünstlerinnen aus den gebildeteren Ständen hervorgehen, desto mehr wird diese Kunst emporblühen und damit auch das Ansehen der Künstlerinnen. Wie viele gebildete Frauen giebt es, die sich in diesem Fach emporgearbeitet haben und Leiterin und Besitzerin der angesehensten Bindgeschäfte geworden sind.

Internationale Spionage.*)

Einige Worte bei Gelegenheit des Falles Dreyfus.

Von einem früheren Staatsmann.

Der Fall „Dreyfus“ ist vorläufig wohl als abgeschlossen zu betrachten, nachdem Herr Esterhazy freigesprochen und das offizielle Frankreich über Herrn Scheurer-Kestner und sein „Material“ zur Tagesordnung übergegangen ist. Ob die Sache damit ihre endgültige Erledigung gefunden hat, dürfte zweifelhaft erscheinen. Uns aber kann es gleichgültig sein, ob Dreyfus von dem Agenten einer fremden Macht bestochen und von dieser an Frankreich verraten, oder ob er von einem geschickten Contrespion

*) Wir entnehmen diesen sehr interessanten Aufsatz über eine gegenwärtig die ganze gebildete Welt beschäftigende Frage dem Märzheft der „Deutschen Revue“, herausgegeben von Richard Fleischer (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt).



Morgenritt. Nach einem Gemälde J. K. H. der Prinzessin Pauline von Württemberg.

auf den Leim gelockt und dann ausgeschlachtet worden ist, oder ob noch zehn andre Möglichkeiten vorliegen.

Für Deutschland hat der Vorgang nicht praktisches, sondern nur pathologisches Interesse. Daß die französische Presse die Gelegenheit benutzen würde, um gegen uns zu hetzen, war zu erwarten. Warum aber die französische Regierung sich so wenig fair, um nicht zu sagen höchst zweideutig gegen das Deutsche Reich dabei benahm, ist weniger verständlich. Selbst wenn Dreyfus seine landesverrätherischen Mitteilungen etwa einem russischen Agenten gemacht haben sollte, kann aus der amtlichen Veröffentlichung solcher Thatfachen wohl schwerlich gefolgert werden, daß dadurch die russisch-französische Freundschaft einen Riß erhalten würde. Zieht die französische Regierung diesen Schluß, so bekundet sie dem politischen Fremde gegenüber eine Rücksicht, die dieser, indem er heute, nach fünfundsachtzig Jahren, keinerlei Bedenken trägt, kirchlich den Tag zu feiern, an dem Rußland von der Invasion der Gallier befreit wurde, nicht für erforderlich hält.

Wie über den Geschmack, läßt sich auch über das Ausmaß gegenseitiger Höflichkeiten nicht streiten. Wenn aber ein Unbetheiligter dabei Rippenstöße erhält, ist immerhin die Frage nicht unberechtigt, ob dieser, der internationalen Conventioſe zuliebe, dazu gedulbig schweigen soll.

Daß zivilisierte wie auch unzivilisierte Staaten ein Interesse daran haben, politische und militärische Geheimnisse ihrer näheren oder entfernteren Nachbarn zu erfahren, ist nicht neu, sondern zu allen Zeiten so gewesen. Gegenwärtig hat sich, erleichtert durch die verbesserten Verkehrsverhältnisse und die vermehrten geschäftlichen wie persönlichen Beziehungen unter den Angehörigen der verschiedenen Staaten zu einander, die gegenseitige Auskundschaftung auf politischem wie militärischem Gebiet nur systematischer gestaltet; sie wird von Zentralstellen geleitet, die je nach Bedarf und Gelegenheit an geeigneten Orten ihre Filialen errichten, durch deren Vermittlung das von Agenten gesammelte Material an die ersteren gelangt. Dabei ist die Regel, daß die Zentralstellen — mögen sie Rundschafts- oder Nachrichtenbureaus heißen oder einen andern Namen tragen — direkte Beziehungen zu den Agenten vermeiden.

Letztere sind durchweg mehr oder weniger zweifelhafte Ehrenmänner; sie bilden gewissermaßen eine Zunft, die sich aus allen Klassen der Gesellschaft rekrutiert. Meist sind es formgewandte, mehrerer Sprachen kundige, oberflächlich gebildete und mit moralischen Defekten behaftete Leute, die in ihrem Stande Schiffbruch erlitten, jedoch Schiff und äußere Sitten genug bewahrt haben, um diejenigen, die ihr Vorleben nicht kennen, leicht täuschen zu können. Es finden sich Abenteurer und politische Flüchtlinge darunter, deren dunkle Vergangenheit schwer zu erhellen ist, die als weitgereiste Männer, sozusagen mit allen Hundebissen gehegt, eine Schärfung ihrer Sinne erworben haben, mit denen ihnen aufzuspüren und zu entdecken gelingt, was ein Heer der besten Kriminalpolizisten nicht ausfindig machen würde. Aber auch Personen niederer Herkunft, moralisch verkommene, geldgierige, vaterlandslose Subjekte, bieten sich für diesen oder jenen Zweck als Agenten an und wissen Nachrichten zu schaffen, die ihre weit feineren, pfliffigen und geriebenen Kollegen nicht erhalten konnten.

Es liegt auf der Hand, daß, wenn eine politische oder militärische Behörde als Organ der Regierung mit den Agenten direkt verhandeln wollte, sie auch genötigt wäre, die Mittel und Wege zu erörtern, respektive zu kontrollieren, welche jene zur Erlangung von Nachrichten anwenden. Darauf kann sich keine Behörde einlassen. Wie sich kein anständiger Mensch zur Ausübung aktiver Spionage hergeben oder einen andern dazu anleiten wird, auf welche Weise er durch Einbruch, Diebstahl oder Vertrauensbruch eine solche ausüben soll, so wird auch von keinem Beamten

gefordert werden können, daß er mit den zu solchen Handlungen bereiten Personen in amtliche Beziehungen treten soll.

Hiergegen sprechen aber nicht diese moralischen Gründe allein. Die staatlichen Interessen verbieten es gleichfalls. Würde zum Beispiel ein italienischer Agent in Frankreich als Spion ergriffen, überführt und wegen Landesverrats verurteilt, und wäre bei dieser Gelegenheit durch beim Verurteilten aufgefundene Schriftstücke erwiesen, daß er im Dienst und Auftrag der italienischen Regierung gehandelt hat, so käme diese dadurch in große Verlegenheiten. Daß solche unter Umständen zu unerwünschten Komplikationen führen können, ist klar.

Nun pflegen geübte Agenten sich persönlich meist mit großer Umsicht zu sichern und zum Hauptteil der Arbeit, die gewöhnlich nur durch verbrecherische Handlungen beschafft werden kann, Helfershelfer zu benutzen, die, gut bezahlt, die Haut zu Markte tragen müssen. Darin aber liegt das Bedenkliche der Sache, daß die Relationen des Agenten zum Helfershelfer viel zu nahe und intime sind, um ihre gemeinsame Thätigkeit willkürlich trennen zu können.

Unwillkürlich wird man fragen: Wenn die Behörde mit den Agenten nicht verkehrt, wie gelangt sie dann in den Besitz der von ihnen beschafften Nachrichten? Der Weg ist sehr einfach. Die Vermittlung übernehmen die Organe der politischen Polizei. Diese erhalten generelle oder spezielle Aufträge bezüglich der Gegenstände oder Fragen, über welche die Behörde Auskunft zu erhalten wünscht, und werden dabei mit den nötigen Geldmitteln versehen. Wie letztere verwandt werden, welche Agenten die Kommissare der politischen Polizei in Thätigkeit setzen, welche Mittel und Wege jene dabei einschlagen, und welche Personen etwa sonst noch als Helfershelfer mitwirken, entzieht sich jeder Kontrolle oder Ueberwachung seitens der Behörde. Die Kommissare der politischen Polizei wirken eben ganz selbständig und müssen daher das Vertrauen der Behörde besitzen. Sie bringen dieser die vermittelten Nachrichten und haben damit ihre Mission erfüllt.

Da der Verkehr zwischen der Behörde und den Kommissaren der politischen Polizei der Regel nach ein mündlicher ist, auch letztere sich mit ihren Agenten auf schriftliche Aus-einanderbeziehungen nicht einlassen, gehört es zu den Seltenheiten, daß bei Entdeckung fremder Spionage diese als Maßnahme einer auswärtigen Regierung bewiesen werden kann.

Wenn, wie oben gesagt, die Behörden mit den im Rundschaftsdienst benutzten Agenten direkte Beziehungen vermeiden, so giebt es aber auch Fälle, in denen sie eine Ausnahme gefahrlos machen können. Dies geschieht im Felde und namentlich im diplomatischen Dienst. Es giebt immer eine Anzahl gewandter und gebildeter Personen, die durch Namen und Familienbeziehungen in den höchsten Kreisen der Gesellschaft Zutritt haben und sich bei unterrichteten Leuten in derselben Vertrauen erwerben. Ihre geselligen Talente, ihre Unbefangenheit im Umgang erleichtern ihnen, oft Dinge zu erfahren, die dem amtlich beglaubigten Vertreter der fremden Macht verborgen bleiben. Solche Agenten sind in der Wahl ihrer Mittel oft recht weitherzig und nie ganz ungefährlich dem schönen Geschlecht; aber sie vermeiden weislich, bei ihrem Thun und Treiben sich mit der Kriminalbehörde in Konflikt zu bringen. Frankreich hat für diese Gattung der politischen Spionage zuweilen Damen verwandt, die, als Verwandte eines Mitglieds der Gesandtschaft in die Gesellschaft geführt, an diesem oder jenem Hofe gute Dienste geleistet haben dürften. Selbstverständlich ist jede Regierung bemüht, die Mandöver und Mandenschaften fremder Staaten auf diesem Gebiet zu überwachen und den Verrat politischer wie militärischer Geheimnisse zu verhindern. Zu diesem Zweck pflegt, gleichfalls durch

Vermittlung der politischen Polizei, eine sogenannte Contre-espionage organisiert zu sein, bei der oft gerade die geschicktesten Agenten Verwendung finden müssen. Wenn also beispielsweise der französische militärische Rundschafsdienst in der Hand von Agenturen läge, die etwa in Belgien und in der Schweiz ihren Sitz hätten, so wäre es ganz natürlich, daß dajelbst auch die deutsche Regierung ihre Beobachtungen eintreten ließe und das gewiß gut organisierte und weitverzweigte Netz der Spionage Frankreichs im Auge behielte. Und es wäre kein wunderbarer Vorgang, wenn bei dieser Gelegenheit französische Agenten, neben der Spionage gegen Deutschland, sich aus geschäftlichen Gründen herbeiließen, den deutschen Agenten Nachrichten aus Frankreich zu übermitteln.

Wie im Kriege, sind vielleicht auch im Frieden die Doppespione die zuverlässigsten. Sie besitzen eine Art Rückversicherung und fühlen sich in der Ausübung ihres Gewerbes um so geschützter, als die Auftraggeber immer schweigen.

Die Thatfache bestandener Doppespionage wird oft erst nach Jahren festgestellt. Mit ihrer Möglichkeit wird aber stets gerechnet, und aus diesem Grunde pflegt man wissbegierigen Rundschaftern im Kriege gern in vertraulicher Weise möglichst viel falsche Mitteilungen über die eignen Verhältnisse und die Beurteilung der Kriegslage zu machen. Doch dies nur beiläufig.

Wer den Gegenstand ganz objektiv in Betracht zieht, wird erkennen, daß, wenn der ganze Rundschafsdienst und die Benutzung von Spionen im Kriege wie im Frieden durch das Gesetz der Selbsterhaltung für jeden Staat zweifellos geboten ist, die hierzu entwickelte Thätigkeit nur unzuverlässige Ergebnisse liefern kann, und daß Erfahrung und Scharfsinn dazu gehören, um Wahres vom Falschen zu unterscheiden, um vor Betrug und Täuschung gesichert zu bleiben.

Wer als Laie auf diesem Gebiet erfähre, welche Anzahl von Unwahrheiten, freien Erfindungen und willkürlichen Kombinationen von den Agenten an den Markt gebracht, und mit welcher Geschicklichkeit von letzteren — sei es, um sich wichtig und interessant zu machen, sei es, um Substanzmittel zu erwerben — die Organe des Rundschafsdienstes regelrecht beschwindelt und betrogen werden, der würde anscheinend ganz mit Recht fragen: Lohnt es, wenn die Dinge so liegen, überhaupt Geld für dergleichen auszugeben?

Und doch muß die Frage mit Ja beantwortet werden. Eine einzige zuverlässige wichtige Nachricht, rechtzeitig gebracht, sei es auf politischem Gebiet oder auf dem des Heerwesens, wie der Operationen im Kriege, wiegt doppelt und dreifach die für den Zweck verwendeten Mittel auf.

Wenn nun bei der aktiven wie bei der Contre-espionage es gewöhnlich nicht die reinlichsten Mittel sind, die zur Aufkundschaftung von Staatsgeheimnissen wie zur Ueberführung von Landesverrätern von Seiten der Agenten und ihrer Helfer benutzt werden, so ist es gewiß nicht wunderbar, daß, sobald die Einzelheiten solcher Aktionen öffentlich bekannt werden, die Presse, als Hüterin der bürgerlichen Moral, dagegen Protest erhebt und, unbekümmert um die Staatsraison, die Gelegenheit eifrig benützt, derartige Vorgänge über die Gebühr aufzubauhen und der — vielleicht schon politisch bekämpften — Regierung Verlegenheiten zu bereiten.

Aus diesem Grunde legt jede Regierung Wert darauf, daß Details über den Rundschafsdienst und die Ueberwachung fremder Spionage der Öffentlichkeit entzogen bleiben; jede Regierung wird daher auch — falls sie durch falsche Agentenberichte getäuscht oder indirekt beschwindelt ist — es lieber sehen, wenn die Schuldigen durch weiteren Verzicht auf ihre Dienste unschädlich gemacht, als wenn sie

vor Gericht gestellt und abgeurteilt werden. Geht es letzteres, so wird der für die Organisation des ganzen Rundschafsdienstes angerichtete Schaden bei weitem größer sein als der aus der Bestrafung eines Schwunders für das Gesamtwohl erwachsene Nutzen — ganz abgesehen von dem bedeutenden Nachteil, den die allgemeinen Staatsinteressen erleiden, sobald die einem notwendigen Uebel anhaftenden Schattenseiten im hellen Licht der Öffentlichkeit weitere Verdunkelung erfahren.

Obgleich übrigens das militärische Prozeßverfahren in Frankreich seit langen Jahren ein öffentliches ist, und dabei auch Fälle des Ausschusses der Öffentlichkeit vorgefallen sind, zu denen die der genannten Prozesse ohne Frage gehören und völlig begründet erscheinen, ist es eine recht wunderjame Erscheinung in Deutschland, daß streng konservative Blätter, die eine selbst noch beschränkte Öffentlichkeit bei uns für unheilvoll oder mindestens entbehrlich bezeichnen, die volle Öffentlichkeit jener militärischen Prozesse beim Nachbar fordern. Und dabei wird diese Forderung nicht gestellt, um die Verdächtigung der deutschen Botschaft und Regierung aus der Welt zu schaffen — denn das läßt sich auf andern Wege erreichen —, sondern aus dem menschlich begreiflichen Gefühl, endlich zu erfahren, was eigentlich los gewesen ist, wie der Verdacht gegen Dreyfus entstanden, wer das Material zu seiner Ueberführung geliefert hat, wie es beschaffen ist und so weiter.

Wenn das alles öffentlich untersucht und breitgetreten werden soll, wäre die französische Militärverwaltung genötigt, zunächst einen beträchtlichen Teil der Organisation ihrer Contre-espionage und vielleicht auch ihres ganzen Rundschafsdienstes bekannt zu machen. Da beides im wesentlichen wie oben dargestellt beschaffen ist, würden auch die Agenten, deren Helfer und Machedenschaften ans Licht gezogen und unter die Lupe genommen werden. Sind dabei Unvorsichtigkeiten, Uebereilungen — vielleicht im direkten Verkehr mit zweifelhaften Agenten — begangen, oder stellt sich gar heraus — das kann ja eintreten —, daß hierbei Betrügereien, Verschwindelungen mit im Spiel gewesen sind, so wächst die Zahl der Verlegenheiten für die Behörde mit jeder weiteren öffentlichen Zeugenernehmung.

Gelänge es der Agitation, die französische Regierung aus ihrer bis jetzt behaupteten Stellung zu verdrängen, sie zu zwingen, den Prozeß Dreyfus von neuem zu verhandeln, dann bliebe sie unhaltbar. Würde dann gar der Angekündigte, was bekanntlich in jedem Prozeß möglich ist, freigesprochen, möchte es mit dem Sturz des Ministeriums allein sein Bewenden nicht haben. Man wird in diesem Fall auf weitere Umwälzungen in den staatlichen Einrichtungen unsrer ohnehin veränderungsüchtigen Nachbarn rechnen können. Ob dergleichen für uns erwünscht oder unerwünscht wäre, mag dahingestellt bleiben.

Der schöne Ode.

Von

Anna Ritter.

Nach, das ewige Umsteigen und das Herumliegen auf kleinen, schmutzigen Bahnhöfen!

Frau Baumeister Käthe Wenter legte übelgelaunt Reise-tasche, Schirm und Dede zur Hand, während der Zug mit der übertriebenen Vorsicht und Langsamkeit der Lokalbahnen in D. . . einfuhr.

Aus der zweiten Klasse stieg niemand weiter, um so besetzter schien die vierte gewesen zu sein. Frau Käthe sah sich einen Augenblick von einem Schwarm schwächerer Bauernfrauen umringt, dann stand sie allein auf dem Bahnsteig. Es lag wie Frühling in der Luft. Noch nicht der

Lenz mit Vogelsang und Blütenduft, aber jenes heimliche Werden und Wollen, das die Gründe erschließt, die Knospen schwellen läßt und das Blut in schnellen, heißen Wogen durch die Adern treibt.

Ein Schritt knirschte im Kies, ein fester, sporentirrender Schritt.

Frau Käthe blickte überrascht auf: ein Offizier in diesem weltentlegenen Nest! Und dann stuzte sie plötzlich, blinzelte und zog die Stirn in nachdenkliche Falten. Wo hatte sie das Gesicht doch schon gesehen?

Während er, die Hände in den Paletottaschen, langsam auf und nieder ging, ließ sie die Schar der Marsjünger, die sie in ihrem Leben gekannt, an sich vorübergleiten. All die Herren, die zu Lebzeiten ihres Mannes in ihrem Hause verkehrt, die Tänzer aus der Mädchenzeit, dann die Jugend . . .

Frau Käthes Herz setzte einen Augenblick aus — sie hatte es:

„Der schöne Ode.“

Unglaublich, daß ihr das Wort so laut entfahren konnte! Sie wurde sehr rot, nestelte am Schleier und warf einen erschreckten Seitenblick nach dem Offizier hinüber.

Der war mit plötzlichem Ruck stehen geblieben, that ein paar zögernde Schritte, lachte laut und herzlich, machte knapp auf dem Absatz Kehrt und stand vor ihr, die Hand ehrerbietig an die Mütze legend.

„Gnädige Frau“ — um die Mundwinkel zuckte ein mühsam unterdrücktes Lächeln —, ich hab' zwar von jeher den Namen zu Unrecht getragen, aber er ward mir nun einmal zugelegt, und da gnädige Frau . . .“

„Also wirklich!“ Sie streckte ihm, mädchenhaft besagen, die Hand hin.

Wie er sie küßte und sich dann zu stattlicher Höhe aufrichtete, maßen sie sich mit dem scharf prüfenden Blick, der die Spur vergangener Jahre in einst vertrauten Zügen sucht.

Frau Käthe nickte unwillkürlich: fast dasselbe Gesicht wie einst. Die energisch vorspringende Nase, die freie Stirn, die lustigen braunen Augen. Einen Schein dunkler, nachdenklicher sind sie geworden, und zwischen den Brauen ziehen sich zwei feine, haarcharfe Falten aufwärts, aber der hübsche, offene Ausdruck ist geblieben — alles in allem „der schöne Ode“ von einst.

„Zufrieden?“

Wie er ihre Gedanken erraten hatte! Die dumme Schulmädchenröte flog ihr wieder im Wangen und Ohren, die Erinnerungen wurden gar so lebendig. Und es war da so manches zwischen ihm und ihr . . .

„Sie haben sich wenig verändert,“ gab sie zu, „ich erkannte Sie sofort, nur der Name wollte mir nicht gleich einfallen; es ist gar so lange her, seit ich ihn zuletzt gehört. Sie aber wären ruhig an mir vorbeigegangen.“

„Ja, gnädige Frau, es ist auch schlechterdings unmöglich, das Kind von ehemals in Ihren Zügen wiederzufinden.“

„Doffentlich!“ Sie lachte amüsiert. „Es wäre auch keine Schmeichelei für mich, wenn Sie das Gegenteil behaupteten. Die Mauerzeit ist niemals vorteilhaft, und ich mag damals nichts weniger als hübsch gewesen sein.“

„Hübsch? Nein! Es war ganz etwas andres. Ich hatte nie auf Sie geachtet . . . Sie waren mir noch zu klein . . . Und dann auf einmal . . . der Abend in der Almenecke . . .“

Er verstummte verlegen — daran konnte er sie unmöglich erinnern!

Und dann jagte ihm eine heiße kleine Blutwelle durchs Gesicht, wie er die schlank Frauengestalt da vor sich sah. Zu denken, daß diese weichen Arme sich einmal um seinen Hals gelegt, daß er den roten Mund dort geküßt, in lauer Sommernacht, im stillen, blühenden Garten . . .

Als er der Almenecke erwähnte, hatte sie sich nach der

Reisetasche gebückt, die noch neben ihr im Sande stand. Nun sah sie nach der Uhr — das kleine, blinkende Ding zitterte merklich in ihrer Hand.

„Noch fünf Minuten.“

„Gnädige Frau fahren nach Berlin?“

„Ja.“

Es lag wie Jubel in dem Wort, die konzentrierte Sehnsucht langer, öder Wochen.

Er überlegte blitzschnell. Mitfahren? Wenn das ginge! Allein mit ihr im Coupé — in diesen Bummelzügen fuhr ja kein Mensch — drei Stunden ihr gegenüber in engem Raum — alte Erinnerungen ausstramen — zerrißene Fäden wieder anknüpfen. Aber der Dienst, der Dienst! Unmöglich!

„Wer doch mitkömte!“

Er hatte es laut gesagt, und es klang so viel ehrliches Verlangen, solch schwerer Verzicht hindurch, daß ihr Herz schneller schlug.

Dann besannen sie sich, daß sie die armen fünf Minuten ausnutzen mußten. Sie plauderten hastig von vergangener Zeit.

Seine Freunde, ihre Freundinnen — alle wurden durchgenommen. Viele waren untergetaucht im Meere der Verschollenheit, zu andern boten sich noch hie und da Beziehungen, mit wenigen war man vertraut geblieben.

Wie's den Brüdern ginge?

Die wären seit Jahren drüben in Amerika, hätten Weib und Kind.

„Nicht möglich!“

Frau Käthe streifte mit blitzschnellem Seitenblick seine Hand — er trug keinen Ring.

Nach allem fragte er, und ihr wurden die Augen feucht, während sie berichtete, daß der Vater schon lange, lange tot und das schöne Besitztum längst in andre Hände übergegangen wäre.

Noch einmal, nach Jahren, sei sie im Garten gewesen, voll Sehnsucht, die Stätte der Kindheit wiederzusehen. Es war aber eine bittere Enttäuschung gewesen. Alles verwahrlost und verwildert, die große Linde abgestorben, die Wege verwachsen . . .

Ach ja, der Garten! — Sie schwiegen beide bekümmert still, die Almenecke tauchte schwül, dämmernd vor ihnen auf.

Hastig fragte er nach ihrem Leben. Das Wesentliche wußte er schon von andern, die ihr kurzes Glück und dessen jähen Zusammenbruch miterlebt. Sie hatten alle teilgenommen damals, er auch. Ja, wahrhaftig, er auch! Es klang treuherzig, wie er es ihr versicherte.

Wie sie sich ihr Leben hinterher eingerichtet habe?

Du lieber Gott, da sei wenig zu erzählen!

Ein einförmiges Dasein in kleiner Stadt, zwei oder drei liebe Menschen, mit denen sie plaudern könne, ein- oder zweimal im Jahre nach Berlin — voilà tout.

In die Gesprächspause hinein piff der Zug, es war Zeit, einzusteigen. Sie lächelte dankbar, wie er sich bemühte, ihr im Coupé ein wenig Behaglichkeit zu schaffen.

Dann beugte er sich abschiednehmend auf ihre Hand, und sie ließ das Fenster herunter, ihm noch ein allerletztes freundliches Wort zu sagen.

Wie der Zug sich langsam in Bewegung setzte, hielt er mit leuchtendem Blick ihr Auge fest:

„Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen,“ nickte sie und grüßte mit der Hand, solange sie die Gestalt des Jugendfreundes noch erkennen konnte.

Dann lehnte sie sich anseufzend in die Kissen.

„Vorüber!“

Wie ihr die Kindheit lebendig geworden war im Geplauder mit ihm!

Das Elternhaus, weit draußen vor der Stadt, der

große Garten, in dem man sich so gut verstecken konnte, das wußte, hügelige Terrain dahinter, auf dem sie all ihre tollen Streiche ausgeführt. Dort warteten in später Nachmittagsstunde die Freunde der Brüder, dort wurden „gestrippte“ Kartoffeln in der Asche gebraten und Pulverminen angelegt, dort spielten sich auch die grausamen Indianerkämpfe ab, in denen sie so oft als Squaw in den Wigwam irgend eines großen Häuptlings, des „Springenden Hirsches“ oder der „Pantherklaue“, entführt worden war.

Frau Käthe blickte lächelnd an dem eleganten Reisekleide nieder. Wie verwildert sie damals war! Keine Mauer war ihr zu hoch, keine Hecke zu dicht, kein Wagnis zu groß — sie that's fast den Jüngens zuvor. Und um des Ansehens willen, das sie bei ihnen genoß, weil sie so gar nicht „wie ein Mädchen“ war, ließ sie sich geduldig peinigen.

Dann auf einmal kam eine Zeit, da sie jedes neue Kleid darauf prüfte, ob es ihr „stehe“, sich jeden Riß sorgfältig zustopfen ließ und an der Gartenthür heimlich die Zopfschleife in die Tasche steckte, damit es „Loden“ würden.

Damals tauchte zuerst der schöne Ede an ihrem Horizonte auf. Er pouffierte ihre drei Jahre ältere Schwester Mieke, die nicht wenig stolz auf die Eroberung war. Regelmäßig stellte er sich nun mit den andern im „Drachensfels“ ein, kam wohl auch einmal mit in den Garten, nachdem ihn der Vater als netten Jungen hatte gelten lassen.

Wie hübsch er war! Und schon siebzehn und so groß, daß ihm die schlaffe Mieke nur bis zum Ohr reichte. Sie hatten's einmal lachend und neckend ausgemessen, während Käthe daneben stand und rot ward über die zwei.

Ach, diese Abende, wenn die Rosen glühten und der Bach unterm Zaun in kleinen, schluchzenden Wellen vorüberschob. Wenn über ihnen die Sterne ausblitzten, die Jüngens ihre Zukunftspläne entwickelten — sie wollten alle Seefahrer, Forschungsreisende werden und die seltsamsten Abenteuer bestehen — und sie selbst, das Kind mit den unentwickelten Gliedern und den großen, begehrlischen Augen, hinausströmte in eine wunderbare, schimmernde, märchen-schöne Zeit.

Und dann, dann that sie den Schritt aus der Kindheit heraus. Früher als andre Kinder, wie sie immer im Denken und Fühlen ihren Jahren voraus war.

Die Ulmenede — da war's. Wie genau sie sich des Abends erinnerte! Sie konnte sich noch malen in dem roten Kattunkleidchen, das sie, wie alle Schulkinder, der älteren Schwester „nachtragen“ mußte, mit dem Sammetband um den Hals und dem wirren Zopf.

Im Juli war's, so des Abends um neun.

Eben kam sie mit einem angebissenen „Knuff“ aus der Küche. Im Kinderzimmer brannte schon die Lampe, und Mieke saß in ihrer Lieblingsstellung, beide Zeigefingerripißen in den Ohren, am Tisch und „büffelte“.

„Je serais été.“

„Tu serais été.“

„J'aurais été!“ schrie Käthe von der Thür her. Miezès Kopf flog, hochrot vor Zorn, herum, und ihre Hand tastete nach irgend einem Gegenstand, ihn dem naseweisen Ding an den Kopf zu werfen.

Dann begann sie sich eines Besseren:

„Willst du mir einen Gefallen thun?“

Käthe schob müffig die Unterlippe vor:

„Was denn?“

„Ach, du weißt schon!“ Mieke sah verheult aus. „Ede wartet in der Ulmenede, und ich darf nicht fort . . . das grenliche Französisch!“ Das Buch bekam einen ingrinnigen Knuff. „Du könntest ihm das da bringen“ — ein knuffvoll gefalteter Brief flog über den Tisch — „laß dich aber nicht erwischen.“

Käthe schielte nach dem Briefe, rührte sich aber nicht.

Erst als sich von draußen Schritte näherten, griff sie nach dem Blatt und ließ es in die Tasche gleiten.

„Ich thu's aber nicht wieder, brauchst mich gar nicht wieder drum zu bitten . . . es ist das letzte Mal.“

Damit war sie zur Thür hinaus.

„Dummes Ding!“ brummte Mieke noch hinterher, dann nahm sie den Kampf mit den französischen Verben wieder auf.

Käthe war mit fagenartiger Gewandtheit an der eben eintretenden alten Lehrerin vorüber die Treppe hinuntergehuscht, dann blieb sie plötzlich stehen und stieg Stufe um Stufe zögernd wieder hinauf, schlich am Kinderzimmer vorüber in ihr eignes Stübchen und schob den Kiegel vor.

Was sie dort wollte? Klar war's ihr selber nicht. Sie machte Licht und beleuchtete ihr Gesicht im Spiegel. Der grenliche Zopf! Mit einem Ruck hatte sie die verblüdene Schleife herausgerissen und faste das Haar hoch oben am Scheitel mit dem Sonntagshand. Dann hielt sie Miezès heimliche Bremschere übers Licht. Wie ein paar Löcher doch gleich verändern! Mieke betrachtete entzückt ihr Spiegelbild. Nur die Figur — schrecklich! Wie ein Bügelbrett! Aber da ließ sich nun einmal nichts dran ändern.

Noch ein paar Tropfen von Miezès ängstlich gehütetem Heliotrop, dann legte sie den Weg über Voriaal und Treppe noch einmal zurück, während ihr Herz klopfte, als wollte es zerspringen.

Mit durstigen Lippen sog sie draußen die Nachtluft ein.

Der Garten war schon tief dämmerig, nur die Viskien leuchteten wie Fackeln von den Beeten, und aus den Küchenfenstern fiel ein breiter Lichtstreif über den Weg.

Käthe umging ihn in großem Bogen, dann lief sie hastig die abfallenden Rasenflächen hinab, hie und da ihr Kattunkleidchen mit heftigem Ruck von den Büschen losreisend.

Da war die Ulmenede.

Die Ulmenede war der äußerste Winkel des Gartens, ein öder, auch am Tage halbdunkler Raum, auf der einen Seite vom Nachbarstaket, auf der andern von einer runden Weißdornhecke begrenzt, deren Eingang im Laufe der Jahre fast zugewachsen war. Von den „Großen“ verirrte sich niemand hierher, der Platz war deshalb als letzte Zuflucht in der Not, als heimlicher Beratungs- und Aufbewahrungsort verbotener Schätze sehr beliebt.

Um die Ulme herum, die dem Winkel seinen Namen gegeben, lief eine verwitterte Holzbank, und darauf saß, ungeduldig den keimenden Schmirrbart zuspüßend, der schöne Ede.

„Du?“

Er gab sich nicht die mindeste Mühe, seine Enttäuschung zu verbergen, als sich, statt der Erwarteten, das Kind durch die Zweige schob.

Sie knitterte zornig den Brief in der Tasche, sagte aber nichts.

„Warum kommt Mieke nicht?“

„Sie muß noch avoir und être lernen!“ Käthe lächelte höhnisch im Bewußtsein höheren Wissens, „sie kriegt's nicht in den Kopf.“

„Du kannst's wohl schon?“

Er fragte eigentlich mehr, um etwas zu jagen, nicht aus Interesse an der Sache, aber sie griff's gierig auf.

„Ja, ich brauch's zu Hause kaum anzugucken, ich lese es in der Schule einmal durch, dann kam ich's schon!“ Dann schämte sie sich, es klang so prahlerisch.

„Mieke kann aber besser zeichnen und singen.“

Richtig — Mieke!

Sie holte den Brief aus der Tasche und trat an Ede heran.

„Da, das ist für dich, Mieke hat's mir gegeben!“

Wie er den Brief nahm, streifte er ihre Fingerchen. Wie heiß sie waren! Auch ging ein betäubender Geruch von ihr aus, und die Stimme klang seltsam verhalten.

Es stieg ihm auf einmal schwül zu Kopf.
 „Adieu,“ sagte Käthe und schob mit dem Ellbogen die
 Zweige vom Eingang zurück.
 Da faßte er sie am Arm und hielt sie fest.
 „Wie alt bist du eigentlich, Kleines?“
 „Ich bin kein Kleines!“
 Sie stampfte zornig mit dem Fuß, während ihr zwei
 brennende Thränen langsam die Wangen hinunterrollten.
 „Laß mich gehen!“ Sie schluchzte hörbar und riß sich
 los, daß ihm die Zweige ins Gesicht schlugen.

von oben her durch den Garten, und die helle Gestalt des
 Hausmädchens ward einen Augenblick im Schein der Küchen-
 fenster sichtbar.

Käthe schreckte auf, warf dem großen Jungen in
 leidenschaftlicher Bewegung die Arme um den Hals und
 küßte ihn.

Dann ging sie mit kleinen, schleppenden Schritten dem
 Hause zu.

Trinnen ward sie scheltend empfangen; was hatte sie
 sich auch in der Dunkelheit im Garten herumzutreiben!



Louise Dumont. Modellirt von Karl Donndorf jun.

Ihn aber lockte es, ihr nachzujagen durch den schweigen-
 den Garten, und am Pfirsichspalier, wo der Weg steil auf-
 wärts ging, erreichte er sie und griff mit der Hand in das
 lose hängende Haar.

„Küß mich, Kleines!“

Sie rang mit ihm, aber er war stärker als sie. Drei-,
 viermal preßte er seine Lippen auf ihren Mund, dann gab
 er sie frei.

Sie war sehr blaß geworden, und die Arme hingen ihr
 schlaff am Körper nieder.

„Käthe — rauskommen!“ hallte Trinchens Stimme

Und dann schrie Mieke auf: „Du bist an meinem Parfüm
 gewesen,“ und der Vater rügte das offene Haar.

„Du sollst dir hübsch ordentlich einen Zopf flechten lassen,
 wie sich das für ein Schulkind schickt.“

Käthe war froh, als sie Gutenacht wünschen durfte.

„Was hat er gesagt?“ fragte Mieke, als sie beide in
 ihren Betten lagen.

„Wenig!“ Käthe zieht die Decke hoch.

„Hat er nichts für morgen bestellt?“

„Nein!“

Mieke war nicht befriedigt.

des
ben-

in
und

dem

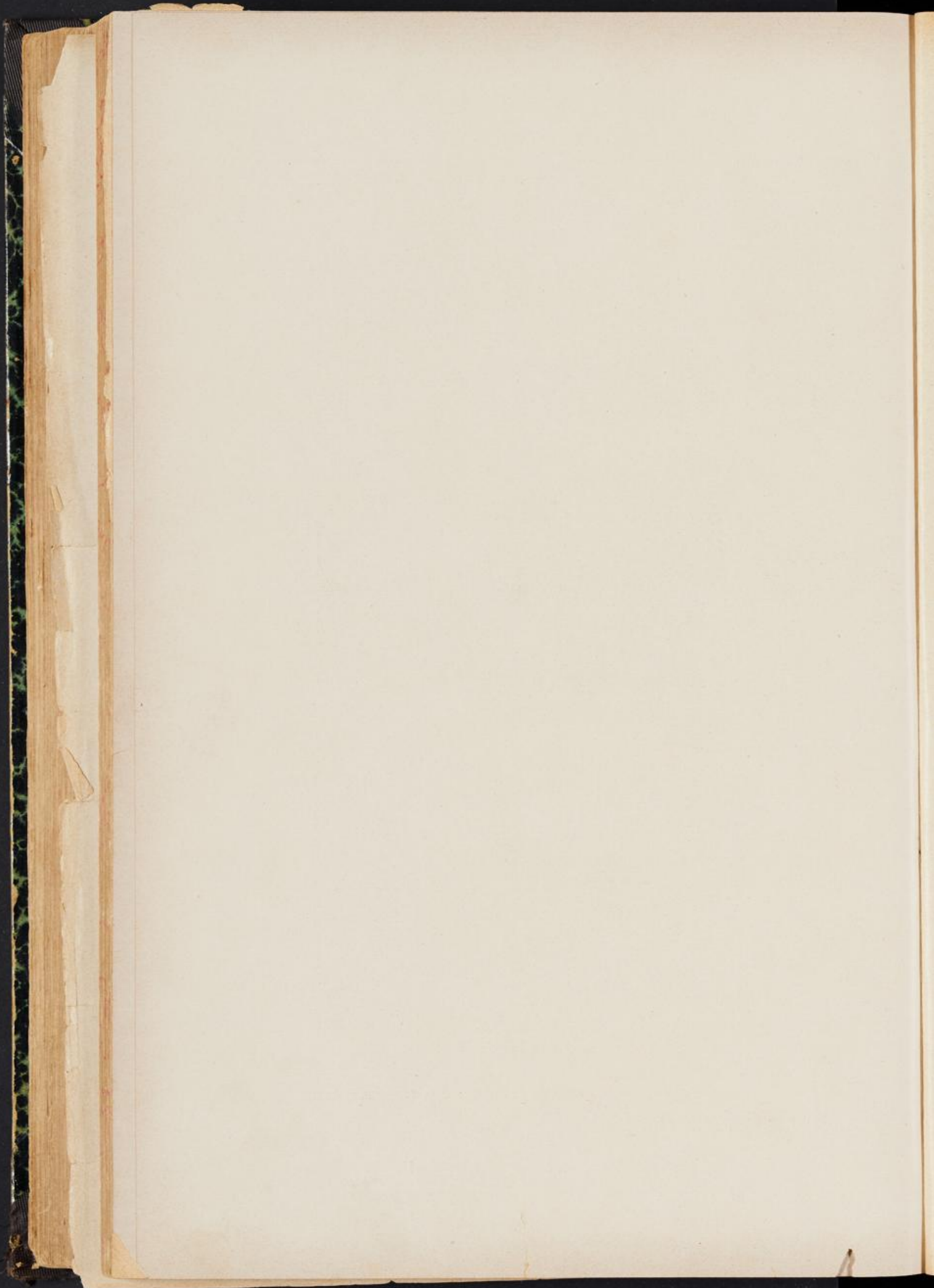
ie
ben!

fün

ien,

afte.

e in



„Du wirfst's mal wieder oberhalb angefangen haben.“
Aber sie bekam keine Antwort mehr.

Nach einer ganzen Weile, als Niece längst schlief, kletterte Käthe mit verweintem Gesicht aus dem Bett, schlich sich zur Schwester hin und küßte sie leise und inbrünstig.

*

Die junge Frau in der Wagenecke fuhr mit hellen Augen in die Höhe. Draußen huschten unzählige Lichter vorbei — Berlin!

Schon? Wie man die Zeit verträumen konnte!

Während sie das Gepäck zusammenrückte und die Handschuhe wechselte, wanderten ihre Gedanken immer wieder in jene ferne, ferne Zeit zurück.

Sie hatte den schönen Ede kaum wieder gesprochen damals, so sehr er es auch darauf anlegte, mit ihr zusammenzukommen. Zwischen Niece und ihm war seit jenem Tage eine Entfremdung eingetreten, wohl durch seine Schuld; Niece machte ein böses Gesicht, wenn sein Name genannt wurde. Und dann ging er bald darauf von C... fort, um sich zum Fährnisch vorzubereiten, für die Mädchen kam die Pensionszeit, man verlor sich gegenseitig aus den Augen.

Ein einziges Mal hatte sie ihn wiedergegesehen in seiner schmucken Uniform, doch sie war glückliche Braut damals und hatte nur einen flüchtigen Gruß für ihn. Kaum, daß ihr eine Erinnerung an die Kindertage kam.

Und nun heute — wie wunderbar, dies Begegnen auf dem Bahnhof des Landstädtchens!

Wie viel wunderbarer noch dies Drängen und Stürmen des Herzens, das so lange still und regungslos in der Brust gelegen!

„Auf Wiedersehen!“

War's mehr als die übliche Abschiedsphrase? Vielleicht das fehlende Glied der Kette, Vergangenheit und Zukunft aneinander zu schließen?

Hatte sie noch eine Zukunft?

Frau Käthe strich leise über den Doppelring an ihrer Hand. Der sollte eigentlich alles umschließen, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft!

Aber sie war noch so jung! Und mit einem Glücksgefühl ohnegleichen blickte sie hinein in das blendende Licht der Friedrichsstraße.

*

Späte Nacht. — In Frau Käthes Schlafzimmer waren die Fenster dicht verhangen, sie selbst aber stand vor dem Spiegel im offenen Haar, kämmte drei widerpenstige Löcher in die Stirn und lächelte. Dann sprengte sie ein paar Tropfen Heliotrop über die weißen Arme.

Abglick löschte sie das Licht und suchte im Dunkeln ihr Bett.

Lange noch lag sie so mit offenen Augen, und ihr war, als müsse sie wie einst zur Schwester schleichen, sie zu küssen. Aber sie brauchte niemand mehr abzubitten, daß sie an den schönen Ede gedacht. Niemand mehr!

Louise Dumont.

(Siehe das Bildnis Seite 404.)

Das Deutsche Theater in Berlin hat einen großen Verlust erlitten: Agnes Sorna ist aus dem Verbands dieser Bühne getreten, um an der Spitze einer von ihr zusammengestellten Truppe ein künstlerisches Wanderleben zu beginnen. Daß Direktor Brahm weiß, wie viel der Verlust dieser Künstlerin für ihn bedeutet, hat er gezeigt, in dem er die stärkste Individualität unter den Bühnenkünstlerinnen der Gegenwart, Louise Dumont, auf Jahre hinaus für das Deutsche Theater verpflichtete. In

Ueber Land und Meer. III. Olt. Heft. XIV. 9.

Sudermanns „Johannes“ wirkten die beiden Künstlerinnen, die scheidende und die kommende Trägerin des Repertoires des Deutschen Theaters, noch nebeneinander, Agnes Sorna als „Salome“, Louise Dumont als „Herodias“. In seiner Besprechung der ersten Ausführung des Stückes nannte Fritz Mauthner die letztere kurz, bündig und treffend, wenn auch ein wenig burlesk: „ein Staatsweib!“ Man kann Frau Sorna entzückend, hinreißend, bezaubernd, anmutig und sehr vielseitig finden, aber der Versuchung, sie „ein Staatsweib“ zu nennen, wird niemand erliegen. Das charakterisiert den Unterschied zwischen den beiden ganz verschiedenartigen künstlerischen Individualitäten, es giebt auch zugleich einen Fingerzeig, nach welcher Richtung hin sich das Repertoire des Deutschen Theaters durch den Verlust von Agnes Sorna und durch den Gewinn von Louise Dumont verschieben wird. Louise Dumont ist die geborene Heroine; die jede Seelenregung widerspiegelnden Züge, die hoheitsvolle Erscheinung und ein wundervolles Organ prädestinieren sie für die Wiedergabe starker Leidenschaften. Aber sie ist keine Schülerin der großen Tragödiinnen einer in ihrem Stil abgeschlossen hinter uns liegenden Darstellungsepoche, der Ziegler, Wolter, Ulrich und anderer großer Namen. Ein scharfer Verstand und ein ganz ausgeprägtes modernes Empfinden beleben in erster Linie die von ihr dargestellten Rollen, und niemals drang eine Künstlerin so tief in das Seelenleben einer hebbelschen Judith und Ibsenischer Frauengestalten ein wie sie. Die schöne Sprache, die plastische Pose sind ihr nur Mittel zum Zweck der Darstellung, niemals Endzweck. Dieser Endzweck heißt ihr volle, ergreifende, ungekünstelte Lebenswahrheit! Der Stuttgarter Bildhauer Karl Donndorf jr., ein Sohn des Professors A. v. Donndorf, der die von uns im Wilde wiedergegebene Büste der berühmten Künstlerin modellierte, hat die schwierige Aufgabe, diesen Kopf mit seinem schnell wechselnden Gesichtsausdruck festzuhalten, meisterhaft gelöst. Der Künstler hat die Büste polydrom behandelt; den Hintergrund mit den Symbolen des Künstlerlozes, dem Lorbeer und dem Distelzweig, in graugrüner Tönung, von der sich die drei Parzen am Sockel in Bronze abheben, während der gelblich getönte Kopf mit dem dunkleren Haar sich scharf auf Goldgrund markiert. Nach Fertigstellung einer Büste der verstorbenen Großherzogin von Sachsen wird der junge Künstler, von dessen genialer Begabung bereits die von dem Museum der bildenden Künste in Stuttgart angekaufte Statue eines sitzenden Jünglings, die Büsten des verstorbenen Erbgroßherzogs von Sachsen, der Professoren Stoy in Jena und Faust in Stuttgart und andre Arbeiten ein glänzendes Zeugnis ablegten, für einige Zeit von Stuttgart nach Paris übersiedeln. Otto Freund.

Die Asche.

Von

Robert Pohl.

Wer kennt nicht die Sage von der versunkenen Stadt, deren Einwohner durch bösen Lebenswandel das Strafgericht des Himmels auf sich herabbeschworen haben? In stillen Vollmondnächten können gläubige Augen die vergoldeten Turmspitzen in der Tiefe blinken sehen, ein gläubiges Ohr die nachzitternden Klänge traumhafter Glocken verhallen hören. Und wer immer mit gläubigem Gemüte lang und scharf hinunterpäht in die grünliche Tiefe, der kann die unseligen Verzauberten in Fischgestalt erblicken, wie sie, ohne Ruhe zu finden, lautlos und glockhängig durch die weiten Strahlen huschen — die Ratsherren, die Magistratspersonen und ehrsam würdigen Bürger als feiste Karpfen, die Steuer-einnehmer und Polizeikente in gierige Hechte, kniffige Advokaten in glatte Aale verwandelt, die eiteln Frauen als

geputzte Forellen ihr besterntes Kleid tragend, und die lieblichen Mädchen als graziose Aische im Ringelreihen sich jagend und neckend.

Die bestimmten Wahrheiten und Lehrlätze des Märchens treten gern in allgemein verständlichen Vergleichen zu Tage; sie teilen nur den Fehler gar vieler Vergleiche, doch nicht nach allen Seiten zuzutreffen, und so dürfte manchem die Grazie der Aische als zu weit hergeholt erscheinen. In der That ist sie aber unter den Salmoniden die eleganteste Vertreterin der Gattung, die einen großen Teil unsrer Ströme und Flüsse bevölkert; je nach dem Fangorte ist sie auch unter den Namen: Springer, Aische, Mailing, Spalt, Harr, Stalling, Strommaräne, Gabler, Hauch, lateinisch *Thymallus vulgaris*, bekannt. Ein wenig breiter um die Mitte und gewölbter im Rücken als die Forelle, verläuft sie schlank und spitz nach dem Schwanz zu, der gespalten ist. Das bläulich-silberne schimmernde Schuppengewand geht am Bauche in ein zartes, fast blendendes Weiß über. Kopf und Rücken sind dunkelgrau, einige bräunliche Streifen und Flecken ziehen sich an den Seiten hin. Was die Aische ganz besonders charakterisiert, ist ihr Flossensystem, wovon die Rückenflosse ungemein groß, dick, fleischig, purpurrot und mit schwarzen und blauen Flecken bedeckt ist — sie enthält dreißig Strahlenstrahlen, während die Brustflossen deren zehn, die Bauchflossen sechzehn, die Afterflossen vierzehn und die Schwanzflosse achtzehn derartiger Strahlen aufweisen. Wie bei der Forelle ändern sich die Farbenshatterungen auch der Aische je nach Wasser- und Bodenbeschaffenheit; eigentümlicher Weise ist das Aussehen des Fisches auf dem Kontinente ein bedeutend glänzenderes und farbenfrischeres als das der in englischen Flüssen vorkommenden Aische (*grayling*), die übrigens dort viel seltener anzutreffen ist als bei uns. Sie soll durch Mönche zu einer Zeit in Großbritannien eingeführt worden sein, da Rom noch sein Zepter auch über dieses Reich streckte. Begründet wird diese Vermutung durch nichts, und sie ist wohl nur darauf zurückzuführen, daß frühzeitig schon der Wohlgeschmack der Aische bei kulinariischen Sachkennern, wie es die Mönche ja gewesen sein sollen, in hohem Ansehen stand. Diese Werthschätzung genießt sie übrigens heutzutage nicht nur in den Refektorien, sondern ganz allgemein und in gleichberechtigtem Maße mit der Forelle, und da sie sowohl für den Tisch wie für den Sport des Anglers ganz Vorzügliches bietet, sollte man für ihre Aufzucht und Verbreitung in unsern Flüssen immer noch mehr Sorge tragen, als es bisher geschieht. In Seen kommt sie selten vor; es müßten denn einzelne Stücke aus dem Abflusse des Sees in das Becken aufgestiegen sein. So habe ich selbst schon einige schöne Aischen im herrlichen Achensee in Tirol gefangen, gebe aber gern zu, daß dies Ausnahmefälle gewesen sein mögen. Die Aische ist ein etwas kontemplativer, scheinbar ruhiger, ungleich der Forelle, durchaus nicht die Neigung hat, gegen Wasserfälle und scharfe Strömungen anzugehen; seine schlankte, biegsame Gestalt vermag der stürzenden Gewalt der Katarakte offenbar weniger Widerstand entgegenzusetzen, wohingegen die große Purpurflosse des Rückens ihn befähigt, rasch in die Tiefe zu versinken und ebenso blitzartig aus ihr emporzusteigen. Dieser Eigenschaft verdankt die Aische den Namen ombre, Schatten, den ihr die Franzosen gegeben haben. Das lateinische *Thymallus* hängt mit einer andern Eigentümlichkeit der Aische zusammen; sie hat nämlich einen entschiedenen, feinen Geruch nach Thymian an sich, der besonders bemerkbar ist, wenn man den eben gefangenen Fisch angreift.

Die Aische verlangt ein nicht zu kaltes und nicht zu warmes Wasser; sie verträgt ebensowenig die prickelnde Kälte eines Gletscherbaches wie die milde Weichlichkeit südlischer Gerinne. Man soll zwar Aischen in Lappland gefangen haben, und schon Kapitän Franklin und Genossen

behaupten, sie im höchsten Norden Amerikas gesehen zu haben, aber abgesehen davon, daß auch in den Polargegenden wärmere Unterströmungen der Gewässer vorkommen, sind jene Aischen wohl nur eine Art der europäischen gewesen, da sie bedeutend größere und ganz anders gefärbte Rückenflossen hatten. Eine Autorität auf dem Gebiete der Angelfischerei, Sir Humphrey Davy, spricht sich über den Aufenthaltsort der Aische folgendermaßen aus: „Als Fliegenfischer, die Angelrute in der Hand, durchstreichte ich die meisten Gebirgstäler von Süd- und Osteuropa, sowie einige in Schweden und Norwegen; stets fand ich den Saibling in den kältesten und höchsten Gewässern, die Forellen in den Flüssen und Bächen, die in den höchsten und kältesten Bergen entspringen, die Aische hingegen immer weiter unten in wärmerer Temperatur. Außerdem verlangt die Aische folgenden besonderen Charakter des Wassers: Sie lebt nicht, wie die Forelle, in reißendem, nicht tiefem Wasser, noch, wie der Saibling, in Löchern oder Seen; sie verlangt eine Verbindung von Fluß und Lache, letztere sind Ausruben, aber darüber ein schnellfließendes Wasser und darunter eine seichte Stelle; der Grund muß aus einer Mischung von Kies, Mergel und Lehm bestehen; man wird sie nur selten in Flüssen finden, die diesen Charakter nicht tragen.“ Auch ich habe immer gefunden, daß die Aische eine gewisse Kombination von Ruhe und Bewegung, von Stand und Strom, von stillen Tiefen mit bewegter Oberfläche im allgemeinen bevorzugt, und daß jene Flüsse Aischen in Menge enthalten, die diesen Bedingungen entsprechen. Diese, im Verein mit einer gemäßigten Temperatur, sind für die gedeihliche Entwicklung der Aische ungleich wichtiger als eine ungetrübte Klarheit des Wassers — als Beweis dessen dienen Inri und Salzach, zwei Flüsse, die den größeren Teil des Jahres trübe gehen, dabei aber reich an *Salmo Thymallus* sind.

Die Aische laicht im April und Mai. Da jetzt das eifrige Weibchen, dem zwei oder drei Männchen nach dem Laichplage dienlich sind, die Eier ab, die bis dahin etwa hirsekorngroß waren und nun den Umfang von Pfefferkörnern erreichen. Die Männchen lassen über diese Einniederlage ihre Milch fließen. Mit dieser Manipulation ist aber auch die Fürsorge jener leichtsinnigen Familienväter erschöpft, und sie überlassen alles übrige getrost der lieben Sonne und einem gütigen Geschehe. Im Juli oder August ist die junge Brut schon fingerlang, entwickelt eine anerkennenswerte Selbständigkeit und jagt lustig nach Mücken und kleinen Wasserinsekten. Ein Jahr später ist sie über $\frac{1}{4}$ Kilo schwer und erreicht in der Regel ein Gewicht von $\frac{1}{2}$ bis 1 Kilo; Exemplare von $1\frac{1}{2}$ und 2 Kilo sind Seltenheiten. Während die Forelle mit Vorliebe kleinere Fische verpeißt, bevorzugt die Aische Fliegen, Larven, Heupferdchen und Maden, Würmer und Insekten, nach denen sie aus dem Wasser schnell, um sie im Fluge zu fassen. Aus diesem Grunde zählt sie zu den dankbarsten Klienten für den Fliegenfischer, um so mehr, als ihre beste Zeit in jene Herbst- und Wintermonate fällt, wo der Sportsman die Forelle zu schonen hat. Ihr Winterkleid ist etwas dunkler als die Sommermontur, der Rücken wird beinahe schwarz, die Bauchflossen leuchten hell goldfarben. Bedeckter Himmel und ein nicht zu kaltes, klares Wasser befördern den Fang, der ein scharfes Auge, rasches Erfassen des Momentes, Kaltblütigkeit und Übung heißt. Die Aische nimmt ungefähr dieselben Fliegen wie die Forelle; nur würde ich empfehlen, kleinere Haken zu verwenden, da die Aische winzige Insekten liebt und auch kein so großes Maul als die Forelle hat. Die gute Qualität des Hakens und Poils (Seidendarmfaden), der möglichst dünn, aber sehr und wasserfarbig sein soll, ist von eminenter Wichtigkeit; je klarer das Wasser, je feiner das Wurfszeug. Gute künstliche Aischenfliegen sind im Frühjahr die march brown, green tail, blue dun, im Sommer blue bottle, alder fly und black

gnat, im Herbst und Winter black silver twist und red palmer; auch sand- und cinnamon fly*) nimmt die Nische gern, ebenso künstliche wie natürliche Heuschrecken. Man trachte vor allem, die Fliege möglichst leicht auf die Oberfläche des Wassers zu werfen, und hüte sich, in allzu große Nähe desselben zu kommen. Ein leichtes Kräuseln des Spiegels kündigt den Fisch an, der den Köder ungemein vorsichtig und schnell nimmt, so daß der Anrieb (der Ruck mit der Hand) im Augenblicke zu geschehen hat, wo man die Nische blitzschnell sieht, sonst verläumt man den entscheidenden Moment. Ein Fehltrick hat allerdings nicht so viel zu sagen wie etwa bei der Forelle, denn die Nische steigt nach derselben Fliege auch ein zweites und drittes Mal, ja sogar noch öfter auf. Fühlt sie sich gefangen, so wehrt sie sich verzweifelt, schießt wie toll ins Weite oder springt meterhoch aus dem Wasser und dreht sich um sich selbst, so daß sie das Vorfach oft greulich verwickelt, aber sie beruhigt sich ziemlich schnell. Da sie sehr weichmülig ist, besonders an der Unterlippe, muß sie behutsam „getrillt“ (ans Land gezogen) werden, damit der Angelhaken den Rachen nicht durchschneidet und ausreißt. Man suche daher den gefangenen Fisch bei gespannter Schnur, die man nachläßt und wieder einzieht, in angemessener Entfernung vom Lande zu ermüden, bringe ihn dann stromabwärts immer näher zum Ufer, bis man ihn so weit hat, um ihn vorsichtig mit dem Handnetze (Landsungsnetz, Reisher) herauszuholen. Manche führen aus Bequemlichkeit dieses nützliche Instrument nicht mit; in diesem Falle, und flaches Ufer vorausgesetzt, hat man nur nötig, den gefangenen Fisch aus dem Wasser ins Trockene zu schleifen, wobei die Schnur immer gespannt bleiben und die Gerte senkrecht hochgehalten werden muß. Immerhin gehen verhältnismäßig viele Nischen aus diesem oder jenem Grunde dem Fischer noch vom Hafen verloren. Mit Erfolg werden auch natürliche Insekten, wie Juni- oder Brachfläfer, kleine Heuschrecken und Stubenfliegen, der künstlichen Fliege angehängt; die Nische behält, auf keine Täuschung gefaßt, einen solchen Köder länger im Rachen als den künstlichen, und man verfehlt dadurch nicht so häufig das Ushauen. Fliegt durch den Wurf der natürliche Köder ab, so bleibt immer noch der künstliche als Reserve. Ein sehr guter Köder sind nach W. Bischoffs Anleitung zur Angelfischerei die „Maden“, die man zu diesem Zwecke in Ochsenleber oder auch in faulem Fleische erzieht, indem man diese Substanzen einige Zeit der Sonne aussetzt. Ein vorzüglicher Köder ist ferner der Laich anderer Fische, wie zum Beispiel von Salmen, der, in bleidernen Büchsen verpackt, zu diesem Zwecke in England verkauft wird. Man bricht von diesem präparierten Laich, der nicht riechend werden darf, ein Stückchen los und befestigt es an einem ganz kleinen Haken, den man mit einem Senfblei ganz nahe an dem Grund des Wassers zu erhalten sucht.

Größere Exemplare von Nischen fängt man auch mit kleinen Brillen oder Ellriken; ebenso kann man in manchen Gewässern und bei trüber Flut durch Heben und Senken mit einer künstlichen, bleibschwertigen Koblraupe (creeper) oder Grashüpfer vorzügliche Fangresultate erzielen.

Die Nische ist, wie schon erwähnt, ein äußerst wohl-schmeckender Fisch, bei dem aber die Zubereitung sehr ins Gewicht fällt. Ich hoffe, den verehrten Hausfrauen, denen diese Zeilen in die Hände kommen, mit einer kleinen Anleitung zur Zubereitung, die ich dem oben citierten Werke Bischoffs entnehme, dienlich zu sein. Hat auch der Herr Gemahl die Nische gefangen, so wird sie doch erst unter der sachverständigen Behandlung der Hausfrau zu dem, was sie sein soll: ein delikater Lackerbissen.

Bald nach dem Fange in Salzwasser gesotten, ist die

*) Alle diese künstlichen Fliegen, auch in Deutschland in Fachkreisen nur unter dem englischen Namen bekannt, sind in jeder besseren Angelgeräthhandlung erhältlich.

Nische ungemein schmackhaft. Meistens wird sie übrigens gebraten. Nach dem Ausnehmen des Fisches werden an den Seiten in zollweiter Entfernung kleine Einschnitte in das Fleisch gemacht. Der Fisch wird mit Pfeffer und Salz, auch etwas kleingestohlenen Wacholderbeeren tüchtig eingerieben, alsdann auf einem guten Kohlenfeuer auf dem Roste oder in der Pfanne gebraten. Von Zeit zu Zeit beträufelt man den Fisch mit etwas geschmolzener Butter, brät ihn sehr schnell und träufelt beim Anrichten Zitronensaft darüber. In manchen Küchen ist es beliebt, dem Fisch eine Fülle von gehackter Petersilie und Zitronenschale in die Pfanne mitzugeben.

Der Neidkopf.

In Hertzslets Sammlung von „Treppenweihen der Weltgeschichte“ ist auch ein altes Berliner Wahrzeichen erwähnt, der sogenannte „Neidkopf“. Die „Gartenlaube“ des Jahrgangs 1875 enthielt eine Abbildung des Neidkopfes, wie er noch Ende des Jahrhunderts die Hofokofassade des Hauses Nr. 38 in der Heiligengeiststraße zu Berlin schmückte; seitdem ist er in ein Berliner Museum gewandert. Die Abbildung zeigt einen rokokomäßig frisiertem und drapierten Frauenkopf, in einer Nische über dem Hauseingang naiv die Zunge reckend, soviel sich erkennen läßt, mit der Front nach dem Gegenüber. Das sonderbare Bildwerk scheint bei den Berlinern ehemals in besonderer Gunst gestanden zu haben, denn als seine Beseitigung oder anderweite Aufstellung in Frage stand, wurden Behörden, ja selbst die königliche Autorität ins Spiel gezogen. Was die „Gartenlaube“ von dem Witbe erzählt, ist nichts als freie Phantasie, aufgebaut auf der Volksbezeichnung „Neidkopf“. Da soll ein gegenüber wohnender Goldschmied seinen Neid auf den glücklichen Besitzer des Kopfhäuses durch Grimassen und so weiter kundgethan und Friedrich Wilhelm I., jener König, der zu jeder derben Anekdote herangezogen wird, dem Gekränkten das Recht verliehen haben, die beleidigende Frage anzustellen. Es gliedert sich hieran die Erläuterung, woher der „Neid“ stamme, von einem Tafelservice nämlich, das wieder mit dem König in Verbindung gebracht wird; das Dittorchen, vom Verfasser des Aufsatzes selber in allen Einzelheiten auf Grund sicherer Daten widerlegt, kennzeichnet sich auch selbst zur Genüge als sogenannte ätiologische Kombination, eine der beliebten Erklärungen, wie sie aus dem überlieferten Namen herausgepöppelt werden.

Mehrere Jahre, ehe er Hertzslet gelesen, ging der Verfasser dieser Zeilen in jener alten Schwesterstadt des breisgauischen Freiburg, der den Schwarzwald mit ihrem Mauerring und kreuzförmigen Strafenplan krönenden Gründung Bertholds von Jähringen, der brunnenberühmten, türme-stolzen, luftklaren, subalpin umblühten badischen Amtstadt Billingen pflasterreten, eine der schwierigsten Kulturaufgaben übrigens, der ein unbenageltes Sohlleder unterzogen werden kann. Langeweile ließ den Blick an geringsten Dingen haften. So fiel ihm namentlich auf, wie zielbewußt das Fensterweien hier ausgebildet ist, hier, wo bis vor hundert Jahren noch alle möglichen, der Sündflut neuer Zeit entflohenen Mönchs-, Nonnen- und Ritterorden, Patrizier- und Adels-geschlechter Altitz und Hochburg hatten; allem Neuen indes, was die damals lebhaften Handelsstraßen nach Billingen brachten, scheinen die Bewohner ihr Interesse nie verschlossen zu haben.

Die jägenförmige Anordnung der Häuser in den beiden senkrecht sich kreuzenden Hauptstraßen hat schon manchem Fremdling Anlaß zu Fragen gegeben. Die Häuser stehen nicht in gerader Front, vielmehr vergleichbar einem schiefgeschobenen Spiel Karten, jedes so, daß es seinen einen Nachbar, das nach dem Stadthor zu stehende Haus, um



Das war die „Jahre 1888 und 1889“ erprobte Organisationsform.

Beisammen: Böhmen.

ein wenig überragt, andererseits vom Nebengebäude überragt wird. Jedes Haus hat nun in der freien Feuermauer noch ein Fenster oder eine Luke, die nach dem Stadthor Auszug gewährt. Jedes Haus steht so schiefling das Thor noch „schimmern“, ohne daß die Linie doch zur Staffel würde. Dem Fremden werden diese Seitenluten als Verteidigungsvorrichtung erklärt, dazu bestimmt, „für den Fall eines Straßentampfes“ auch aus den Häusern nach dem Thor hin schießen zu können (ein Baubanisches System — wohlgerneht im Innern der Stadt — vor Erfindung der Feuerwaffe!). Viel menschlicher aber dürfte die Bauordnung einer weisen Regelung der „gemeinen Neugier“ zuzuschreiben sein, wodurch jedem Haus und Stockwerk ohne Kosten des Nachbarn auch vor Erfindung der grünen Altleutefenster-Spiegelchen die Möglichkeit eines Blickes die Straße hin gewahrt blieb. Welche Eifersucht und Familienfeindschaft sonst durch die Annäherung nachbarlich vorgebauter Häuser, Läden und Erker hervorgerufen werden mochte, davon geben die Städtechroniken und Straßenbilder des Mittelalters Beispiele genug. In Billingen, wo die „Müßiggänger“, auch die amtlich als solche nicht eingetragen und in dem vornehmen, nach ihnen sich benennenden Klub der Stadt nicht eingezünsteten, recht zahlreich gewesen sein müssen, wo auch heutzutage noch die Mehrzahl der Eingeborenen ihr Alter als wohlverföhrte Fründner der Stadt und ihrer überreichen Stiftungen hinbringt, wäre es erklärlich, wenn das Recht des Auszugs zu ganz besonders vielseitiger Entwicklung gekommen wäre. In einer Nebenstraße des nach dem „Komeiasturm“ zu gelegenen Stadtviertels, nahe jener gleich einem austrangierten Schiff zum dreistöckigen Wohnhaus verwandelten gotischen Kirche, befindet sich auch ein Bäckerhaus mit erkerartigem Ausbau in die Straße. An der einen Seitenwand des neuerdings übermühten Erkers schaut aus der Mauer ein Gesicht, das wir, mein Begleiter und ich, zuerst für das Fragment eines Heiligenbildes hielten; nur die ausdruckslos aufgeschlagenen Augen des nach Gesicht- und Querschnitt noch gotischen Kunstwerkes fielen uns auf, um so mehr, als der moderne Anstreicher frische Farbe aufgetragen hatte. Auf eine Frage erklärte aber die Bäckerin zu unsrer Ueberrassung, der Kopf bedeute für den Hausbesitzer ein Recht unbeschränkter Aussicht nach der Seite zu, wohin der Kopf blicke. In der That, von Erker und Vorbauten war die nächste, aus Privathäusern, gleich dem unsern noch gotischen Stils, bestehende Nachbarschaft nach der angedeuteten Richtung hin frei. Noch auf ähnliche Köpfe in andern Straßen und Erker wurde hingewiesen; wir fanden sie aber nur als Ornament barocker Fassaden und in ihrer etwaigen alten Bedeutung nicht mehr erkennbar. Unser Kopf aber schaute ungarntert aus der getünchten Mauer hervor.

Die deutsche Rechtsprache behandelt Fragen der nachbarlichen Ausichtsbeschränkung unter dem Namen des „Reidbanes“. Reid heißt mitteldeutsch jede Feindseligkeit, nicht nur das Gefühl konkurrierenden Wunsches. Eine aussichtsverderbende „spanische Wand“, wie man heute sich ausdrückt, heißt vor dem mittelalterlichen Stadtgerichte „Reidmauer“. Das Wort hat sich zum Glück in deutschen Darstellungen des römischen Servitutenrechts erhalten. Ein Rechtssymbol wie das Billinger dürften wir wohl in mittelalterlicher Sprache ein Reidsymbol, einen „Reidkopf“ nennen. So würde der unerklärte Berliner Name seinerseits die glaubliche Erklärung finden. Schon dieses Namens wegen dürfte ein charakterloses Fassadengesicht unter die Rechtssymbole eingereicht werden; das räthelhafte Zungenreden des Berliner Reidkopfes aber bietet einen Beweis mehr. Der heute vorhandene Kokokopf muß in einer früheren Fassade des sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderts seinen Vorläufer gehabt haben, schon weil er seit alter Zeit als „Wahrzeichen“ gilt, zugleich mit einem „Niesentnochen“

(Nolands- und Marktzeichenüberrest) an andern Hause. Auch an und für sich dürfte das gröbliche Zungenreden im höfischen Kokokopfschmack seinen Ursprung nicht haben. Das künstlerische Problem ist auch vom Kokoko-Bildhauer nach Möglichkeit humorlos und linksch gelöst. Viel eher dürfte ein gotischer Steinmetz schon das Stücklein zur Befriedigung des Bauherrn erdacht haben, der ihm aufgab, die Rechtssymbolik einer Actio negatoria recht deutlich und deutlich zum Ausdruck zu bringen. Um den Stern im Bädeler der Handwerksburschen nicht zu verlieren, wurde beim Abgang der alten Fassade der Reidkopf zeitgemäß pausbäckig und mit seinem pretiosen Ausdruck doppelt komisch ersetzt. Wie der alte derbe dem neuen barocken Kopfe, so mußte die schlichte Kenntnis der deutschen Rechtsprache einer interessanten Historie mit modischen Hofintrigen und Tafelfervicen weichen. —

Rechte eines Nachbarn über den andern heißen Dienstbarkeiten (Servituten). Die Häuser pflegen älter zu werden als ihre Erbauer. Wollen sich Nachbarn also ärgern, so ist nichts geeigneter zum Prozeß als solche Gerechtigkeiten, deren es schon bei Aufstellung der römischen zwölf Tafeln ein ausführliches Register gab. Mit Weg-, Fahr-, Reit-, Kinnstein-, mit Mauer-, Zaun- und Hedenhaarspaltereien hat in aller Welt, seit es Privateigentum giebt, mancher alte Bauer sein Leben hingebracht. Fühlt ein solcher rechtsbewußter Grundbesitzer an irgend einer Stelle in Luft oder Erde seine Rechte berührt, sei's durch überhängende Aeste, Wasserausgüssen oder dergleichen, so bleiben derlei Streitigkeiten aus der Frage des unvorbedinglichen Zustandes zu entscheiden. Bei Gräben, Mauern, Wegen ist verjährter Besitz unschwer nachzuweisen. Bei „unständigen“, dazu wohl noch „verborgenen“ Servituten aber wissen die Unwordentlichkeitszeugen, die zugezogenen alten Mütterchen, weit seltener Bescheid. Wer seinem Hause ein ewiges Recht dieser Art erwerben will, muß für Urkunden oder mindestens ein Zeichen gesorgt haben. Für gewisse Rechte genügt nach französischem Rechte zum Beispiel ein sichtbares Merkmal, namentlich schon das Vorhandensein von Fenstern nach der betreffenden Seite. Für die Erkerrechte des Mittelalters waren wohl die städtischen Gesetze weiter ausgebildet, jedenfalls die Rechtsgebräuche vorsichtiger und gaben dem Reidkopf eine Verbreitung, wahrscheinlich noch weit über die Grenzen der Mark und der Vaar hinaus. Vielleicht findet sich in der Schweiz weiteres Material.

Niemand wird bestreiten, daß das deutsche Mittelalter die im römischen Rechte so berichtigten Fragen der servitutes praediorum urbanorum auf einfache Weise löste und dazu noch der architektonischen Ornamentik Motive gab, daran sich Geschmack und Geist des Erbauers in individuellster Weise ausdrücken konnten. Nach Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches wird zwar jedes Recht solcher Art nur durchs Grundbuch erworben und erhalten. Liebhabern bleibe es indessen unbenommen, ihre etwaigen Rechte auch in steinerne Schrift der Welt kundzutun.

Eben entdeckt man, daß auch der Grieche seine Hypotheken- und Grundrechte auf das Haus eintrug in gemeinlichen Ziffern und Namen, ein neues Zeichen, wie nahe verwandt sich der althellenische und der deutsche Geist sind, beide voll Haß gegen die Spitzfindigkeiten, die mit der Göttergabe Papier über die römische Welt ausgebreitet wurden. G. v. Freydorf.

Björnstjerne Björnson.

(Zu dem Bildnis Seite 408 und 409.)

Der erste Schriftsteller, durch den das deutsche Publikum auf die große moderne Litteraturbewegung im skandinavischen Norden aufmerksam gemacht wurde, war der Norweger Björnstjerne Björnson. Den Erfolg, den er in

Jahre 1875 in Deutschland mit seinem Schauspiel „Ein Fallissement“ fand, war einer der größten, von dem die neuere Theatergeschichte zu melden weiß. Dem Stücke erging es beinahe ebenso, wie es hundert Jahre zuvor dem Goethe'schen „Werther“ ergangen war: es wirkte weit über die künstlerischen und literarischen Kreise hinaus und beschäftigte die Gemüter derart, daß man seinen Charakter vollständig vergaß; man faßte seinen Inhalt nicht mehr als den einer Dichtung, sondern als Darstellung einer wirklichen Begebenheit auf und stritt sich selbst in Fachkreisen über die Verhältnisse des Handelshauses Tjælde, über die von dem Leiter desselben aufgestellte Bilanz und deren Vermängelung durch den bissigen Advokaten Berent, als ob das berühmte „Fallissement“ sich nicht in dem Poetenlande „Neberall und Nirgend“, sondern in dieser oder jener nordischen Hafenstadt abgepielt hätte.

Björnson war der erste, der uns den Reiz der Wirklichkeitsdichtung kennen lehrte, zu einer Zeit, als der moderne französische Roman naturalistischer Richtung bei uns noch kaum seine Wirkung auszuüben begonnen hatte. In gewissem Sinne kann Björnson als der Vorläufer Ibsen's in Deutschland angesehen werden, wenigstens ebnete er seinem Landsmanne die Bahn, als dieser zwei Jahre nach dem großen Erfolge des „Fallissement“ mit seinen „Stützen der Gesellschaft“ auf der deutschen Bühne errichtete. Daher auch die Thatfache, daß man in Deutschland den größten aller modernen Idealisten selbst dann noch als einen bloßen Wirklichkeitsbildner aufsaß, als er mit den ausgesprochenen Problemstücken „Nora“ und „Ein Volksfeind“ hervorgetreten war. Björnson hat in Deutschland mit seinen Bühnenwerken den Erfolg des „Fallissement“ nicht annähernd mehr erreicht; größerer Beliebtheit erfreut sich eigentlich nur noch das niedliche kleine Schauspiel „Die Neuwermählten“, während der düstere Epiquet „Zwischen den Schlachten“ in Deutschland fast nur durch die Künstlerfahrten der Meininger bekannt geworden ist. Mit dem eigentümlichen, das moderne Glaubenswunder nach Art eines Ibsen'schen Ibsenstückes behandelnden Schauspiel „Ueber die Kraft“ ist bis jetzt in Deutschland uners Wissens nur ein Versuch in Frankfurt am Main gemacht worden, der indes keine Grundlage für das Urteil über die scenische Lebensfähigkeit des Stückes abgegeben hat. Nichts könnte übrigens unrichtiger sein, als die dichterische Größe Björnson's nach dem Werte oder Unwerte seiner Bühnenwerke zu bemessen, denn er ist als Erzähler — darin seinem Freunde und Dichtergenossen Ibsen ungleich — mindestens ebenso bedeutend wie als Dramatiker. Seine norwegischen Bauernmodellen, von denen eine ganze Reihe, allen voran die klassische Erzählung „Sjunde Solbakken“, durch Uebersetzungen auch in Deutschland bekannt geworden sind, geben ein Erzählertalent von fast elementarer Eigenart zu erkennen: das nordische Heimatland ihres Verfassers tritt uns in ihnen in seiner ganzen Abgeschlossenheit und stillen Größe entgegen, während die Gestalten, die die fremdartige Scenerie beleben, uns den unverfälschten Typus des Menschentums enthüllen.

Auch darin unterscheidet sich Björnson von seinem grüblerischen und tief sinnigen Landsmanne Ibsen, daß er der Wirklichkeit des Lebens ungleich näher steht als dieser. Er hat stets thätigen Anteil an den politischen Bestrebungen seiner Zeit und seines Landes genommen, und als einer der Führer der radikalen sogenannten Bauernpartei wesentlich dazu beigetragen, daß Norwegen die ihm jetzt eigne parlamentarische Regierung erhalten hat.

Björnson ist um etwa sechs Jahre jünger als Ibsen; im Jahre 1832 zu Kvitne in Osterdalen als Sohn eines Predigers geboren, sollte er sich ursprünglich auch dem geistlichen Stande widmen, fand aber als junger Student in Christiania bereits den Weg in die Litteratur und die

Öffentlichkeit des Lebens. Gleich Ibsen führte er alsbald nach seinen Studienjahren eine Zeitlang die Direktion des von seinem Landsmanne, dem ebenso eccentricen wie genialen Geigenvirtuosen Ole Bull gegründeten Theaters in Bergen und später die des Theaters zu Christiania. Inzwischen war er politisch und literarisch thätig, machte Reisen in das Ausland und erhielt für den Erfolg, den er als Erzähler und Bühnendichter gefunden, vom norwegischen Storting eine Dichterpension zuerkannt. Nachdem er die Theaterdirektion niedergelegt, redigierte er mehrere Jahre lang die Zeitschrift „Norsk Folkeblad“ und begab sich dann wieder in das Ausland, um sich nach seiner Heimkehr auf seinem Gute Aulestad in der Nähe von Lillehammer niederzulassen. Vom Jahre 1883 an lebte er mehrere Jahre in Paris und schien dort für immer seinen Wohnsitz nehmen zu wollen, doch kehrte er schließlich wieder zu seinem behaglichen nordischen Heim in Aulestad zurück, in dessen unmittelbarer Umgebung ihn umire, nach einer Originalaufnahme wiedergegebene Abbildung darstellt. D. 2.

Zu unsern Bildern.

Dem König Wilhelm II. von Württemberg, der am 25. Februar dieses Jahres auf fünfzig Lebensjahre zurückblickte, ist der männliche Erbe bisher verjagt geblieben, aber der Sonnenschein, der mit Kinderjagen das Haus des Fürsten wie des schlichten Bürgers erfüllt, ward ihm doch zu teil mit seiner Tochter erster Ehe, der Prinzessin Pauline von Württemberg. Die Prinzessin, am 19. Dezember 1877 geboren, verlor in zartem Alter ihre Mutter, die Prinzessin Marie zu Waldeck und Pyrmont, aber in der Prinzessin Charlotte zu Schaumburg-Lippe, die König Wilhelm — damals noch Prinz Wilhelm — im April 1886 als Gemahlin heimführte, fand sie eine zweite Mutter, und wie das Verhältnis zwischen Vater und Tochter das denkbar innigste ist, so verbinden auch die Prinzessin Pauline und die Königin Charlotte herzliche Bande der Liebe und Freundschaft. Regen Geistes und von umfassender Bildung, bringt die Prinzessin den schönen Künsten lebhafteste Teilnahme entgegen, und in einer derselben, der Malerei, befundet sie selber eine schöne Begabung. Und wie heutzutage viele Maler zum Festhalten wirkungsvoller Motive die bescheidene Schwester ihrer frei schaffenden Kunst zu Hilfe rufen, so ist Prinzessin Pauline eine gewandte Amateurphotographin, deren Aufnahmen mit den besten Erzeugnissen dieser Art wetteifern können. Von den hervorragenden Leistungen der erlauchten jungen Künstlerin nach beiden Richtungen geben wir heute einige Proben.

Die wilde Erregung, welche die erneute Erörterung des Falles Dreyfus in Frankreich hervorgerufen, hat ihre Wogen auch nach Algerien hinübergeschlagen, und in verschiedenen Städten dieses Gouvernements, namentlich in der Hauptstadt, ist es zu argen Ausschreitungen gekommen. So bieten die Bilder aus Algier, die wir heute vorführen, eine Art aktuellen Interesses dar. Die Hauptverkehrsadern der Stadt laufen vom Gouvernementsplatz aus, auf dem sich vor der Moschee Djama el Djehid die Reiterstatue des Herzogs Ferdinand von Orleans erhebt, des ehemaligen französischen Kronprinzen, der 1842 in Paris durch einen Sturz aus dem Wagen ums Leben kam. An der Südseite der Stadt erstreckt sich, an das arabische Dorf Mustapha sich anschließend, die gleichnamige Villenkolonie, in der der Generalgouverneur seine Sommerresidenz hat. Eine Straße aus dem modernen Viertel, zwei solche aus dem alten maurischen Teile und eine Ansicht aus den letzten Ausläufern der Vorstadt geben die andern Abbildungen wieder.



Neues vom Büchertisch.

Von

Paul von Szcepański.

Paul Heyse fühlt sich von Zeit zu Zeit veranlaßt, zu brennenden Tagesfragen Stellung zu nehmen, und er findet dann nicht immer ein ausschlaggebendes oder auch nur ein klärendes Wort. Auch sein jüngst veröffentlichter Beitrag zur Frauenbewegung: „Marthas Briefe an Maria“ (Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger), dessen Ertrag für ein in München zu gründendes Mädchengymnasium bestimmt ist, beschäftigt sich zwar mit dieser brennenden Frage der Gegenwart, aber der Leser sucht vergeblich nach neuen Gesichtspunkten und nach einem überzeugenden Beweise für des Verfassers Anschauungen. Was der Leser findet, ist lediglich eine Heyse'sche Novelle in Briefform, trotzdem Heyse in einem Vorworte versichert, daß er nicht der Verfasser, sondern nur der Herausgeber dieser ihm aus England zugesandten Briefe sei, und zu den besten Novellen Heyse's gehört diese neueste nicht. Für die Notwendigkeit der Mädchengymnasien beweist die Novelle so wenig, daß sie sehr gut den Titel führen könnte: „Wie man sowohl mit wie auch ohne Gymnasialbildung eine glückliche Frau werden kann.“ Und die Beweise für das „ohne“ sind sogar die stärkeren. Denn Maria, die Adressatin der Briefe und die Frau mit der höheren Bildung, die auf der Glasgower School of Medicine for Women ihren Doktor gemacht hat und in England als Ärztin praktiziert, hat das Glück der Ehe nur kurze Zeit genossen, sie hat, wie wir aus Marthas Briefen erfahren, ihren Gatten nach kurzer Ehe durch den Tod verloren. Ein trauriges Schicksal, das allerdings in gar keiner Beziehung zur Frauenfrage steht. Wenn der Leser aber diesem Schicksal dasjenige Marthas gegenübergestellt sieht, die ihren heißen Wissensdrang niemals hat befriedigen dürfen, ihre Briefe aber doch damit schließen kann, daß sie nun am Beginn eines endlosen Glückes angelangt sei — an die Möglichkeit natürlicher Katastrophen denkt man nicht, wenn man sich vollbefriedigt fühlt —, dann fällt selbst dieser von der Frauenfrage ganz unabhängige Schicksalsunterschied zu Gunsten Marthas und, da es sich um eine Tendenznovelle handelt, zu Ungunsten der Mädchengymnasien in die Waagschale, trotzdem Martha in ihren Briefen ihre Freundin um ihr Schicksal beneidet und sich selbst über ihr Schicksal beklagt, bis zu dem Augenblick, in dem die Geburt eines Töchterchens allen Klagen ein

Ende macht. Sowohl Maria wie Martha sind arge Tendenzfiguren. Maria das Muster der Frau, wie sie von den fortgeschrittensten Führerinnen der Frauenbewegung immer als leuchtendes Beispiel an die Wand gemalt, im Leben aber selten gefunden wird. Von frühester Jugend an geht sie zielbewußt ihren Weg, macht ihren Doktor, gewinnt sich eine Praxis, heiratet und bringt es fertig, ihren Berufs- und ihren Frauenpflichten in gleicher Weise gerecht zu werden, und als sie nach dem Tode ihres Gatten als Witwe mit drei Kindern in der Welt zurückbleibt, hat sie zwar den Verlust des geliebten Mannes zu beklagen, aber ihr Beruf giebt ihr wenigstens den Trost, daß ihre und ihrer Kinder materielle Lage nicht im Grunde erschüttert ist. Martha dagegen ist das Muster der gefesselten Psyche, wie es von allen — nicht nur von den fortgeschrittensten — Anhängern der Frauenbewegung an die Wand gemalt wird, wenn es sich für sie darum handelt, die Notwendigkeit der Frauenbewegung zu beweisen. Die Tochter eines höheren Beamten, findet sie im elterlichen Hause, und wo sie sich auch sonst danach umsehen mag, nicht die geringste Möglichkeit, sich nützlich zu beschäftigen. Nach ein paar vertanzten Saisons erscheint ihr das Gesellschaftsleben fade, und es erwacht ein heißer Wissensdrang in ihr, den zu befriedigen ihr die veralteten und engherzigen Anschauungen der Eltern und des Bruders nicht gestatten. Die Eltern sterben, und Martha ist darauf angewiesen, sich selbst ihr Brot zu verdienen. Martha versucht es als „Stütze der Hausfrau“. Der Frau des Hauses wird sie sehr wert; trotzdem muß sie sie nach drei Monaten bitten, sich nach einer andern Stellung umzusehen. „Nicht nur der Herr Sohn hatte sich für mich zu interessieren angefangen, auch die Gunst des Hausherrn drohte mir lästig zu werden, und die kleine Eifersucht der Tochter war bereits in einen förmlichen Haß ausgeartet.“ Das Glück läßt Martha sofort eine andre Stellung als Gesellschafterin und Reisebegleiterin bei einer einzelnen Dame finden. Angenehm ist natürlich auch die neue Stellung nicht. Aber diese Dame ist wenigstens nicht undankbar. Als sie nach kurzer Zeit stirbt, stellt sich heraus, daß sie ihrer vielgeachteten Gesellschafterin ein Legat von 2000 Mark ausgesetzt hat. Dieses Legat ermöglicht Martha, eine Handelsschule in Berlin zu besuchen, um sich zur Buchhalterin

auszubilden. Auf dem Vortragsabend eines Volksbildungsvereins hört sie einen Redner, der einen großen Eindruck auf sie macht; sie lernt ihn kennen, und der Eindruck verstärkt sich nicht nur, sondern er ist auch ein gegenseitiger, — nach drei Tagen ist Martha glückliche Braut, bald die glückliche Frau des geliebten Mannes, der als tüchtiger und gesuchter Arzt in einer bayrischen Mittelstadt lebt. Man sollte glauben, Martha könne mit ihrem Vize, das sie trotz der mangelnden Gynnasialbildung gezogen, sehr zufrieden sein. Weit gefehlt! Man höre Frau Martha selbst: „Als ich meinen Mann heiratete, diesen Mann, glaubte ich, nun sei alles gewonnen, was ich je ersehnt hatte. Er wisse alles, vor seinem klaren Auge könne keines der Weltträtsel sich in seine Schleier hüllen, und da wir als Mann und Frau keine Geheimnisse voreinander hätten, würde mir in der geistigen Gütergemeinschaft, in der wir lebten, alles zufallen, wonach ich nur ein Verlangen getragen. Ich mußte bald erkennen, daß dies eine Illusion gewesen, die aus inneren und äußeren Ursachen sich nicht verwirklichen konnte. Zunächst, weil er beim besten Willen mir nicht so viel von seinem Leben widmen konnte, wie ich hoffte und bedürfte. Jean Paul, wenn ich nicht irre, hat einmal gesagt, der Unterschied der Liebe bei den beiden Geschlechtern bestehe darin, daß das Weib in einem fort liebe, während der Mann dazwischen zu thun habe. Ich halte das für einen jener geistreichen Sprüche, die nur zur Hälfte oder nur zu einem Drittel wahr sind. Auch das Weib, wenn es nicht ein ganz stumpfsinniges, geistesarmes Wesen ist, hat ‚dazwischen zu thun‘, und wäre es nur zu lachen, zu waschen und ihre Kleider zu flicken, was bei der leidenschaftlichsten Natur schwerlich von einem ununterbrochenen Liebesgefühl begleitet sein wird. Wo aber zwei Menschen mit höheren geistigen Anlagen sich fürs Leben angehören, wird es die Frau sich nicht nehmen lassen, sich zu einem vollen Menschen auszubilden, in welchem keine seiner Geistes- und Seelenkräfte schlummern oder neben dem thätig wirkenden Manne ein bloßes Schattendasein führen. Nun sah ich meinen Mann demmaßen von seinem Beruf in Atem gehalten, daß für mich nur die kurzen Pausen übrig blieben, die mit unjern hastigen Mahlzeiten ausgefüllt wurden. Auch in diesen Ruhestunden gehörte er nur halb mir an, die Gedanken an seine Patienten ließen ihn oft nicht los, und am Abend, wenn alle Besuche hinter ihm lagen, war er meist so erschöpft, daß es grausam gewesen wäre, wenn seine Frau ihm zugemutet hätte, nun noch für ihre Bildung zu sorgen. Unser junger, kleiner Haushalt machte mir nicht viel zu schaffen, obwohl ich überall selbst mit angriff. Dann kamen die langen Stunden, wo ich über mir allein saß und in den Büchern meines Mannes herumstöberte, ‚ob etwas käme und mich mitnähme‘. Es waren meist medizinische Werke, die ich nicht zu lesen begehrte. Einige historische, die ich schon kannte, dann philosophische, die ich zuerst mit heller Freude in die Hand nahm, da ich glaubte, hier hätte ich endlich den Schlüssel gefunden, der mir die Thore zu den Geheimnissen der Unter- und Oberwelt öffnen würde. Aber ich merkte bald, daß meine Hand zu schwach war, ihn zu gebrauchen. Die Sprache, in der die meisten geschrieben waren, klang wie eine Art Geheimsprache, die nur solche leicht sich aneignen können, die mit Griechisch und Latein vertraut sind. Und selbst, wo die Denker sich Mühe geben, in der allgemeinen Menschensprache zu reden, versagte mir bald das Verständnis. Wir waren ja nie dazu angehalten worden, eine strenggegliederte Kette von Schlüssen zu verfolgen, unter dem Vorwande, unser Gehirn sei zu schwach dafür. Als ob selbst das stärkste Gehirn nicht auch einer geistigen Gymnastik bedürfte, um schwereren Aufgaben gewachsen zu sein. Und was den Mangel an natürlicher Logik betrifft, den man uns vorzuwerfen pflegt, — wie

Ueber Land und Meer. III. St.-Seite. XIV. 9.

oft hatte ich im Disput mit Männern erfahren, daß auch viele von ihnen mit dieser Gabe der Götter nicht eben reichlich gesegnet sind, da sie sich der Mühe überhoben glauben, uns mit Gründen zu überzeugen, wenn wir unsre Menschenrechte verteidigen, und nicht im Stande sind, unsre Gründe zu widerlegen. Ich hatte Tage, wo ich in meiner drückenden Unthätigkeit wahrhaft verzweifelt umherging.“ Und woher all das Unglück? Weil die mangelnde Mädchengymnasialbildung Frau Martha nicht den Schlüssel in die Hand gegeben hat, die Philosophen zu verstehen. Ich glaube, Frau Martha befindet sich in vielen Irrthümern. Es ist zum Beispiel ein Irrthum, wenn sie glaubt, die Gynnasialbildung liefere diesen Schlüssel unter allen Umständen aus. Ich kann Frau Martha versichern, daß die meisten Leute mit dieser Bildung sehr vielen Philosophen nicht zu folgen vermögen. Es ist auch ein Irrthum von Frau Martha, wenn sie glaubt, um sich zu einem „vollen“ Menschen herauszubilden, sei auch nur die Kenntnis irgend eines philosophischen Systems notwendig, — ich habe Vollenmenschen gekannt, die in ihrem ganzen Leben nicht einmal den Namen eines Philosophen gehört hatten. Und es ist auch ein Irrthum, wenn Frau Martha glaubt, es gehöre zu den Menschenrechten, sich mit Philosophie wissenschaftlich zu beschäftigen. Sie verwechselt da durchaus ihr persönliches Bedürfnis mit den Menschenrechten, und wenn sie meint, sie hätte das Recht auf die für ihr persönliches Bedürfnis unerlässliche Vorbildung gehabt, so fordert sie damit nichts andres, als wenn jemand, der große Lust in sich spürt, fremde Länder zu sehen, vom Staate ein Reisestipendium, oder als wenn eine ihrer Schwestern, die Freude an echten Steinen hat, ein offenes Konto beim Juwelier verlangen wollte. Man kann Mädchengymnasien für sehr nützlich, für geradezu notwendig halten — nur nicht aus den Gründen, aus denen Paul Henje und Frau Martha sie fordern. Denn Frau Martha gehört zu den Naturen, die sich nur mit dem Leben abfinden zu können meinen, wenn sie etwas hätten, das sie eben nicht haben. Hätte sie ihre Gynnasialbildung, so würde sie etwas andres herausfinden, was ihr fehlt, und dessen Mangel sie unzufrieden macht. Sie ist ein unpraktischer Mensch, der sich mit der Wirklichkeit nicht abzufinden weiß; sie wünscht ins Blaue hinein, ohne Zweck, ohne Ziel, ohne Grundlage. So hat sie einmal aufs lebhafteste gewünscht, Medizin studieren zu dürfen. Weshalb? „Eine ältere Schwester unsrer Mutter, Tante Lisbeth, hatte jahrelang mit uns gelebt in einem kläglichen Zustande. Sie hatte sich als junges Mädchen, da sie von einer schweren Unterleibsfrankheit befallen wurde, nicht entschließen können, sich der Untersuchung durch einen Arzt zu unterziehen, und Arztinnen gab es damals noch nicht in Berlin. So war das Uebel mit der Zeit unheilbar geworden, hatte ihre Jugend zerstört, ihre späteren Jahre verdüstert, so daß sie in einer Schwermut dahinsiehte, die an Jernum grenzte.“ Tante Lisbeths Fall ist gewiß ein sehr trauriger Fall, aber es ist keineswegs sicher, daß dieser Fall weniger traurig geworden wäre, wenn es damals schon Arztinnen in Berlin gegeben hätte. Denn das Wahrscheinliche ist, daß Tante Lisbeth der Arztin gegenüber gerade so prude gewesen wäre, wie sie es dem Arzte gegenüber gewesen ist. Diese Pruderie ist durchaus keine weibliche Eigentümlichkeit, wie Frau Martha zu glauben scheint, sie findet sich ebenso häufig bei jungen Männern, wie mir Arzte gewiß beglaubigen würden. Und wollte man diese Pruderie der Jugend allein dafür geltend machen, daß Arztinnen nützlich und wünschenswert seien, so würde man starkem Widerspruch begegnen. Aber es sprechen gewichtigere Gründe dafür. Paul Henje muß sehr weltfremd geworden sein, wenn er sich von „Marthas Briefen an Maria“ eine Förderung der Bestrebungen verspricht, die für die Berechtigung des

Frauenstudiums eintreten. Diese Bestrebungen sind aus rein praktischen Erwägungen hervorgegangen, und sie werden sicher nur einen Erfolg haben, wenn sie rein praktische Ziele im Auge behalten. Frauen, die sich nur deshalb unbefriedigt fühlen, weil sie meinen, ihnen fehle der Bildungsschlüssel für die höchsten Erkenntnisse, wird niemals zu helfen sein. Jedenfalls wäre es zu viel verlangt, wenn diese Ausnahmisseien zu ihren Gunsten für eine Revolution des ganzen weiblichen Erziehungswezens ein allgemeines Eintreten beanspruchten.

Die problematischste seiner Naturen hat Friedrich Spielhagen in seinem neuen Roman „Faustulus“ (Leipzig, Verlag von L. Staadmann) geschaffen, einen Charakter, aus dem der Leser in der That nicht klug werden kann, da er ihn doch unmöglich, ohne des Autors Einwilligung, einen ekelhaften Keel nennen darf. In der ganzen Romanliteratur dürfte es kaum einen gleich unympathischen Helden geben wie den Dr. Arno, den Spielhagen einen Faustulus nennt. Selbst von äußeren Reizen hat ihm sein Schöpfer nur eine schöne Stirne zugebilligt. Trotzdem hängen die Frauen sich an ihn wie die Kletten, und zwar die Frauen jeder Art. Die stark wurmförmige Apothekerin läßt sich von ihm mißhandeln, das reine Naturkind Stine wirft sich ihm an den Hals, kaum daß er nötig hat, die Arme zu öffnen, die starkgeistige Banquierstochter Meye ist der festen Ueberzeugung, daß sie diesem Faustulus die notwendige Ergänzung sein wird, und selbst Alexes vornehm denkende und nur unerträglich schöngestig redende Mutter hat ihren Narren an dem merkwürdigen Menschen gefressen, den zwar bereits im Jahre 1854 sein Schicksal ereicht, der aber offenbar schon Nießches Uebermenschen-theorie vorempfunden und mißverstanden hat. Trotzdem die Geschichte schon lange her ist, hat Spielhagen es für absolut notwendig gehalten, den Schauplatz der Handlung auch den schärfsten Augen künstlich zu verschleiern; die Handlung spielt auf zwei der pommerischen Küste vorgelagerten Inseln, Uselin und Woldom, deren Namen jedem Leser furchtbar fremdartig klingen. Auch die Menschen erscheinen ihm fremd; jedenfalls haben sie, auch die von der Kultur noch nicht beleckten Fischer, nichts spezifisch Pommerisches an sich, und was da in den Salons der Useliner Honoratioren im Jahre 1854 gethan, geredet, gegessen und getrunken wird, das könnte Spielhagen sich alles in ganz gleicher Weise in einem Salon des Berliner Westens im Jahre 1898 vollziehen lassen. Womit ich nicht gesagt haben will, daß es dann ausnehmend charakteristisch wäre, aber es würde doch charakteristischer erscheinen als in dem weltentlegenen Uselin im 1854. Was mich am meisten betrübt hat, ist die aus dem Roman hervorgehende Thatsache, daß der Morphiumgenuß schon vor vierundvierzig Jahren in Uselin eine so weite Verbreitung gefunden hatte, wie er sie heute kaum in Berlin W. gefunden haben dürfte. Aber selbst dieser Morphiumgenuß kann meiner Meinung nach den Dr. Arno nicht entschuldigen; er kann nicht einmal sein und der Apothekergattin, die auch diesem Genuße huldbigt, Verhalten erklären. Denn wenn die letztere sich einbildet, ihr Gatte werde, nachdem sie schon Jahre hindurch verheiratet sind, sich gewisse ihm zustehende Rechte mit einem Rittergut erkaufen, so arbeitet ihre Phantastie doch üppiger als selbst starke Dozen Morphium möglich machen können. Und gar Dr. Arno! Er kompromittiert die Apothekergattin, er verführt die reine Stine und er verlobt sich mit der starkgeistigen Meye, — so alles in einem, ohne auch nur einen Gedankenstrich zwischen diese drei Lebensabschnitte zu machen. Das ist zu viel, selbst für eine durch Morphium momentan gesteigerte Lebensfreudigkeit. Ich wüßte in der That nicht, wie dieser Wirrwarr enden könnte, trotzdem Stine die Sache dadurch vereinfacht, daß sie ins Wasser geht, wenn nicht die rächende

Nemesis in Gestalt eines Fischers dem Dr. Arno ihr Messer ins Herz stieße. Das ist doch mal exakt arbeitende poetische Gerechtigkeit, wenn auch Spielhagen das Ende nicht so aufsaßt; denn er läßt den Dr. Arno nicht eigentlich gerichtet, sondern ihn mit seiner geliebten Stine vereinigt werden. Es ist aber sehr erschütternd, und um es noch erschütternder zu machen, hat Spielhagen einen kleinen Kunstgriff angewandt, er hat erst noch, trotzdem er doch bereits wußte, wie es kommen würde, die ganzen Polterabendherrlichkeiten geschildert, die dem Brautpaar Dr. Arno und Meye zu Ehren veranstaltet werden. Nichts wird dem Leser da vorenthalten: Bengalische Beleuchtung, Prolog, Kranzüberreichung, Quartett, Quadrille, Festspiel, auch nicht die Freuden des Soupers: „Es fehlte nichts an dem köstlichen Mahl; selbst die Reden, die gehalten wurden, waren ausnahmsweise gut.“ Spielhagen läßt sich sogar bei der liebevollen Ausarbeitung der Freuden dieses Polterabends von seinem Wunsche, alles recht hübsch, appetitlich und gemüthlich darzustellen, zu einer etwas unwahrscheinlichen Behauptung verführen. Er erzählt unter andern: „Nun traten vier zwölf- bis vierzehnjährige, als Vagen in blauen Sammet gekleidete Mädchen auf, die mit ihren allerliebsten, im Geschmack Louis quatorze kostümirten kleinen Partnerinnen nach einer anmutigen Melodie eine Gavotte so grazios tanzten und so entzückend ausahen, daß eine Wiederholung stürmisch verlangt wurde. Aber, wenn nicht die holden Geschöpfe selbst, so war doch der Arrangeur klug genug, sich mit einem Erfolge zu begnügen, der nicht gesteigert, höchstens abgemindert werden konnte.“ Junge Mädchen im Vagenkostüm auf einer Useliner Hochzeit, — das kann ich mir unmöglich denken; oder das Uselin von 1854 müßte im Vergleich zu dem Uselin von heute sehr freie Anschauungen gehabt haben. Aber daß es nach allem diesem vergnügten Brimborium, in das sich der Leser vertiefen durfte, dann um so mächtiger wirkt, wenn der glücklich-unglückselige Bräutigam aus dem Trubel vergnügter Menschen auf das einsame Hasenbollwerk hinausflüchtet, dort dem messerbewaffneten Rächer Stines begegnet, sich Kopf und Weße aufreißt und ihm zuruft: „Stoß zu! Hier sitzt das Herz, hier! Das Herz, das Stine gehört im Leben und im Tode, wie ihr Herz mir gehört hat im Leben und im Tode!“ — das ist doch klar. Und das nennt man die „Technik des Romans“, über die, irre ich nicht, Spielhagen einmal sehr eingehende Erörterungen angestellt hat.

Erinnerungen an seine verstorbene Burgtheaterdirektorenzeit mögen es sein, die Adolf Wilbrandt den Stoff zu seinem Roman „Schleichendes Gift“ (Stuttgart, Verlag der F. G. Cottaschen Buchhandlung Nachf.) gegeben haben. Wenn nicht den Stoff, so doch die Lokalfarbe, die Typen, den Verkehrston. Die sind sehr gut beobachtet und wiedergegeben, und auch die Verleumdungsgeschichte, die Wilbrandt innerhalb der Wiener Gesellschaft sich abspielen läßt, ist ohne alle romantischen Zuthaten, ein interessantes Dokument menschlicher Schwäche und Niedertracht, in ihrem Beginn sein motiviert, in ihrer Entwicklung fesselnd und in ihrer Lösung vornehm. Das Motiv der Verleumdung ist Rache. Ein talentvoller Laugenichts sucht die Protektion eines höheren Beamten, der ihm schon mehrfach die rettende Hand gereicht hat, nach, um eine gut besoldete Stelle in einem großen Wiener Finanzinstitut zu erhalten. Der Beamte, eine offene und ehrliche Natur, weist dieses Ansuchen zurück, und zwar ist er unvorsichtig genug, als Grund für seine Weigerung seinen Mangel an Vertrauen zu dem Klienten zu bekennen. Vorsichtiger Leute helfen sich in ähnlicher Lage mit allgemeinen Redensarten, oder indem sie Mangel an Einfluß vorbringen, oder indem sie Versprechungen machen, die sie fest entschlossen sind, nicht zu halten. Hofrat Steinhausen ist zu ehrlich für solche Ausflüchte; er sagt

dem Bittsteller einfach: „Ich kann dich nicht empfehlen, weil ich keine Garantie für dich übernehmen kann, weil ich kein Zutrauen zu dir habe. Was ich bisher für dich gethan habe, das geschah aus Freundschaft für deinen Bruder, und es geschah auf meine Rechnung. Ich kann es keinem andern, am wenigsten dem mit mir befreundeten Minister zumuten, die gleichen Erfahrungen mit dir zu machen, die ich selbst gemacht habe.“ Der Zurückgewiesene nimmt das äußerlich ruhig hin, aber in ihm steht es fest, daß er dem Manne eine Lektion erteilen wird, — die nämlich, daß man schlechten Charakteren nicht einmal ungestraft Wohlthaten erzeigen darf. Im Hause des unverheirateten Hofrats lebt ein junges Mädchen, die Tochter eines verstorbenen Freundes, an dem er unter dem Titel eines Onkels Vaterstelle vertritt. Zwischen dem älteren Manne und dem jungen Mädchen keimt, noch unausgesprochen, eine Neigung. Andererseits hat zwischen dem Hofrat und der Gattin des ihm befreundeten Ministers Haller einmal, gleichfalls unausgesprochen, eine Neigung bestanden, die vielleicht nicht ganz ungefährlich gewesen wäre, wenn der Hofrat als ein Ehrenmann die aufzüngelnde Flamme nicht rechtzeitig erstickt hätte. Da sieht der von dem Hofrat zurückgewiesene Bittsteller die beiden exponierten Angriffspunkte. Ein paar Verse eines dichtenden Freundes von allgemeiner Sentenz, die er geschickt für seinen speziellen Zweck umformt, ein Gedicht des Hofrats, das das junge Mädchen sich abgeschrieben hat und das er von ihrem Schreibtisch entwendet und für ihre eigne Gefühlsäußerung ausgibt, sind seine Waffen. Geschickt weiß er die beiden Zettel in der Gesellschaft die Kunde machen zu lassen, und die Gesellschaft deutet aus ihnen scharfsinnig eine Beziehung des Hofrats zu der Gattin des Ministers und eine Neigung des Ministers für das junge Mädchen. Von der letzteren und ihrer Erwiderung glaubt sogar der Hofrat selbst schließlich überzeugt sein zu müssen. Die Rechtlichkeit der beiden Freunde, des Hofrats und des Ministers, die auch lebenslang genug sind, um zu wissen, daß unter Männern durch offene Aussprache am ehesten eine undurchsichtige Situation geklärt wird, bricht der Intrigue die Spitze ab. Auch an einer vollständigen Entlarvung des Urheber der Verleumdungen fehlt es nicht — übrigens die einzige Scene, die mehr bühenmäßig als lebenswahr anmutet. Unter Wilbrandts zahlreichen Romanen zeichnet sich dieser durch eine große Frische der Darstellung und durch eine ganze Anzahl sehr liebenswürdiger Charaktere aus.

Paul Lindaus neue Erzählung „Der König von Sidon“ (Breslau, Verlag von E. Schottlaender) wird als Dichtung nicht viele Freunde finden, aber als lebensvolle Schilderung alter Gräberfunde bei Beirut erregt sie ein lebhaftes Interesse. Paul Lindau hat Wahrheit und Dichtung miteinander zu verschmelzen gesucht, und das ist ihm nicht mißlungen. Aber so lebendig und anziehend seine Reisebeschreibungen wirken, so müde zeigt sich seine Phantasie, die den Rahmen dafür geliebert hat. Die Geschichte, die er erfunden hat, ist von beinahe rührender Anspruchslosigkeit. Professor Möller in Berlin, der sehr zurückgezogen lebt, nimmt ein zahnlos Interesse an einem jungen Mädchen, das mit ihm auf derselben Etage wohnt und das er kennen lernte, als sie einmal einen Band von Meyers Konversationslexikon entlehnte, um darin etwas nachzusehen. Sie ist nämlich Stenographin und stenographiert für einen Kollegen des Professors. Auch Möller engagiert sie in gleicher Eigenschaft, sie wird ihm nützlich und angenehm zu gleicher Zeit. Aber ehe er noch einen Entschluß fassen kann, ob es rätlich sei, um ihre Hand anzuhalten, geht ihm eine Einladung des Direktors der kaiserlichen Museen in Stambul zu, bei der Ausdeckung der alten Königsgräber von Sidon mitzuwirken. Professor Möller reißt sofort ab; vom Schiff aus entschließt er sich,

eine schriftliche Werbung an das in Berlin zurückbleibende junge Mädchen zu richten. In Sidon packt ihn ganz der Furor des Forschers, und was er hier erlebt, ist mit den lebendigen Farben geschildert, die Paul Lindau für die Wiedergabe seiner eignen Reise-Eindrücke zur Verfügung stehen — die Eindrücke eines leicht beweglichen, schnell in sich aufnehmenden Geistes. Aber das Ende der Geschichte wirkt dann in Gegensatz zu dem ein bißchen philistrischen Eingange künstlich hochgeschraubt. Als der türkische Entdecker der Königsgräber von Sidon seine Arbeit gethan glaubt und nach Konstantinopel zurückkehrt, bleibt Professor Möller noch zurück, trotzdem er von allen Seiten vor der Fieberluft gewarnt wird. Er ist von dem Ehrgeiz besessen, selbst ein noch verborgenes Grab zu entdecken. Das glückt ihm auch, aber in der schlechten Luft der Matakomben packt ihn das Fieber. Im Fieberwahn hält er sich selbst für den toten König von Sidon, dessen Münze er aus Tageslicht gefördert hat und der in seiner Sarginschrift den Störer seiner Ruhe mit allen möglichen Strafen bedroht hat, darunter auch mit dem Fluch: „Verlassen soll dich das Weib, das du liebst.“ Dieser Fluch geht buchstäblich in Erfüllung, indem Professor Möller die Antwort auf seinen Brief erhält — einen Korb jenes jungen Mädchens mit der Anzeige, daß sie sich eben mit Professor Möllers Kollegen verlobt habe. Darauf bettet sich Professor Möller in seine Bettdecken, ganz wie ein alter Aegypter in seinen Mumienstreifen, und stirbt. Der Leser aber, den Paul Lindau die Neigung des jungen Mädchens zu dem Kollegen Professor Möllers schon längst hatte erraten lassen, sagt sich, daß Professor Möllers Tod doch mit dem Fluch des alten Königs von Sidon eigentlich gar nichts zu thun hat, und daß der Professor auch dann einen Korb bekommen haben würde, wenn er den alten Herrn nicht in seiner Ruhe gestört haben würde. Ich halte es nicht für unmöglich, daß Lindau nicht nur durch seine eigne Reise nach dem Orient, sondern auch durch Ridder Haggards „Cleopatra“ und speziell durch das grandiose Kapitel, das den Raub des Schatzes des Königs Mentaura schildert, zu seinem „König von Sidon“ angeregt worden ist.

Eine reife Entwicklung ihres großen Talents zeigt Frida Frein von Bülow in ihrem Roman „Kara“ (Stuttgart, Verlag der F. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger). Da ist nicht nur ein großer Vorwurf, sondern eine auch in allem Detail meisterhafte Ausführung, und neben einer Fülle von feinen Beobachtungen findet der Leser eine ganz erstaunliche Welt- und Menschenkenntnis. Das alles in dem Rahmen einer Handlung, die niemals den Eindruck des künstlich komponierten macht, sondern aus sich selbst und aus den Charakteren heraus ganz natürlich emporwächst. Comtesse Kara Randorf ist eines jener jungen Mädchen, die sich nicht mit einer Konvenienzehe abfinden können. Sie sieht an ihrer Schwester ein Beispiel, wohin solche Ehen führen, trotzdem diese Ehe gar nicht mal eine ausgesprochen unglückliche ist. Aber das Beste dieser Schwester, ihr Eigenstes, ihre Individualität, hat diese Ehe mit einem übermäßig korrekten Manne von kleinlicher Natur und starker Selbstliebe doch erstickt, und sie hat für dieses Aufgeben ihrer selbst nichts eingetauscht, als die Resignation, daß eine einmal übernommene Verpflichtung auch tadellos zu Ende geführt werden muß. Kara Randorf fühlt sich einer solchen Aufgabe nicht gewachsen. Sie kann sich wohl denken, daß ein Mädchen einem geliebten Manne alles zu opfern im Stande sei, aber sie will nicht an der Seite eines ungeliebten verkümmern. Das wird ihr ganz klar, als ihr der einzige begegnet, der einen übermächtigen, unwiderstehlichen Eindruck auf sie macht. Baron Bruckring ist eine geniale Natur aber auch ein rücksichtsloser Egoist, ein Gewaltmensch, dessen Zauber noch niemand widerstanden, der aber auch noch niemand

Glück gebracht hat. Er kennt seine Macht über Frauen und Männer, und er übt sie ohne Skrupel aus. Kara ist vor ihm gewarnt, sie durchschaut ihn sogar selbst, aber sie liebt ihn, und weil sie ihn liebt, ist sie auch gewiss, nicht von ihm loszukommen. Sie kompromittiert sich und läßt sich, unbekümmert um die Folgen, so stark durch ihn kompromittieren, daß Baron Brudring, der immer bereit ist, die Konsequenzen seiner Handlungen so weit zu ziehen, als sie gezogen werden müssen, sich zu einer Ehe mit ihr entschließt. Eine Ehe, von der niemand ein Glück erwartet, selbst Kara nicht. Aber dennoch geht sie diese Ehe ein, von der ihr eigner Vater ihr abredet, — „meine Liebe erwärmt ihn. Ohne mich würde er vielleicht immer härter werden und zuletzt verfeinern.“ Die Hauptsache ist freilich, daß sie selbst sich nicht stark genug fühlt, von ihm zu lassen, auf ihn zu verzichten, solange er sie nicht selbst von sich stößt. Und die Ehe wird zu einem Martyrium, in dem Kara fühlt, was sie gefehlt hat, gefehlt aus sein Ziel überfliegendem Idealismus, aus Weltunmüdigkeit, jugendlicher Unreife, Mangel an Vertrauen zu ihren natürlichen Beratern. Ein Martyrium aber auch, aus dem sie stärker, in sich gefestigter hervorgeht, — „wie auch der Liebesturm dieses Herz durchwütet hatte, zerbrechen können hatte er es nicht.“ „Kara“ ist einer der in Deutschland nicht eben sehr häufigen Romane, die nicht nur eine spannende Handlung und interessante Figuren, sondern auch zugleich ein wahres Bild aus der Gesellschaft geben und die wirklich bis auf die Tiefe der Dinge gehen.

Wehr an der Oberfläche bleibt Daleska Gräfin Bethusy-Duc in ihrem Roman „Glücksfinder“ (Berlin, Verein der Bücherfreunde, Schall & Grund). Man liest da nur von Schicksalen, aber man wird von diesen Schicksalen nicht im Innersten erregt, und man lernt auch eigentlich nichts aus ihnen, als daß es wirklich Glücksfinder giebt, und da diese Glücksfinder zwei lebenswürdige, nette Mädchen sind und die Geschichte gut und kurzweilig erzählt ist, so gewinnt man sogar so viel Anteilnahme an ihnen, daß man ihnen ihr Glück von Herzen gönnt. Aber eigentlich besteht dieses Glück doch in weiter nichts, als daß zwei Mädchen aus bescheidener Familie, von denen die ältere eine Erziehung „über ihren Stand hinaus“ erhalten hat, sogenannte gute Partien machen. Die ältere heiratet

einen Gutsbesitzer, die andre einen intelligenten jungen Tischlermeister, der es sicher noch mal zum Möbelfabrikanten en gros und wohlhabenden Manne bringen wird. Daß die junge Gutsbesitzerfrau sich beinahe ihr Glück vercherzt und nur die Gutmütigkeit ihres Gatten es ihr zum zweitenmal auf dem Präsentierteller entgegenbringt, kompliziert die Sache, aber auch nur so viel, daß man von dem einen Fräulein Hrabosky sagen kann, sie hätte viel Glück, und von dem andern, sie hätte noch mehr Glück gehabt.

Emil Roland (Emmi Lewald), die Verfasserin einer Anzahl sehr feiner psychologischer Studien aus der Gesellschaft, veröffentlichte eine Sammlung italienischer Reisezeichnungen unter dem Titel „Italienische Landschaftsbilder“ (Oldenburg, Schulzeiche Hofbuchhandlung, A. Schwarz). Keine Studien, sondern Eindrücke einer geistvollen, gut beobachtenden Frau, die sich nicht damit begnügt, dem großen Strom der Touristen zu folgen, sondern die ihre eignen Wege geht und zu unterscheiden weiß, wo der vielbehandelte Stoff bereits genügend Tinte hat fließen lassen und wo ihm noch neue Seiten abzugewinnen sind. Da hört man ihr gerne zu, um so lieber, da sie Stimmung zu wecken weiß und anschaulich zu schildern versteht. Italienreisende werden, davon bin ich überzeugt, noch einen praktischen Nutzen von der Lektüre haben, die sie auf Ausflüge aufmerksam macht, die etwas abseits vom Wege liegen.

Von einem bemerkenswerten Prachtwerke, „König Ludwig II. und die Kunst“ von L. von Kobell (Verlag von Jos. Albert, München), liegen mir die drei ersten Lieferungen vor. Bemerkenswert sowohl durch die Fülle der Illustrationen, die aus dem reichen Schatz der zeitgenössischen künstlerischen Darstellungen und vor allem der von König Ludwig erbauten Schlösser schöpfen, wie auch durch den Text der durch ihr großes Werk „Unter vier bayrischen Königen“ bekannt gewordenen Verfasserin. Luise von Kobell schildert König Ludwigs künstlerische Entwicklung, ausgehend von den Eigentümlichkeiten seines Charakters, von der Umgebung, in der er heranwuchs, und von den erzieherischen Einflüssen, die sich auf ihn geltend machten. Für eine Beurteilung der Einwirkung Ludwigs II. auf die Kunst seiner Zeit scheint mir das Werk von grundlegender Bedeutung zu werden.





Der Prozeß Zola.

Die Akten des Prozesses Zola sind geschlossen, der große französische Dichter ist in seinem Kampfe um Wahrheit und Recht unterlegen, aber noch immer hat die Erregung sich nicht gelegt, die sich an dieses einzig in seiner Art dastehende Gerichts-drama geknüpft hat. Für Frankreich sind die fünfzehn Tage, welche die Prozes-

der an die Barre vorggerufenen Zeugen aus; „man darf diese erhabenen Worte ihrer Würde nicht entkleiden“. Und doch, welch ein Mißbrauch ist während des ganzen Prozeßverfahrens, und nicht allein während dieses, mit jenen Worten getrieben worden!

Während der Verhandlungen konzentrierte sich das



Advokat Cahori fordert den Oberstaatsanwalt zum Einschreiten gegen die Ausdrucksweise des Zeugen Gonie auf.

verhandlungen in Anspruch genommen haben, nicht günstig verlaufen, denn sie haben das Vorhandensein von Zuständen enthüllt, die keinem Lande der Welt zum Heile gereichen können. „Man darf die Worte Vaterland und Patriotismus nicht benutzen, um begangene Fehler zu decken,“ rief einer

Interesse selbstverständlich auf den Hauptangeklagten, Zola. Der große Romancier ist, wie er selbst von sich sagte, kein Meister des gesprochenen Wortes. Wenn seine südliche Lebhaftigkeit ihn zuweilen auch mit sich forttrifft, verhielt er sich im ganzen schweigend, doch verriet sein Aeußeres, das



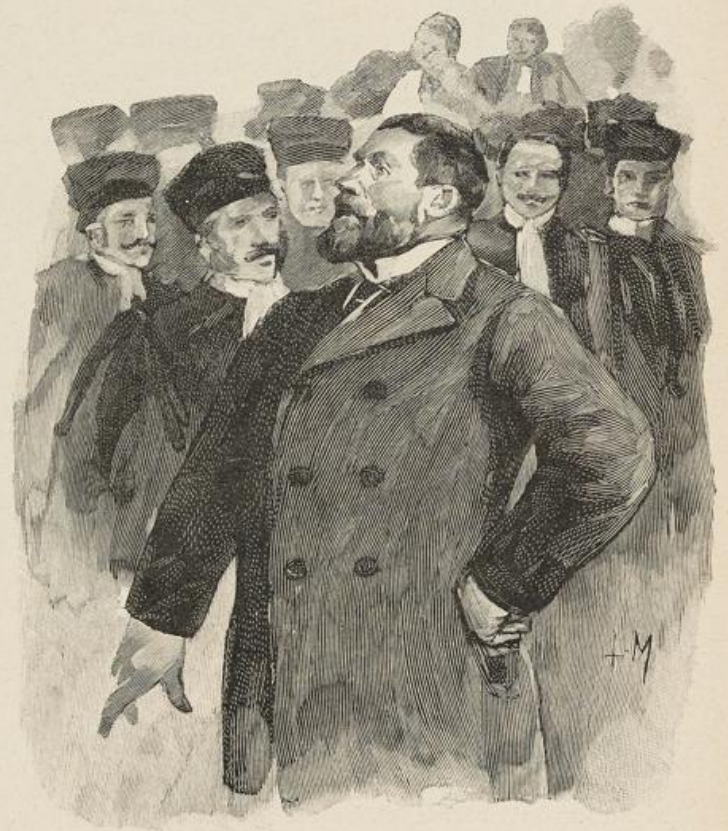
General de Boisdeffe, Chef des Generalstabs.

den noch rüstigen und kräftigen Mann zuletzt wie vorzeitig gealtert erscheinen ließ, wiewohl gewaltige Anstrengungen sein Inneres während der Schwurgerichtstage durchzumachen und was für einen geistigen Kampf er zu bestehen hatte. Zu einer Tagesberühmtheit erhob sich während des Zola-Prozesses der Rechtsbeistand des Hauptangeklagten, der verhältnismäßig noch jugendliche Advokat Labori. Geistvoll, schlagfertig und ein Meister des rednerischen Vortrags, erinnert er an die großen Redner, die einst den Stolz der Pariser Gerichtsbarre ausmachten. Clemenceau, der den zweiten Angeklagten, den Herausgeber des Pariser Blattes „Aurore“, vertrat, erinnerte als Redner an die einstigen großen Tage seines Bruders, des radikalen Politikers. Man hat während der Verhandlungen die beiden Redner vielfach miteinander verglichen. Labori, so sagte ein geistvoller Schilderer der Prozeßverhandlungen, der hochgewachsene, schöne Mann mit vollem blondem Bart und Haar, scheint in seinem Feuer und in seiner Kraft unerschöpflich. Tag für Tag wirft er sich mit derselben ungebrochenen Leidenschaft in die Debatte. Unaufhörlich klingt seine volle, warme Stimme durch den Saal. Das Angestimmte seines Kampfes ist nicht zu beschreiben. Er fällt den Gegner, Präsident, Staatsanwalt oder Zeuge, an wie ein brüllender Löwe, und wehe dem, der ihm in die Klauen gerät! Wenn Labori der Löwe ist, dann ist Clemenceau der Tiger. Während Clemenceau einen Zeugen befragt, liegt er im Hinterhalt, und sobald sich der Zeuge eine Blöße giebt, springt er gleichsam mit einem Satz auf ihn los. Seine Spezialität ist, die Zeugen in Widerspruch miteinander zu bringen und die Wahrheit aus scheinbaren Nebendingen zur Entwicklung zu bringen.

Einen wahrhaft tragischen Eindruck macht das Schicksal des Obersten Picquart; er war wohl der am sympathischsten berührende von allen Zeugen, und doch vermochte er, wie im Esterhazy-Prozesse so auch in dem gegen Zola

angestregten, dem Mißgeschick nicht zu entgehen, daß er aus dem Zeugen zum Angeklagten gemacht wurde. Oberst Picquart wird auch äußerlich, mit seinem klugen, ernsten Gesicht, in der schönen hellblauen Uniform der afrikanischen Tirailleurs, als eine gewinnende Persönlichkeit geschildert. Ungemein dramatisch gestaltete sich die Gegenüberstellung Picquarts mit dem militärischen Untersuchungsrichter General Pellieux und dem Major Navary. Der Zeuge verharrte von dem ersten bis zum letzten Worte seiner Vernehmung in derselben unerschütterlichen Ruhe und erzwang sich durch sein Verhalten bei seinem Abgange eine lebhaft kundgebende von seiten des im allgemeinen den Angeklagten nicht günstig gesinnten Publikums.

Einen tiefen Eindruck machte von den Zeugen der sozialistische Abgeordnete Jaurès. Seine fast zweistündige Rede wurde zwar schweigend, aber mit gespannter Aufmerksamkeit angehört, weil sie von dem stürmischen Verlangen nach Licht und Wahrheit durchdrungen war. Weit über den Sitzungssaal und den Ort des Gerichtes sind jedenfalls seine Worte in das Land und die Welt hinausgedrungen: „Ich glaube, daß das Volk die Wahrheit will. Wenn aber nicht, so ist es besser, im Kampf für die Wahrheit zu unterliegen als zu siegen, indem man sich zum Mitschuldigen aller Zweideutigkeiten macht!“ Einen ernsten, würdigen Eindruck machte durch sein Auftreten auch der frühere Großriegelbewahrer und Justizminister Thévenet. Senator Scheurer-Kestner gewann sich durch seine mannhafte Haltung im Gerichtssaale das Ansehen wieder, das er durch sein zuwartendes und unentschiedenes Verhalten vor der gesetzgebenden Behörde eingebüßt hatte. Er war thatsächlich ein Opfer der ihm von



Jean Jaurès.



General Billot, 3. J. Kriegsminister.



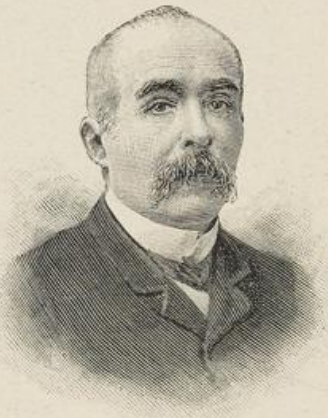
General Mercier, früherer Kriegsminister.



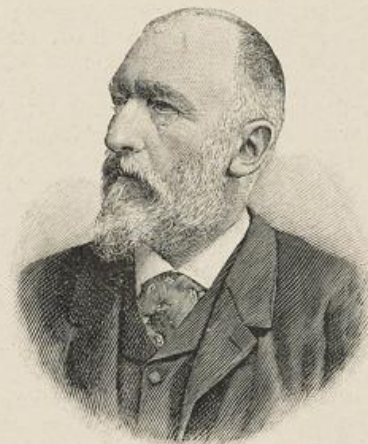
Hauptmann Dreyfus.



Major Esterházy.



Advokat Clemenceau.



Senator Scheurer-Kestner.



Thévenet, früherer Großsiegelbewahrer und Justizminister.



Oberst Du Paty de Clam.

den Regierungsvertretern entgegengebrachten Zweideutigkeit geworden.

Sehr verschieden wirkten die vor die Zeugenbarre geladenen militärischen Persönlichkeiten. Von den Generalstabsoffizieren machte General Gouze, der Unterchef des Generalstabs, entschieden den besten Eindruck, er hatte wirklich etwas von dem *brav' général* im guten Sinne an sich, etwas von dem graubärtigen Haudegen, der nach guter Soldatenart vorgeht, und dem auch der entschiedene Gegner nicht gram sein kann. Der Generalstabschef *Voisdeserre* wirkte anfangs nicht ungünstig, er legte die zuvorkommenden und weltmännisch abgeschliffenen Manieren des höheren französischen Offiziers an den Tag; er sprach langsam und bedächtig mit einer etwas heiseren, nicht unangenehmen Stimme und erwies sich als Zeuge im Kampfe mit den Advokaten als vorsichtig und geistreich. Als geradezu unerhört muß sein schließliches Auftreten bezeichnet werden, als er, den Säbel in die Wagschale der Gerechtigkeit werfend, das Land mit einem Rücktritte der gegenwärtigen Regierung und einem Kriege bedrohte, falls der Angeeschuldigte freigesprochen würde. Ungünstig wirkte durch sein Auftreten der ehemalige Kriegsminister, General *Mercier*, dessen Werk der Dreyfus-Prozess ist. Das starre, ausdruckslose Gesicht mit der überlangen Nase kennzeichnet den Mann, der geradezu als die Verkörperung des militärischen Dogmas erschien, als er mit der Faust auf die Barre aufschlug und ausrief: „Auf mein Soldatenwort, Dreyfus ist schuldig!“ Etwas von dem Wesen des Fanatikers hatte mit seinem Mönchsgesicht auch Oberst *Paty du Clam* an sich, wenn es sich bei ihm auch anders äußerte, als er sich, das Monocle ins Auge geklemmt, im Paradeschritt mit durchgedrückten Knien wie auf dem Exerzierplatze auf die Barre zu bewegte, dann die Hand in weitem Schwunge durch die Luft warf, sie salutierend an den Kopf legte, dann militärisch linksun machte, ebenso vor den Geschworenen salutierte, wieder rechtsun machte und dann in Bewegungslosigkeit verfiel, als sei in seinem Innern ein Uhrwerk zum Stillstand gekommen. General *Henry*, der Hauptgegner des Obersten *Picquart*, steht auch äußerlich in größtem Gegensatz zu demselben. Vierchrötig, mit derbem, rotem Gesicht, aus dem listige Bauernauglein funkeln, macht er ganz den Eindruck des Soldaten, der von der Pike auf gedient, wozu auch das Brutale seines Wesens und der so bezeichnende Wiedermannston seiner Rede stimmen. Die Persönlichkeit des gegenwärtigen Kriegsministers, des Generals *Billot*, griff in die Schwurgerichtsverhandlungen nur un-

sichtbar und gleichsam aus der Ferne ein. In dieser Hinsicht beeinflusste sie den Prozeß in ähnlicher Weise wie die des einsamen Mannes auf der Teufelsinsel. Nicht der Verurteilte, wohl aber der eigentlich Schuldiggesprochene war bei dem Schlusse der Verhandlungen der Major *Esterhazy*.



General Henry, Vorsteher des Nachrichtendienstes im Kriegsministerium.

Alexander Liezen-Mayer †.

Zu München verschied am 19. Februar im Alter von 59 Jahren Alexander Liezen-Mayer, der ausgezeichnete Historien-, Porträt- und Genremaler. Am 24. Januar 1839 zu Raab in Ungarn geboren, erhielt der Vereingte seine erste künstlerische Vorbildung in Wien, siedelte jedoch bald nach München über, wo Piloty ihn 1862 in sein Atelier aufnahm. Seine ersten größeren Werke waren die Heiligensprechung der Elisabeth von Thüringen und Maria Theresia im Garten zu Schönbrunn, das Kind einer Bettlerin stillend. Erst 1867 verließ er die Schule Pilotys, dem er jedoch in treuer Verehrung zugethan blieb. Im Beginn der siebziger Jahre wandte er sich jenem Stoffgebiet zu, auf dem er seine größten Erfolge erzielen sollte, der Illustrierung klassischer Dichtwerke, sei es durch Delbilder, die einzelne Scenen darstellen, sei es durch ganze Cyklen, wie die fünfzig Blätter zu Goethes „Faust“ und die zweihunddreißig Blätter zu Schillers „Glocke“. Für die „Scheffel-Galerie“

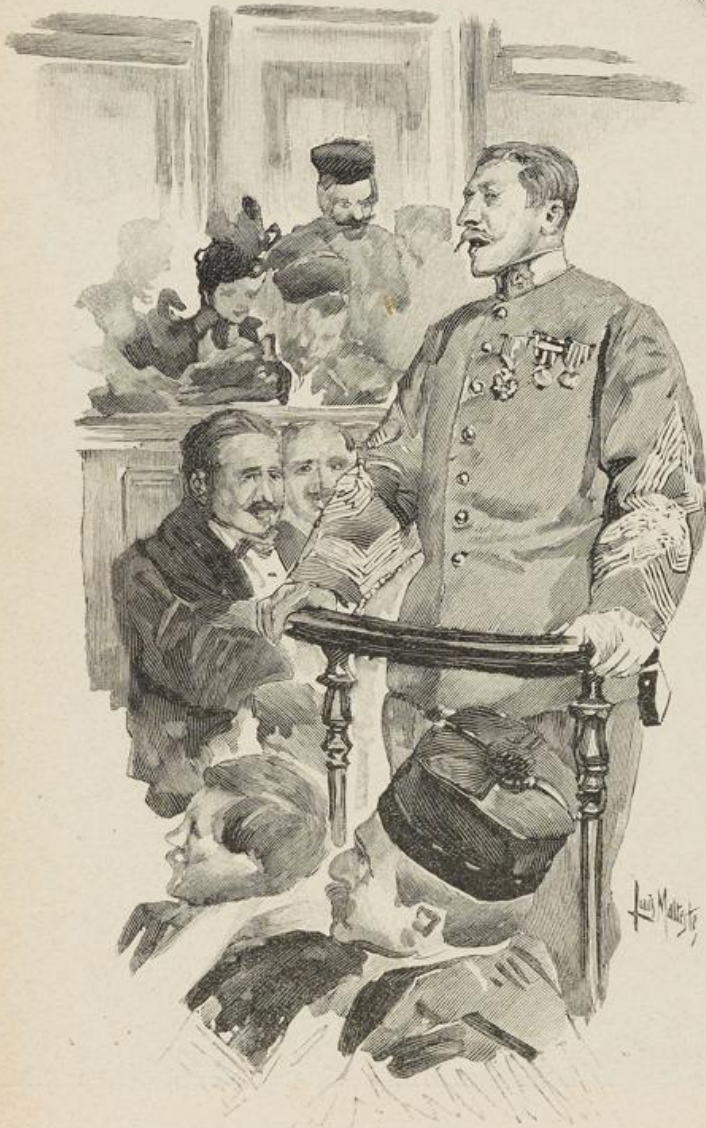


Professor Alexander Liezen-Mayer.

zeichnete er drei Darstellungen zu „Eckehard“. Im Jahre 1877 zum Mitglied der Wiener Akademie ernannt, wurde er 1880 mit der Leitung der Stuttgarter Kunstschule betraut, jedoch schon 1883 als Professor für Historienmalerei an die Münchener Akademie zurückberufen. Unter seinen neueren Werken sind „Die heilige Elisabeth von Ungarn“, „Philippine Welser vor Ferdinand I.“, sowie die „Thronerhebung des Matthias Corvinus“ hervorzuheben, die dem Künstler auf der Budapester Millenniumsausstellung die große goldene Medaille einbrachte.

Der nordamerikanische Panzerkreuzer „Maine“.

der am 15. Februar im Hafen von Havanna durch eine in ihren Ursachen bisher nicht aufgeklärte Explosion zerstört wurde, war in der Kriegsmarine der Vereinigten Staaten eines der jüngsten Schiffe, denn erst 1891 war der Kreuzer vom Stapel gelassen. Nach den kubanischen Gewässern kommandiert, lag die „Maine“ seit dem 25. Januar im Hafen von Havanna vor Anker. Wie dort am 15. Februar die furchtbare Katastrophe erfolgte, wird von einem der Ueberlebenden geschildert: Die meisten Offiziere waren abwesend, da sie eine Einladung angenommen hatten, an Bord eines andern amerikanischen Schiffes zu speisen. Die Mannschaften waren alle an Bord und schliefen größtenteils. Gegen zehn Uhr abends entstand eine furchtbare Explosion, gleichzeitig brachen Flammen an verschiedenen Stellen hervor, Hornsignale ertönten, eine Menge Mannschaften eilten an Deck. Anfänglich wurden sie an die Pumpen beordert, aber dann erfolgte eine zweite, noch furchtbarere Explosion. Die



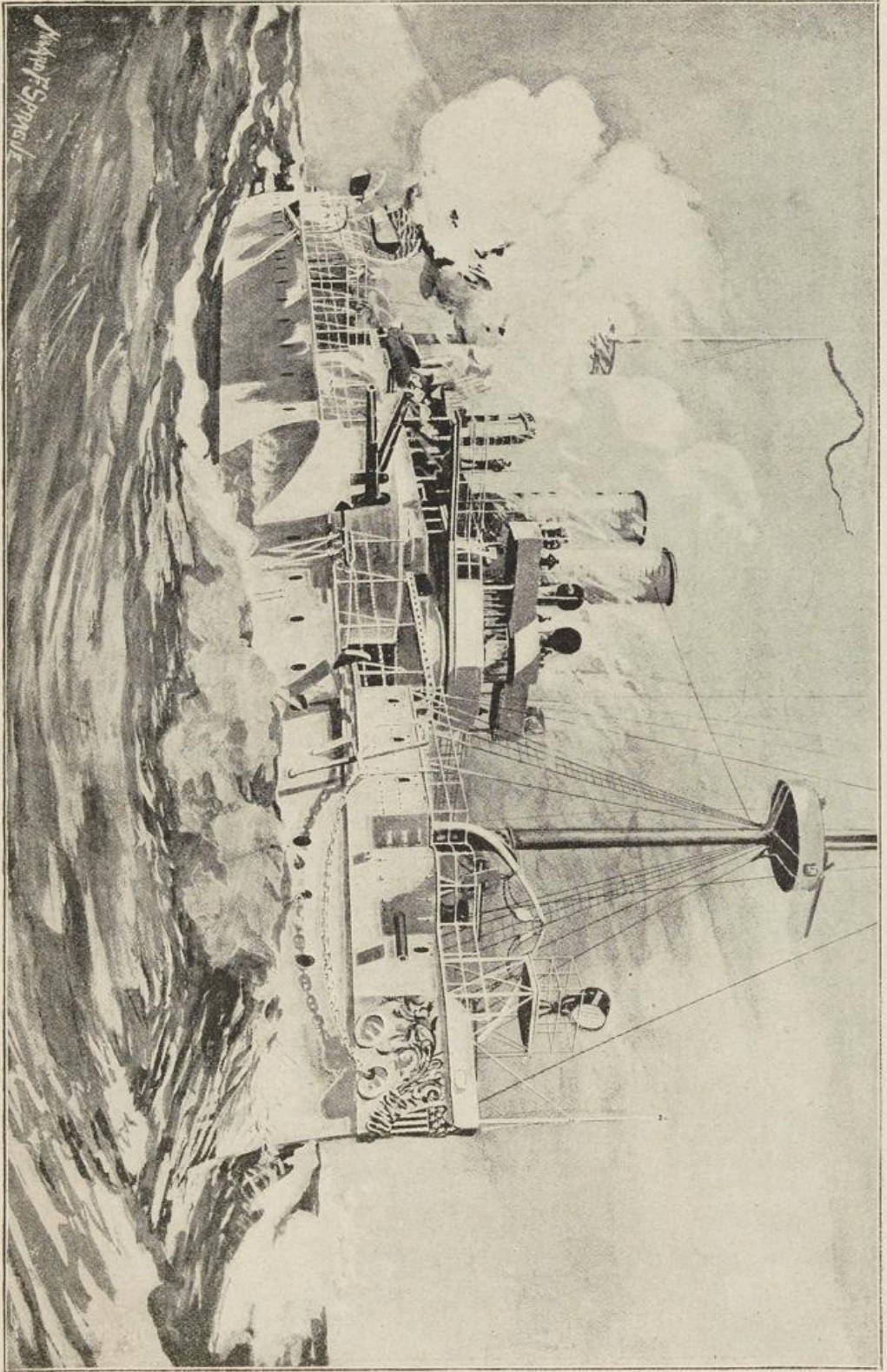
Der Prozeß Jola: Oberst Picauart an der Zeugenschränke. Ueber Land und Meer. Ill. Ost-Heft. XIV. 9.

ie die
t der
ochene
Major

misterium.



Der Prozess Sela: Der Saal während Sela's oller Vernehmung. Originalzeichnung von M. Tefani.



Zer im Hafen von Havana untergegangene nordamerikanische Panzerkreuzer „Maine“.

Flammen hatten das Hauptpulvermagazin erreicht. Große Löcher wurden in die Seite und den Kiel des Schiffes gerissen. Der Kreuzer begann rasch zu sinken. Während die Boote flott gemacht wurden, entstand eine dritte Explosion, worauf der Kapitän Sigbee den Befehl erteilte: „Rette sich, wer kann.“ Eine Explosion folgte jetzt der andern. Das elektrische Licht der „Maine“ war erloschen, wodurch das Rettungswerk, an dem sich Boote von spanischen Kriegsschiffen lebhaft beteiligten, sehr erschwert wurde. Ihren sofortigen Tod fanden bei der Katastrophe 253 Mann

und 2 Offiziere, doch wurde die Menge der Opfer noch beträchtlich erhöht durch die Zahl derjenigen, die, aus den Fluten gerettet, später ihren schweren Verletzungen erlagen. Bei der feindseligen Stimmung, die zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten herrscht, tauchte zunächst die Vermutung auf, die „Maine“ sei von außen durch einen Sprengtorpedo zerstört worden, aber ein Beweis hierfür ließ sich nicht erbringen, und so muß man annehmen, daß die Katastrophe durch eine Unvorsichtigkeit an Bord herbeigeführt worden ist.

Für müßige Stunden.

Frühlings-Rätselsprung.

die	für	tern	wohl-	mungs-	hal-	ja	ich	biß's
flut-	be-	läuf-	fen	nom-	das	die	de	ling
te	durch	ße	voll	len	ab-	ver-	du	hab'
kann-	der	frei-	en	land	er	wo!	früh-	kom-
läßt	es	früh-	men	te	den	von	har-	ein
wie-	te	sein	veil-	ist's	schon	lei-	men	ton
blau-	ling	band	düf-	träu-	hoch	fen-	fern	jer

Halbierrätsel.

Rubier — Wallis — Weiber — Preiselbeere — Unglaube — Bogen — Glasur — Hubert — Mantua — Burnus.
Man nehme aus jedem Wort die Hälfte; aneinandergerichtet ergeben die rückbleibenden Buchstaben ein Citat aus Gutzkows „Miel Koopa“.

Worträtsel.

Ein schlimmes Ding ist's im Gefecht
Und für Belagerte erst recht;
Was soll Verteidigung noch frommen,
Wenn ihr die beste Wehr genommen?
Willst du am Farbenglanz dich freuen,
Nicht du das Wort nicht minder scheun;
Denn bitter ist's, sich zu verjöhnen
Mit der Vergänglichkeit des Schönen.
Was sind die Deutungen Eins, Zwei,
Vergleichen nun mit Kummro Drei!
Jetzt brennt gar tief im Herzensgrunde
Vielleicht unheilbar schwere Wunde. M. Sch.

Verwandlungsrätsel.

Vasam — Ruhe — Lido — Niga — Bruchband — Flugbahn — Spielball — Anstand — Rundschent — Turmbau.
Vorstehende Wörter sollen dadurch in andre Hauptwörter verwandelt werden, daß die erste Silbe stehen bleibt, während die zweite durch eine andre ersetzt wird. Die Anfangsbuchstaben der geänderten Endsilben sollen eine in neuester Zeit viel genannte geographische Bezeichnung ergeben.

Umstellrätsel.

Nenne die beliebte Frucht,
Welche, wenn man es versucht,
Ihre Zeichen umzustellen,
Eifrig in den meisten Fällen
Wird umworden und begehrt —
Gilt es ihrem eignen Wert? M. Sch.

Wörterumwandlungsrätsel.

R	e	g	e	n	L	u	s	t	M	o	r	g	e	n
.
.
.
S	o	n	n	e	E	r	d	e	M	i	t	t	a	g

Aus jedem der obenstehenden drei Wörter ist durch die angegebene U) Verwandlung je zweier Buchstaben das darunterstehende Wort zu bilden.

Neber Land und Meer. III. U. Hefte. XIV. 9.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 8 Seite 320:

Des Bilderrätsels: Ohne Masken würden sich die Menschen garnicht mehr erkennen.

Des Silberrätsels: Schneeball.

Des Worträtsels: Weste — Weste; Oste — West.

Des Citatenrätsels: „Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn.“ „Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an.“

Des Ergänzungsrätsels:

Laß meinen Weg mich wandern
Und geh den deinen du,
Dich zieht es zu den andern,
Ich fühle nur ein Bangen
Ich jehne mich nach Ruh'.
Dich hält die Welt gefangen,
Mit ihrem bunten Spiel —
Ich fühle nur ein Bangen
Nach meinem Reizeziel.
(v. Pittrovitz-Gaffron.)

Des Silberrätsels: Schwalbenschwanz.

Des Worträtsels: Anführen.

Des Silberrätsels: Jägerlatein.

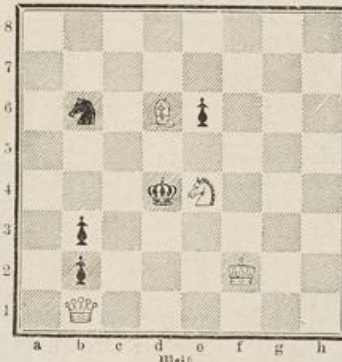
Des Worträtsels: Gefahren.

Schach. (Bearbeitet von E. Schallopp.)

Wir erlauben die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, dieselben stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe X.

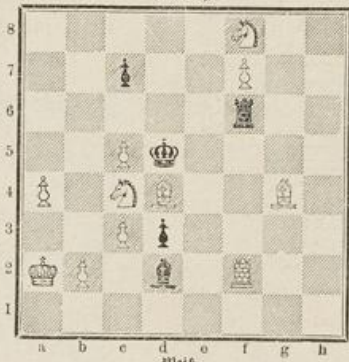
Von Ottmar Nemo in Wien.
(„Münchener Neueste Nachrichten“.)
Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe XI.

Von Dr. F. Binder in Weimar.
Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe VII S. 321:

W. 1. Sg3-e4

S. 1. Tg4×g6

W. 2. Se4-f6+

S. 2. Tg6×f6

W. 3. Sf5-e7 matt.

A.

S. 1. Tg4×e4

W. 2. Dg2-a2

S. 2. beliebig

W. 3. Lb1×a2, Da2×f7, e6, -a8 matt.

B.

S. 1. Lf7×g6

W. 2. Lb1-a2+ oder Dg2-a2+ und

W. 3. Se4-f6 matt.

Auflösung der Aufgabe VIII S. 321:

W. 1. Se3-g4

S. 1. Lh3×g4 (Sg1×e2), d7×e6 (Sg1-f3)

W. 2. Se6-g5+, Sg4-f2+

S. 2. Ke4-f5, d5 (d3)

W. 3. e2-e4 (Sg4-h6, e3, f2, Se6-g7, f4) matt.

A.

S. 1. Ke4-d5 (Sa6-e5)

W. 2. De1-e4+

S. 2. Kd5×e4 (-f5)

W. 3. Sg4-e3 (Se6-g7) matt.

B.

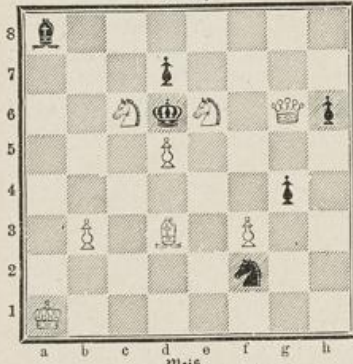
S. 1. Ke4-f5

W. 2. De1-e3

S. 2. Lh3, Kf5×g4 oder bel. anders.

W. 3. Se6-g7, De3-g5, Sg4-h6 matt.

Aufgabe XII.
Von Anton Beman in Olyf.
(„Zlatá Praha“.)
Schwarz.



Weiß zieht an und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe IX S. 321:

- WS. 1. Lb7-g2
S. 1. Kd6-e7
WS. 2. Db4-b8+
S. 2. Ke7-b8
WS. 3. S5-a6 matt.

- A.
S. 1. Kd6-e5
WS. 2. Db4-f4+
S. 2. Ke3-f4
WS. 3. Se5-d3 matt.

- B.
S. 1. Kd6 (Sg8) x e7
(Db2 x g2)
WS. 2. Db4-b8 (+) und
WS. 3. Dh8-f8, b4 matt.

- C.
S. 1. a7-a5
WS. 1. Db4-d4+
S. 2. Kd6-e7, Xe7
WS. 3. Se5-a6, Dd4-d7 matt.

Partie Nr. VIII.

Gespielt im Wiener Schachklub im März 1897. („Wiener Schachzeitung“.)

Stattienische Partie.

- Weiß: G. Landesmann. — Schwarz: V. Třebitzky.
- | | | | |
|------------|---------|-------------|--------------|
| 1. e2-e4 | e7-e5 | 14. Sg3-f5 | Sf6-g4 |
| 2. Sg1-f3 | Sb8-c6 | 15. Dd1-e2 | Sg6-f4! |
| 3. Lf1-e4 | Lf8-e5 | 16. Le3-f4 | e5-f4 |
| 4. d2-d3 | d7-d6 | 17. d3-d4 | Ta8-e8 |
| 5. Sbl-e3 | Sg8-f6 | 18. Tf1-e1? | e7-e6? |
| 6. Le1-e3 | Le5-b6 | 19. Sf5-d6? | Te8-e5!!? |
| 7. h2-h3 | Se6-e7 | 20. Sd0-f7 | Tf8xf7 |
| 8. 0-0 | 0-0 | 21. Lb3xf7+ | Kg8xf7 |
| 9. Se3-e2 | Se7-g6 | 22. Sf3xe5+ | Sg4xe5 |
| 10. e2-e3 | Le8-e6 | 23. d4xe5 | f4-f3! |
| 11. Le4-b3 | Dd8-d7 | 24. De2-f1 | Dh3-g3+ |
| 12. Se2-g3 | Le6xh3? | 25. Kg1-h1 | Lb6xf2 |
| 13. g2xh3 | Dd7xh3 | 26. Df1xf2? | Dg3xf2 |
| | | 27. Te1-g1 | Df2-h4 matt. |

1) Schwarz giebt eine Figur für zwei Bauern und erlangt durch dieses interessante Opfer einen nachhaltigen Angriff, den er glänzend durchführt.

- 2) So weit scheint Weiß sich ganz gut verteidigt zu haben; dem Nachziehenden steht jedoch eine Fortsetzung von ungenügender Feinheit zu Gebote.
3) Ein wohldurchdachter Zug, der 19. . . . d6-d5 20. e4-e5 Te8xe5! droht.
4) Droht 20. Sd6xf7 Tf8xf7 21. Lb3xf7+ Kg8xf7 22. Sf3-g5+.
5) Variert die eben erwähnte Drohung und entscheidet in brillanter Weise.
6) Natürlich erzwungen.

Partie Nr. IX.

Gespielt zu Wien am 23. Mai 1895.

Wir entnehmen diese Partie dem vor uns liegenden ersten Heft der seit Beginn des Jahres 1898 neu erscheinenden „Wiener Schachzeitung“ (Verlag des Wiener Schachklubs, Wien I, Schwetengasse 7), die von O. Fährndrich, M. Galprin und G. Marco vortrefflich und höchst sorgfältig redigiert wird.

Englisches Springerspiel.

Weiß: Max Judd (aus New York).
Schwarz: Berthold Englisch (+ zu Wien am 19. Oktober 1897).

- | | | | |
|-------------|---------|-------------|----------------------------|
| 1. e2-e4 | e7-e5 | 19. Sbl-d2 | Schwarz. |
| 2. Sg1-f3 | Sf8-e6 | 20. Sd2-b3 | Ta8-b8 |
| 3. e2-e3 | f7-f5 | 21. Ta1-b1 | Te7-e2 |
| 4. d2-d4 | e5xd4? | 22. f2-f3 | Tf8-e8 |
| 5. Sf3xd4 | f5xe4 | 23. Kg1-h1 | e7-e5 |
| 6. Sd4xc6 | b7xc6 | 24. Dh3-g4 | Df6-e5! |
| 7. Dd1-b5+ | Ke8-e7 | 25. f3-f4 | Dd5-e4 |
| 8. Dh5-e5? | Ke7-f7 | 26. h2-h3 | h6-h5 |
| 9. De5xe4 | d7-d5 | 27. Dg4-g5 | Ld6xf4!! |
| 10. De4-a4 | Le8-d7 | 28. Tf1xf4? | De4xb1+ |
| 11. Lf1-e2 | Sg8-f6 | 29. Kh1-h2 | Te2-e3! |
| 12. Le1-g5 | Lh8-d6? | 30. Dg5-g3 | Te5-e1! |
| 13. 0-0 | Tf8-e8 | 31. Dg3-f2 | Te1-h1+ |
| 14. Le2-f3 | h7-h6 | 32. Kb2-g3 | Db1-g6+ |
| 15. Lg5-f6? | Dd8xf6 | 33. Kg3-h4 | Dg6-h6 |
| 16. Lf3-d5+ | e6-d5 | 34. Df2-g3 | Th1-f1? |
| 17. Da4xd7+ | Te8-e7 | 35. Tf4-a4 | e5-e4 |
| 18. Dd7-h3 | Kf7-g8 | | Weiß giebt die Partie auf. |

- 1) Eine Neuerung von Englisch, die zu interessanten Verwicklungen führt. Bisher galten d7-d6 oder f5xe4 für die besten Fortsetzungen.
2) Zu betrachten kam hier die Fortsetzung 9. Le1-g5? Sg8-f6 10. Sbl-d2 d7-d5 11. 0-0-0! Dd8-e8 12. Dh5-h4 nebst gelegentlich f2-f4. Weiß wollte aber seinem durch die Fähigkeit in der Defensivbekanntem Gegner den Mehrbeiß eines Bauern nicht vergönnen.
3) Schwarz hat sich in origineller Weise das bessere Spiel verschafft.
4) Besser 15. Lg5-h4 und zum Beispiel 15. . . . g7-g5 16. Lh4-g3 g5-g4 17. Lf3-d1 Sf6-e4 18. Lg3xd6 e7xd6 19. f2-f3 Dd8-b6+ 20. Da-d4.
5) Erzwungen.
6) Ein würdiger Abbruch des kraftvoll geführten Angriffs.

Alleinige Inseraten-Aannahmestelle
bei **Rudolf Wosse,**
Stuttgart, Leipzig, Berlin, Frankfurt a. M.,
Wien, Zürich und dessen Filialen.
Inserationspreis pro dreizehnpentagon Nonpareille-
Zeile 1 M.

Orchester, Schule u. Haus.

Musikinstrumente
Specialität: Saiten- und Blasinstrumente.
Jul. Heinr. Zimmermann,
Fabrik und Export **Leipzig.**
Neue illustr. Preisliste gratis u. franco.
Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Sieben ist erschienen:
Mann und Weib.
Novellen von G. v. Berlepsch.
Preis geb. M. 3. —; fein geb. M. 4. —
Novellen teils ernster, teils heiterer Natur,
die uns in die verschiedenartigsten Lebens- und
Gesellschaftskreise einführen.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

MIGRÄNIN
gegen
Kopfschmerzen jeder Art.

In den Apotheken aller Länder erhältlich. Bequeme
Dosierung. Migränin-Tabletten à 0,37 Gr. in Flacons
à 21 Tabletten. Näheres eventuell durch
Farbwerke Höchst a. M., Deutschland.

Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut

KALODERMA
KALODERMA-GELEE :: KALODERMA-SEIFE
Gesetzlich geschützt unter Nr. 12815.

F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Briefmappe.

Redaktionelles:



Von Enrike Zola spricht jetzt alle Welt, und naturgemäß wendet sich auch in Deutschland seinen Werken in verstärktem Maße das allgemeine Interesse zu, besonders den Romanen: „Der Zusammenbruch“ (der Krieg von 1870/71 — 3 Bände, gebietet M. 5.—, gebunden M. 8.—), „Das Geld“ (2 Bände, gebietet M. 5.—, gebunden M. 8.—), „Doctor Pascal“ (2 Bände, gebietet M. 5.—, gebunden M. 8.—), „Lourdes“ (3 Bände, gebietet M. 6.—, gebunden M. 8.—), „Rom“ (3 Bände, gebietet M. 6.—, gebunden M. 8.—), die sämtlich in Buchausgaben in der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen sind. Zolas neuester Roman „Paris“, unvollständig, die gewaltigste seiner bisherigen Schöpfungen, gelangt gegenwärtig in der Halbmonatsschrift „Aus fremden Zungen“ zur Veröffentlichung. In dem neuesten Heft derselben Zeitschrift finden wir noch: „Im Grünen Trachen“, Eine Episode von Beatrice Baraden (aus dem Englischen), „Donneur“, Skizze von Woldemar (Signo B. Polm) (aus dem Dänischen), sowie eine Skizze „Mut und Thränen“ von L. de Mari (aus dem Spanischen), während die „Deutsche Romanbibliothek“ zwei hochinteressante Romane: „Die Frau Mari“ von Paul Desar Böder und „Vertorene Fiebesmüh“ von A. von Alindowitrom bringt. — Das erste Heft beider Zeitschriften (Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) ist durch jede Buchhandlung und Journal-Expedition zur Ansicht zu erhalten.

H. W. Sch. in W. Von warmer Empfindung und edelm Gefühl, doch leider nicht in der Form vollkommen.

A. in Br. 1. Der Brauch ist nie und nirgends allgemein gewesen, aber wenn die richtige Stimmung vorhanden ist, baldigen ihm übermüthige Leute noch heute allenhalben. 2. Das Gedicht nicht verwendbar.

Wolff R. in G., Rumänien. Schönster Dank für Ihre freundliche Anerkennung, die wir auch in Zukunft zu gewinnen hoffen.

G. W. in G. Diese „Kunst“ können Sie lernen, wenn Sie sich in das Wüchlein „Das moderne Hellsehen“ von H. F. G. Zühr vertieft (Stuttgart, Levy & Müller, M. 1.50). Natürlicher ist, wie zu jeder Kunst, auch hier von vornherein eine gewisse Begabung nötig, aber wenn Sie solche besitzen, können Sie nach gehöriger Uebung Ihre Fremdstreife gehörig verblüffen.

R. W. in Verbst. Auf solche Vermittlung können wir uns nicht einlassen.

K. R. in D. Ihren Wünschen dürfte der „Deutsche Frauenkalender“ von Anna Bauer entsprechen (Elberfeld, Sam. Lucas). Es ist ein Adresskalender, auf jedem Blatte mit Gedichten, Sprüchen oder Betrachtungen bekannter Autoren versehen.

L. und M. W. in Emden. Herzlichen Dank für Ihre Anerkennung, die die zahlreichen Zustimmungen so liebenswürdig vermehrt.

L. W. in Wien. Wegen der Neuheit der Wendung sei hier der Schluß Ihrer erschütternden „Dichtertiefe“ wiedergegeben:

Bei den Uferweidenruten
Liegt ein Mensch mit offenen Adern,
Und es blutet in die Fluten,
Niemand knistert, ihm zu badern —
In den schwarzen, hüpfenden Fluten
Wird des Mannes Herz verbluten.

F. A. in P. Lothringen. Apparate zur Erzeugung von Acetylen können Sie beziehen von der „Deutschen Acetylen-Gesellschaft“ in Berlin. Calciumcarbid wird ebenfalls von dieser Firma geliefert. — Als chemische Fachzeitschrift empfehlen wir die „Chemiker-Zeitung“, Redakteur Dr. G. Krause, in Göttingen (Anhalt).

H. v. W. in D. Ein Konversationslexikon der Theater-Litteratur hat Dr. E. Meisch herausgegeben (Stuttgart, Schwabacher, geb. M. 4.50). Das Buch berücksichtigt die hervorragenden Bühnenwerte aller Zeiten und Länder und gibt neben der kritischen Würdigung auch Biographien der Autoren.

G. v. S. in M. Woher der schnurrige Vers stammt, wissen wir nicht, aber wir erinnern uns, ihn zum ersten Male nach dem Feldzuge von 1864 gehört zu haben:

Die Granate wütht im Sande,
Und wir lauschen den Accorden,
Doch sie fühlt sich nicht im Hande,
Einem Menschen zu ermorden.

In Berlin wurde das Verschen nach der schönen Weise vom „Hauptmann mit dem Schnurrbart“ gesungen. Später haben wir es in der Variation gehört:

Und der Räuber liegt im Sande,
Und er lauscht den Accorden,
Fühlt sich gar nicht mehr im Hande,
Einem Menschen zu ermorden.

Vielleicht kann uns ein Leser Ursprung und Originaltext der geistreichen Dichtung verraten.

Wichtige Leistungen fanden ein: Fr. F. R. Mulder in „s-Gravenhage“ (2), Antonie Klumuth in Pethiera (2), Frau Henriette Hebling-Ischudy in Zürich (7), Sonja v. S. in Agram, „Maus und Wrat“ in Hamburg-Uhlenhorst, Dr. Moser, kurzelt in Aden, Sina v. M. W. in Berlin, Frau Ida Kremer in Koblenz (5), A. in D. Barbacan in Kopenhagen (2), Doris und Evangeline in Ulm, „Köbi“ in Bern (4), Bridgett Proberlen in La Junta, Col. (2), „Vona“ in Hellbrunn (4), „Moselblümchen“ in Goblentz (2).

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserm Verlage ist erschienen:
**Julius Kerner's Briefwechsel
mit seinen Freunden.**

Herausgegeben von seinem Sohne
Theobald Kerner.

Durch Einleitungen und Anmerkungen
erläutert von Dr. Ernst Müller.
Mit vielen Bildnissen und Briefabdrücken.

2 Bände. Preis gebietet M. 12 — ;
fein gebunden M. 14. —

Dem Buch „Das Kernerhaus und seine Gäste“ läßt der Sohn des Dichters jetzt diesen Briefwechsel folgen, der sich als ein ungemein reichhaltiger und interessanter herausstellt. Wenn man seinerzeit den Briefwechsel der Gebrüder Grimm als das erfreulichste Ergebnis des literarischen Marktes hingestellt hat, so kann man mit nicht minderem Recht dies für unsere Tage von diesem Briefwechsel Kerner's mit Uhland, Schwab, Mayer, dem Grafen Alexander von Württemberg, Lenau, König Ludwig I., Geibel, Kobell, Freiligrath, Mörike und hundert andern behaupten. Welch eine Masse von Zeitereignissen zieht da an unserm Geiste vorüber, welche Fülle von Persönlichkeiten, Beziehungen, Lebensschicksalen. So erweist sich der vorliegende Briefwechsel als ein ungemein reichhaltiges Material zur Zeitgeschichte der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts.

Leipziger Zeitung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Schwarze Seidenstoffe

solideste Färbung mit Garantieschein für gutes Tragen und Haltbarkeit.
Direkter Verkauf an Private porto- und zollfrei ins Haus zu wirklichen
Fabrikpreisen. Tausende von Anerkennungs-schreiben. Muster franko auch
von weißer und farbiger Seide.

Seidenstoff-Fabrik Union
Adolf Grieder & Cie., Kgl. Hofl., Zürich (Schweiz).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Zola's Romane

Das Geld. 9. Auflage, 2 Bde.
geh. 5 M., geb. 6 M.
Doktor Pascal. 2. Auflage, 2 Bde.
geh. 5 M., geb. 6 M.
Lourdes. 4. Auflage, 3 Bände
geh. 6 M., geb. 8 M.
Rom. 8. Auflage, 3 Bände ge-
heftet 6 M., gebdn. 8 M.

Der Zusammenbruch (Der Krieg von 1870/71). 15. Auflage,
3 Bände geheftet 5 Mark, gebunden 8 Mark.

Der neueste sensationelle Roman: „Paris“ erscheint
VIII. Jahrg., monatl. 2 Hefte à 50 Pf. Heft 1 u. Abonnem. in allen Buchhandlgn.
soeben in

Bestellungen auf die einzige **„Paris“** Anfang Mai erscheinend (3 Bde.
deutsche Buchausgabe von **„Paris“** geheftet 6 M., gebunden 8 M.),
nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen.

Zur Pflege der HAUT

ist

das beste Produkt

die

CRÈME SIMON

Haende



echt mit der Unterschrift:

Unübertroffen

für den

TEINT

und für die Toilette

des Gesichts

und der

Simon



Von Ocean zu Ocean

dringt der Ruf des Cacao van Houten und es giebt wohl kaum ein Land dieser Erde, wo diese Marke nicht schon längst Eingang gefunden hat. Das Gute bricht sich Bahn und gerade bei Cacao van Houten erkennt der Feinschmecker sehr bald das, was diese Marke ganz besonders hervortreten lässt. — Die leichte Löslichkeit und Verdaulichkeit, der höchst entwickelte Geschmack sind Resultate eines eigenen Herstellungsverfahrens, dem auch zu verdanken ist, dass Cacao van Houten den hohen Nährwerth wiedergiebt, welcher in der Cacao-Bohne enthalten ist. Cacao van Houten ist ein köstliches, erfrischendes Getränk, welches bei grosser Bekömmlichkeit, das Allgemeinbefinden belebt, ohne wie Kaffee und Thee schädlich auf die Nerven einzuwirken.

Stottern

heilt Prof. Rudolf Denhardt's An-
grdl. Prof. Rudolf Denhardt's An-
stalt Honorar nach **Eisenach** Prosp.
Heilung. **gratis**
Gartenl. 1878 No. 13, 1879 No. 5. **Einziges**
Anst. Deutschl., i. herrl. Lage, die mehrf.
staatl. ausgezeichnet, zuletzt d. S. M.
Kaiser Wilhelm II.



nach eigenem patentirten Verfahren hergestellt
ist anerkannt als
der bekömmlichste von allen
und daher
von ärztlichen Autoritäten
besonders empfohlen.

Garantie für Echtheit nur in
Original-Packungen:

3 Kronen	2 Kronen	1 Krone
Mk. 2.80,	Mk. 2.40,	Mk. 2.—

per 1/2 Kilo-Packung.

Überall käuflich.
Fabrikant: P.W. GAEDKE, Hamburg.

Unter Berücksichtigung des reichen Inhalts
und der geistigen Frische, die
billigste deutsche Zeitung.

Im täglichen Feuilleton er-
scheinen die neuesten
Romane u. Novellen
hervorragender
Autoren.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

Berliner Zeitung Tageblatt

und **Handels-Zeitung** m. Effecten-Verlosungslite,
nebst Sonnt. Beigabe **„Ulke“**, „Deutsche Gesellschaft“,
„Der Bettler“, „Mitteltheilungen über Landwirtschaft“,
„Schiff, Gartenbau und Hauswirtschaft“.

Man
abonnirt
bei allen Post-
anstalten d. Deut-
schen Reichs viertel-
jährlich: 5 M. 25 Pf., für
d. II. u. III. Monat eines
jeden Quartals: 3 M. 50 Pf.,
f. den III. Monat: 1 M. 75 Pf.
Für das Ausland beträgt das
Abonnement 4 M. 70 Pf. pro Monat,
14 M. pro Quartal inkl. Porto für post-
freie Zustellung unter Kreuzband. Dasselbe
kann jederzeit begonnen werden durch Ein-
sendung d. Abonnementbetrages direkt an die
Exped. d. „Berliner Zeitung“, Berlin SW.

* Probe-Nummern gratis und franco.

*
13 mal
wöchentlich erscheinend

*
Subscriptions-Preis
50 Pf. pro Jahr

CACAO-VERO,

entölt, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfel-Form.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Kon-
ditoreien, Kolonial-, Delika-
tess- u. Droguengeschäften.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserm Verlage ist erschienen:

Ptah-hôtep

über den Umgang mit Menschen
oder
Ein altägyptischer Knigge.
Entdeckt und herausgegeben von
Oscar Wagner.

In originellem buntem Umschlag
Preis M. 1. 50.

Ein „altägyptischer Knigge“, ein Führer
durch die Fährnisse des Lebens, zugleich
aber auch ein neuer Beweis für den alten
Erfahrungssatz, daß unter wechselndem Schein
das geistige Dasein des Menschen sich unter
allen Himmelsstrichen und zu allen Zeiten
den gleichen Inhalt bewahrt.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.